



Aus dem Tagebuche

eines

alten Schauspielers.

Erster Theil.

Aus dem Tagebuche

eines

alten Schauspielers.

Von

Eduard Genast.

Erster Theil.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Voigt & Günther.
1862.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
7 - NOV. 1930
OF OXFORD

Sr. Königl. Hoheit

Carl Alexander

Großherzog zu Sachsen

meinem allergnädigsten Fürsten und Herrn

in tiefster Ehrfurcht

der Verfasser.

Inhalt des ersten Theils.

Erstes Kapitel.

Meine Kindheit.

Ich bin zu Weimar im Jahre 1797 geboren und der einzige Sohn des Schauspielers Anton Genast, der manchem Leser dadurch bekannt sein wird, daß er zwanzig Jahre unter Goethe's Leitung als Regisseur bei dem weimarischen Hoftheater wirkte.

Ehe ich zu meinen eigenen Erlebnissen übergehe, will ich einige Worte über meinen Vater vorausschicken.

Derselbe war 1765 zu Drachenberg in Schlesien geboren, wo sein Vater beim Fürsten von Hatzfeld das Amt eines Haushofmeisters bekleidete und nicht Genast, sondern Kynast hieß. Er hatte noch eine Menge Geschwister und wurde als der befähigtste unter den Söhnen ganz gegen seinen Willen in die Jesuitenschule nach Krakau geschickt und dem geistlichen Stande gewidmet. In seinem zwanzigsten Jahre kehrte er, reich an wissenschaftlichen

und Sprachkenntnissen, in seine Heimat zurück. Dort sollte er, nach dem Willen seines Vaters, als Kaplan eintreten; all sein Widerstreben und seine Bitten halfen ihm nichts, und so faßte er sich ein Herz und ging, mit wenigen Thalern in der Tasche, den Aeltern durch. Er wollte Schauspieler werden, und sein nächstes Ziel war Breslau; dort wurde er aber abgewiesen, und so wandte er sich nach Bunzlau, wo eine reisende Komödiantentruppe ihr Wesen trieb und wo er nach einigen Proberollen mit wöchentlich einem Thaler Gage engagirt wurde. Auf dem geschriebenen Theaterzettel erschien sein Name dort zum ersten Male als Genast. Ueber ein Jahr trieb er sich nun bei solchen Gesellschaften herum, sang und spielte in allen möglichen Fächern, bis ihn im Jahre 1786 sein guter Stern nach Prag zu Wahr führte, der dort Director des deutschen Schauspiels war. Auch eine italienische Oper unter Guardasoni war dort und soll eine der besten der damaligen Zeit gewesen sein. Wahr, selbst ein tüchtiger Schauspieler, nahm sich meines Vaters an und unterrichtete ihn in Plastik und Declamation. Da mein Vater der italienischen Sprache mächtig war, so machte er auch bald Bekanntschaften unter den italienischen Sängern. Mit Bassi, für den der Don Juan geschrieben ist, wurde er sogar befreundet, und durch ihn lernte er den unsterblichen Mozart kennen.

Es muß ein flottes künstlerisches Zusammenleben gewesen sein. Ich lasse hier ein Pröbchen davon meinen Vater selbst erzählen.

„Von Don Juan war bereits eine Theaterprobe gewesen, aber noch war keine Ouverture fertig, auch bei der Vorprobe fehlte sie noch, und Guardasoni machte dem Componisten ernstliche Vorwürfe, daß wahrscheinlich nun die Oper ohne Ouverture gegeben werden müsse. Mozart aber, ganz unbekümmert darüber, nahm noch am Tage vor der Hauptprobe ein Souper bei einem geistlichen Herrn ein, zu welchem auch Bassi, Guardasoni, Wahr und ich geladen waren. Die Gesellschaft war sehr vergnügt; der geistliche Herr, ein Lebemann, regalirte uns mit trefflichen Speisen und mit noch trefflichern ungarischen Weinen, denen Mozart tüchtig zusprach. Die immer lebhaftere Unterhaltung ging theils in italienischer, theils in lateinischer Sprache vor sich. Bis auf den geistlichen Herrn waren uns allen die Zungen etwas schwer geworden, und erst nach ein Uhr trennte sich die Gesellschaft. Wahr und ich übernahmen es, Mozart nach Hause zu bringen, und auf dem Weg dahin sang er fortwährend Phrasen aus Don Juan, aber immer kam er wieder auf „Finch' han dal vino caldala testa," das Champagnerlied, zurück. Die scharfe Octoberluft und das Singen hatten ihn, als wir in seiner Woh-

nung ankamen, völlig seiner Sinne beraubt. Im vollen Anzug warf er sich aufs Bett und schlief sofort ein. Da uns die Beine auch schwer geworden waren und wir den weiten Weg nach Hause scheuten, setzten wir uns auf ein altes Federsopha, und Morpheus nahm uns ebenfalls in seine Arme. Aus unserm süßen Schlummer wurden wir plötzlich durch kräftige Töne geweckt und sahen bei unserm Erwachen voll Erstaunen Mozart bei einer düstern Lampe auf seinem Pulte sitzen und arbeiten. Keiner von uns wagte ein Wort zu sagen, und mit wahrer Verehrung hörten wir die unsterblichen Gedanken sich entwickeln. Ohne ferner ein Auge zu schließen, hörten wir zu und verhielten uns ganz still. Nach 9 Uhr sprang er mit den Worten auf: „Na! da steht's ja!" Ein Gleiches thaten auch wir, und mit Erstaunen rief er: „Ja, was Teuxel! wie kommt denn Ihr daher?" Mit Begeisterung küßten wir ihm seine schönen weißen Hände. Er trennte die Partitur und bat uns, sie sofort den vier Copisten im Bureau zu übergeben. „Nun wollen wir a Bissel schlafen", sagte er. Abends lagen, theilweise noch naß, die ausgeschriebenen Stimmen auf den Pulten. Ich hatte keine der früheren Proben versäumt, und um so größer war die Wirkung, welche die Ouverture auf mich machte. Bassi war unübertrefflich als Don Juan! In Prag herrschte zu jener Zeit ein competentes Urtheil in Allem,

was Musik betraf, darin war man allen deutschen Städten voraus, und so mußte denn dies Meisterwerk schon bei der ersten Aufführung ein enormes Glück machen. Zwanzigmal wurde die Oper hintereinander bei gedrängt vollem Hause gegeben."

Mein Vater besaß eine sehr hübsche Tenorstimme, darum beschäftigte ihn Wahr hauptsächlich im deutschen Singspiel als Tenorbuffo, wozu er das meiste Talent mitbrachte. Für dies Fach erhielt er auch im Jahre 1791 einen Antrag nach Weimar, vorher aber kehrte er noch einmal in seine Heimat zurück, um eine Versöhnung mit Vater und Mutter herbeizuführen, welche ihm auch gelang. Ueber seine Familienverhältnisse beobachtete er gegen meine Mutter und uns Kinder ein strenges Stillschweigen, und erst im Jahr 1830, kurz vor seinem Tode, erfuhr ich seinen wahren Namen, indem ich in Breslau durch einen Zufall seinen jüngsten Bruder kennen lernte.

Kaum war mein Vater in Weimar angekommen, so wollte er auch schon wieder fort, denn großes Entsetzen flößte ihm die kleine Stadt ein, wo Rinder-, Schaf- und Schweineheerden ungehindert durch die Straßen lustwandelten. Auch das vornehme Kopfnicken, womit Goethe ihn empfangen, behagte ihm nicht, aber er machte bald viele angenehme Bekanntschaften, die ihn fesselten, vor

allen die eines einfachen, lieblichen und bildschönen Bürgermädchens, meiner Mutter. Ich sehe noch im Geist die süßen, großen veilchenblauen Augen, die ich so oft mit kindlicher Liebe geküßt, das rabenschwarze Haar und die schlanke Gestalt. Meines Vaters weitern Lebenslauf und seine Wirksamkeit als Regisseur beim weimarischen Hoftheater werde ich dem geehrten Leser später mittheilen.

Ich hatte nur eine um drei Jahre ältere Schwester; sie war mein Spielkamerad und that es mir in allen Künsten, wie Ringen, Laufen, Springen, Steinschleudern u. s. w. weidlich zuvor; eigentlich hätte sie die Hosen und ich den Weiberrock tragen müssen, denn sie war ein kleiner Teufel.

Die wichtigste meiner Kindererinnerungen fällt in das Jahr 1803.

Die jetzige Schillerstraße hatte früher ein ganz anderes Ansehen. Auf der Südseite lag der Stadtgraben, an den sich unmittelbar zwei Reihen hochstämmiger Linden schlossen, die sich vom innern Frauenthor bis an das Palais, den Wittwensitz der Herzogin Anna Amalia, erstreckten. Neben der Allee, die man Esplanade nannte, war die Fahrstraße, die sich an die Stadtmauer lehnte und hinter welcher kleine Gärten sich befanden, die zu den Häusern der Windischen Gasse gehörten. In der Fronte der Stadtmauer standen damals nach der Süd-

seite zwei bis drei Häuser, von denen Schiller eins ankaufte. Allee, Stadtmauer, bis auf ein kleines Ueberbleibsel, sowie der Stadtgraben, der überbrückt wurde, sind verschwunden, und zwei Reihen schöner Häuser nehmen das frühere Terrain ein. Das erwähnte Palais, an welches sich ein sehr hübscher kleiner Park schloß, der durch einen Bach und eine Reihe Pappeln von der Straße getrennt war, lag in einer Vertiefung, die früher wohl auch zum Stadtgraben gehört haben mag. Park, Pappeln und Bach sind ebenfalls verschwunden und überbaut worden, nur das Palais der Fürstin steht noch, in welchem ihre ästhetischen und heiteren Cirkel stattfanden, die gewiß nicht minder interessant gewesen sein mögen als vormals die des Herzogs von Ferrara.

Eines Tages ging ich mit meinem Vater nach dem Theater, welches dem Palaisgarten gegenüber lag. Er hatte dort einige Geschäfte zu besorgen und hieß mich warten, bis er zurückkäme. Während ich allein blieb, lehnte ich mich an das einfache hölzerne Geländer, welches zwischen den Pappeln angebracht war, und lugte hinab in den großen, schönen Garten; da saßen zwei Damen auf einer Gartenbank und strickten. Die eine hatte so schöne große Augen wie meine Mutter, nur daß sie ganz himmelblau waren, die andere hatte ein spitzes Gesicht und schien mir etwas bucklig zu sein. Nicht lange dauerte

es, so rief mich der Vater, ich sprang zu ihm und fragte: „Vater, wer sind denn die Damen, die da sitzen?“ Der Vater schielte seitwärts hin und erwiderte: „Das ist die Herzogin Amalia und ihre Hofdame, die Göchhausen.“

Wir gingen nun der Esplanade zu. In derselben begegnete uns ein großer Mann mit langen Armen und langem Rock, hagerem Gesicht, gebogener Nase, in bloßem Kopf; mir fiel er sehr auf, besonders im Gegensatz zu meinem Vater, der klein und dick war, ein volles Gesicht und eine Stumpfnase hatte. Der Mann begrüßte ihn freundlich und fing mit ihm ein Gespräch über das Theater an; währenddem strich er mir durch meine Flachshaare, streichelte mir das Gesicht, nahm mich endlich sogar auf den Arm und tänzelte, mich immer dabei liebkosend, mit mir die Allee dahin. Als er uns verließ, fragte ich: „Vater, wer war denn der lange Mann?“ „Das war Schiller, mein Sohn!“ sagte der Vater eindringlich bedeutsam zu mir. Ja, was wußte ich dummer Junge damals vom Schiller; aber doch sah ich dem Manne lange nach, und obgleich ich ihm nie wieder begegnete, ist doch sein Bild treu in meinem Gedächtniß geblieben.

Nach und nach vertauschten meine Schwester und ich die Rollen; sie wurde still und ruhig und das Mädchen trat immer mehr bei ihr hervor; in ihrem vierzehnten

Jahr bereits zur Jungfrau erblüht, ward sie die Schüchternheit und Sanftmuth selbst. Dagegen war ich einer der unbändigsten und wildesten Jungen geworden, der bei allen tollen Streichen dabeisein mußte. Man nannte uns nur die „Sperlingsbrut", weil ich und einige Spielgefährten, die wir alle auf dem sogenannten Sperlingsberg wohnten, uns durch die größte Wildheit auszeichneten.

Wir hatten ein Häuschen, was am Abhang dieses Berges lag und dessen Räume in jeder Beziehung niedlich waren. Die Belletage bestand aus einer Stube und Kammer; eben so viel Piecen enthielt auch das Parterre nebst einer Küche; ein kleiner Hof mit Federvieh, Holz- und anderm Stall, worin sich die unvermeidliche Ziege befand, die jede weimarische Bürgerin haben mußte, wollte sie für eine wirthschaftliche Hausfrau gelten. Für Futter brauchte nicht gesorgt zu werden, denn in diesem netten Stadtviertel wuchs Gras genug auf den Straßen. Die Krone aber von diesem kleinen Rittergut war ein Garten, der wenigstens zwanzig Schritte im Quadrat hatte und in dem sich außer einigen Gemüsebeeten ein Apfel-, ein Birn-, ein Kirsch- und zwei Pflaumenbäume befanden. Lange bevor das Obst reif wurde, bewies ich meine Fertigkeit im Klettern, dann erscholl wohl aus dem Hinterfenster einer Nachbarin: „Verfluchter Junge, willst De gleich vom Bome! se sinn ja noch nich reif!"

Aber auf solche freundliche Zurufe nahm ich keine Rücksicht, nur wenn die Drohung: „Warte! ich sag's Deiner Mutter!“ ertönte, rutschte ich vom Baum und nahm Reißaus. Alles kam mir indessen noch riesengroß vor, als ich in meinem achten Jahre dies Eldorado verlassen mußte, und wäre wahrscheinlich in meiner Phantasie auch so geblieben, da ich seit jener Zeit die Schwelle dieses Hauses nie wieder betreten hatte, hätte nicht meine Frau, nachdem ich im Jahr 1829 nach Weimar zurückgekehrt, kurz nach unserer Ankunft den Wunsch geäußert, die Stätte zu sehen, wo ich geboren worden war.

Der Zimmermann, der vor 25 Jahren das Haus von meinem Vater gekauft hatte, wohnte noch mit seiner Frau darin. Freundlich wurden wir von dem alten Ehepaar empfangen, als ich ihnen unsern Wunsch mitgetheilt. Mit ganz eigenen Gefühlen betrat ich gebückten Hauptes, damit mein Kopf nicht mit dem Ausschnitt der Thür in unangenehme Berührung käme, die ehemalige Wohnstube. Ja, da stand er noch, der alte Kachelofen, hinter den ich und meine Schwester uns gekauert hatten, wenn uns die Magd oder eine alte Muhme grausige Spukgeschichten erzählten. Daneben war die kleine Kammer, wo ich das Licht der Welt erblickt hatte. Ich hatte oft gegen meine Frau mit einem gewissen Selbstgefühl von unserm wohnlich geräumigen Besitzthum gesprochen, und jetzt war Alles

so klein und ärmlich, daß ich in namenlose Verlegenheit gerieth; noch hoffte ich auf den Garten, aber auch der machte mich zum Aufschneider, als ich hineintrat. Voll Aerger sagte ich: „Ach! der ist ja viel größer gewesen!“ Der Zimmermann versicherte aber, daß nicht ein Stückchen davon weggekommen sei, und auch die Nachbarsleute, von denen ein altes Gesicht nach dem andern aus den Hinterfenstern heraussah — denn es war ja ein förmliches Ereigniß, daß das kleine wilde „Edewardchen“ mit seiner großen schönen Frau den Nachbar besuchte — bestätigten die Aussage. „Ja, ja, mein liebes Madamchen!“ rief eine alte Frau, „wir haben das klene Edewardchen oft genung da herum springe sehn; was konnte der klettern und was vor scheene Purzelböme konnte der schlage.“ Das war vermuthlich die Dame, die öfter geschrien hatte: „Verfluchter Junge, willste vom Bome runter!“ Ich war ganz ergrimmt gegen mich, als wir uns den Nachbarsleuten empfohlen und dem alten Ehepaar die Hand gedrückt hatten, und voll Schamgefühl über meine Großthuerei meiner Frau gegenüber; aber sie drückte meinen Arm an sich und sagte: „Du glaubst nicht, welche süßen Gefühle mich in diesem Augenblicke beleben, und wie mich Deine kindliche Phantasie theils belustigt, theils gerührt hat. Es ist gar zu schön, die Stätte kennen zu lernen, wo uns das Liebste geboren worden ist.“

Im Jahre 1805 verkaufte mein Vater die eben beschriebene Besitzung und wir bezogen ein neues Haus am Graben. Die Gemeinschaft mit der lieben Sperlingsbrut hörte zu meinem großen Leidwesen nun auf. Der Abschied von diesen holden Jungen war kurz, aber bündig, denn es gab noch eine kleine Keilerei, in welcher ich eine blutige Nase davontrug.

In diesem Jahre sah ich zum ersten Male eine große Anzahl Militär; es waren Preußen, welche bei uns die Winterquartiere bezogen; in der Stadt lag die Infanterie und auf den Dörfern die Reiterei. Mein Vater hatte, da er ein geborener Preuße war, mehrere Bekannte unter den Offizieren, und es machte mir großes Vergnügen, mich unter der Soldateska herumzutreiben. Wir selbst hatten einen Adjutanten, einen Herrn von Sch..... aus Stettin, im Quartier. Ja, gegen dessen Körpergröße war die Schiller's gar nichts! Mein Vater reichte ihm kaum bis zur Brust. Uebrigens war er ein freundlicher Mann, mit dem ich bald Bekanntschaft geschlossen hatte. Meine Mutter mußte gehörig auftragen, wenn er zu Tisch bei uns war (was jedoch selten geschah), denn sein Appetit war seiner Körpergröße ganz entsprechend. Einstmals fragte die Mutter nach seinen Lieblingsspeisen, worauf er erwiderte, daß er Sauerbraten mit Kartoffelklößen am liebsten äße. Einige Tage darauf wurde ihm sein Leibgericht

vorgesetzt, die Klöße, der Stolz einer guten thüringschen Hausfrau, so groß wie kleine Kinderköpfe. Mein Vater, mit dem Appetit seines Gastes bereits bekannt, legte ihm ein ungeheures Stück Braten nebst einem der besagten Klöße vor; dies war aber nur die Exposition zu dem Schauspiel, welches nun für mich begann, denn ein solches war es wirklich, als unser Krieger einen Kloß nach dem andern verspeiste. Bei dem sechsten fiel mir vor Schreck die Gabel unter den Tisch, denn keines von uns hatte nur einen zu vertilgen vermocht. Der Vater fragte ihn, wahrscheinlich ironisch, ob ihm nicht noch ein Stückchen Braten gefällig sei, er aber dankte und fügte, gleichsam sich entschuldigend, hinzu: daß er etwas spät gefrühstückt habe, nur ein Klößchen wolle er noch zulangen, denn dieselben seien ganz vortrefflich! — und das war der siebente! Ich mußte natürlich das Unerhörte meinen Spielkameraden verkünden, und als ich bei denselben nicht sogleich Glauben für meine Erzählung fand, führte ich sie mit vollem Eifer für die Wahrheit meiner Sache unter das Fenster meiner Mutter, dieselbe zur Bestätigung rufend. Als sie erschien, schrie ich, daß es die ganze Nachbarschaft hören konnte: „Nicht wahr, Mutter, unser Adjutant hat sieben Kartoffelklöße gegessen?“ Mit den Worten: „Wirst Du schweigen, dummer Junge!“ wurde ich ab- und zur Ruhe verwiesen. Das kränkte meinen

Wahrheitseifer gewaltig, und um demselben einigermaßen gerecht zu werden, focht ich meine Sache gegen den ungläubigsten meiner Kameraden mit tüchtigen Schlägen durch.

Als unser Adjutant schon eine Zeit lang bei uns wohnte, wurde eines Morgens ein Verbrecher in Ketten zu ihm gebracht, der wegen Diebstahls am andern Morgen Gassen laufen mußte. Das erregte mein größtes Interesse, und da ich nie eine solche Execution gesehen hatte, nahm mich Herr von Sch..... mit. Schon der Anblick des Profoß mit einem Bund Ruthen unter jedem Arm, die er, durch die Reihe der Soldaten gehend, vertheilte, erweckte Grauen in mir; als aber nun gar der arme Delinquent erschien, mit nacktem Oberkörper, in Begleitung zweier Unteroffiziere, die ihre Spieße auf Brust und Rücken des Armen gerichtet hatten, damit er nicht vor- noch rückwärts konnte; als die Trommeln zu rasseln begannen und er seinen schauervollen Gang antrat, da erfaßte mich ein solches Entsetzen, daß ich mich heulend durch die Menge drängte, nach Hause lief und lange Zeit diese peinliche Scene nicht aus dem Gedächtniß bringen konnte.

Was war das für eine Zeit, wo man den Menschen, der für sein Vaterland fechten sollte, wie ein wildes Thier behandelte! Ich will gemeinen Verbrechern hier nicht das

Wort reden, diese waren damals vielleicht nicht anders zu bändigen als durch solche entsetzliche Strafen. Aber die Soldaten jener Zeit waren ja nicht allein aufgegriffene Vagabunden und liederliche Burschen; der größere Theil bestand aus Söhnen rechtlicher Bürger und Bauern, die, wenn sie, vielleicht in der Aufregung, einen Subordinationsfehler begangen hatten, auch solchen Strafen unterworfen wurden. Der Willkür jedes Burschen, wenn ein von vor seinem Namen stand, waren die armen Schelme preisgegeben. Wie oft bin ich als Knabe Zeuge gewesen, daß so ein junges Offizierchen einem alten Soldaten, wenn dieser seiner Meinung nach nicht gehörig geputzt hatte, vor der Fronte zehn Hiebe aus dem ff aufzählen ließ, und doch funkelte das Messing und Riemenzeug an dem Menschen; dann flüsterten sich allenfalls die Unteroffiziere in die Ohren: „Der Herr Lieutenant sind heute etwas übler Laune.“ Wenn nun so einem armen Teufel der Rücken zerschlagen war, mußte er sogar sich noch bei dem Herrn Offizier für gnädige Strafe bedanken. Hieß das die Ehre eines deutschen Soldaten wecken? — Wie anders bei den Franzosen! — Als der Feldzug 1809 gegen Oesterreich begann, hatte ein französischer Soldat beim Ausmarsch aus Erfurt einen Offizier, weil dieser ihn mit dem Handschuh ins Gesicht geschlagen, vor der Fronte niedergestochen; der Soldat wurde gebunden nach

Weimar mitgenommen, dort ein Kriegsgericht über ihn gehalten, und nach wenigen Stunden war er erschossen. Das Tuch, was man ihm umgebunden, hatte er vom Gesicht gerissen und offenen Auges dem Tod kühn ins Gesicht geblickt. Sein Leben war verwirkt, aber seine Ehre war gerettet.

Zweites Kapitel.

Schiller's Tod und sein Begräbniß.

Am 9. Mai 1805 kam mein Vater sehr spät in der Nacht nach Hause; wir lagen schon in den Betten, aber ich konnte nicht einschlafen, wenn mich mein Vater nicht zu guter Nacht geküßt hatte. Er trat weinend zum Bett meiner Mutter und sagte: „Schiller ist todt!“ Nachdem er uns geküßt und mit der Mutter noch Einiges gesprochen, legte auch er sich zu Bett, aber ich hörte ihn noch lange stöhnen und seufzen.

Hier ist es wohl am Orte, eines Umstandes zu gedenken, welcher irrthümlich zum Nachtheil der Anordner von Schiller's Begräbniß und der damaligen Bewohner Weimars schon so oft ausgebeutet worden ist. Zunächst verweise ich den Leser auf die kleine Broschüre: „Schiller's Beerdigung“, von Dr. Julius Schwabe aus den Papieren seines Vaters Karl Leberecht Schwabe heraus-

gegeben (Leipzig 1852). Sie enthält eine getreue Darlegung des Thatbestandes und stimmt ganz mit dem überein, was mir mein Vater darüber mitgetheilt, nur daß nicht blos, wie dort ausgesprochen ist, Gelehrte und herzogliche Beamte den Sarg des großen Todten trugen und bestatteten, sondern auch die Mitglieder des Hoftheaters; die beiden Regisseure Genast und Beeker, mit denen Schiller fast in täglichem Verkehr gestanden, die Schauspieler Malkolmi, Graff, Haide, Unzelmann, Oels und Wolff, die ihm mit inniger Liebe ergeben waren, weil er ihnen stets ein wohlwollender Lehrer und Leiter bei ihren Aufgaben gewesen, folgten seiner Bahre und nahmen Theil an dem Trauerzug. Der Vater des Verfassers jener kleinen Broschüre, Commissionssecretär Karl Leberecht Schwabe, später Bürgermeister zu Weimar, hat wahrscheinlich nur vergessen, das Theaterpersonal als Leidtragende mit anzuführen. Es wäre auch kaum anzunehmen, daß Männer, denen Schiller so nahe gestanden, die seine dramatischen Werke zuerst verkörpert hatten, sich von solchem Acte der Pietät hätten ausschließen sollen. Schwabe kommt allerdings das Verdienst zu, daß Schiller's Begräbniß nicht so einfach wurde, wie es die Witwe selbst gewünscht und wie sie den damaligen Oberconsistorialrath Günther damit beauftragt hatte; er ging mit Genehmigung der Frau von

Schiller zu Günther und sagte ihm: „Ich bin von Frau von Schiller an Sie gewiesen und bitte Sie dringend, zu gestatten, daß nicht Handwerker, sondern Männer, welche Schiller's Genius zu würdigen wissen und es lebhaft empfinden, was die ganze gebildete Welt an ihm verloren hat, ihm die letzte irdische Ehre erweisen und ihn zu Grabe tragen dürfen." Schwabe erhielt die trockene Antwort von Günther: „Ja, lieber Freund, das geht nun nicht mehr, es ist schon Alles angeordnet; Alles soll in der Stille geschehen, auch sind bereits die Träger bestellt." Nach langem Bitten und erst als Schwabe das Versprechen gegeben, die Träger zu bezahlen, wenn sie auch nicht den Sarg trügen, wurden diese abbestellt und von dem geistlichen Herrn Schwabe die Erlaubniß zu seinem Vorhaben ertheilt. Nachts um 12 Uhr fand die Beerdigung statt. Vor dem Sarge gingen die Schüler der ersten Klasse mit Laternen; diesen folgten die oben genannten Herren vom Theater, außer Graff und Haide, die den Sarg mittrugen. Die ferneren Träger waren Karl und Wilhelm Schwabe, Professor Voß, Gebrüder Träuter, St. Schütze, Klauer, Helbig, Irrgang, Brehme, Kannegießer, Oettelt, Lungershausen, Jagemann, Westermeyer, Weißer und Stark, alle theils Staatsbeamte, theils Maler, Bildhauer und Literaten. Hinter dem Sarge ging ein großer Mann in einen Mantel gehüllt,

der fast das Gesicht bedeckte, der Sage nach Goethe; dem war aber nicht so, denn dieser war krank und wußte nichts von Schiller's Tod, noch weniger von dessen Beerdigung. Schiller's Schwager, Herr von Wolzogen, war von Naumburg zu diesem Act der Trauer herübergekommen.

Ein Schrei der Entrüstung erscholl in der ganzen literarischen Welt über den Vandalismus, daß Schiller's Leiche von Schneidern getragen worden wäre, und besonders schrie Herr von Archenholz Zeter über Weimar. Es war dem guten Manne nicht bekannt, daß die Todten, die im Leben einen hohen Rang eingenommen, von den Innungen, welche man allerdings dafür bezahlte, zu ihrer letzten Ruhestätte gebracht wurden; dies war damaliger Gebrauch, und Niemand konnte sich ohne specielle Erlaubniß der Behörde dem entziehen. Wenn aber auch der Sarg von Schneidern getragen worden wäre, so wäre Schiller's Leiche dadurch doch nicht entehrt gewesen, selbst nicht was die Würdigung seiner Größe betrifft, denn mancher dieser Handwerker war vielleicht vertrauter mit Schiller's Werken als viele der Schreier.

Rochlitz sagt in seinem Werke „Für Freunde der Tonkunst“ über seinen Aufenthalt in Weimar: voller Erstaunen hätte er einfache, schlichte Handwerker ganze Stellen aus Wallenstein ohne Anstoß recitiren hören; und noch

jetzt findet man unter dieser Klasse mehr Verehrer Schiller's als unter der sogenannten gebildeten Welt.

Auch Goethe's Sarg wurde von vierundzwanzig weimarschen Bürgern, die allen Gewerken angehörten, getragen und in der Fürstengruft beigesetzt.

Drittes Kapitel.

1806. Die Schlacht bei Jena, die Retirade der Preußen und die Plünderung Weimars.

Als neunjähriges Kind sollte ich die Schrecken des Krieges kennen lernen. Noch stehen die schauerlichen Bilder, die er in seinem Gefolge hat, so lebhaft vor meiner Seele, daß ich sie malen könnte, hätte ich das Geschick dazu.

In Weimar war wieder viel preußisches Militär eingezogen, sodaß Stadt und Umgegend davon wimmelten. Am 13. October hörte man unbestimmte Nachrichten von einer Schlacht bei Saalfeld. Es hieß, der König von Preußen und seine Gemahlin wären in der Stadt; gegen Mittag wurde Generalmarsch geschlagen; die Regimenter der Stadt und Umgegend brachen auf und nahmen den Weg nach Jena, die Durchmärsche wollten gar kein Ende nehmen. Wir Jungen liefen von einem Ort zum

andern, wo es was zu sehen gab. Endlich hieß es: „Der Generalstab bricht auf!“ und natürlich waren wir die Ersten vor dem Hause des Commandirenden. Viele Pferde standen davor und eine Menge Offiziere kamen heraus, zuletzt der Commandirende selbst, ein ganz alter Mann, der mit Hülfe zweier Begleiter und mittels eines Fußbänkchens aufs Pferd hinaufgehoben werden mußte. Die ganze Cavalcade nahm auch den Weg nach Jena. Bis auf die Reserve war nun Alles fort, und auch diese rückte später nach.

Im Theater wurde Abends „Fanchon, oder das Leiermädchen“ gegeben, und nach damaliger Sitte, daß am Schluß durch einen Schauspieler die nächstfolgende Vorstellung angekündigt wurde, trat Unzelmann, welcher den André gespielt hatte, heraus und kündigte für den folgenden Abend die „Pagenstreiche“ von Kotzebue an. Ja, das wurden schöne Pagenstreiche! — Niemand hatte daran denken wollen, daß die Preußen geschlagen werden könnten; wer hätte das auch glauben sollen nach den Reden der Herren Offiziere, deren drittes Wort immer war: „Laß sie man rann uf de plaine kommen! Mit diesenjenigten Sansculotten wollen wir schon fertig werden.“ Aber dennoch sollten wir am andern Tage alle Schrecken der Flucht eines geschlagenen und verfolgten Heeres erleben.

Es war am 14. October; ich ging früh mit der Mutter aus, um Einkäufe zu machen, da der Vater befohlen hatte, so viel Lebensmittel als irgend möglich herbeizuschaffen; dieselben waren schon schwer genug zu erlangen, und meine Mutter kaufte für den schlimmsten Fall auch einige Flaschen Branntwein. Da hörten wir ein dumpfes Donnern. „Mutter!" rief ich, „was ist denn das?" „Das ist Kanonendonner, mein Söhnchen", sagte ein Bürger, der vor seiner Thür stand. Die Schlacht hatte begonnen, und ich bat die Mutter, doch schnell zu gehen, damit wir bald nach Hause kämen. In banger Besorgniß wurde der Vormittag verbracht, zumal da das Schießen hier und da näher zu kommen schien. Die ganze Nachbarschaft war an den Fenstern und jeder Vorübergehende wurde angerufen und befragt; einer sagte: „Die Preußen siegen", ein anderer schrie: „Die Preußen sind geschlagen! Die Franzosen sollen schon das Mühlthal haben; Jena brennt an allen Ecken!" Endlich ging mein Vater aus, um nähere Nachrichten einzuholen; dieselben lauteten schlimm genug; es bestätigte sich, daß die Franzosen bereits in dem Besitz der Höhen des Mühlthals wären. Er war mehreren Wagen mit Verwundeten begegnet, die in der schnell zum Spital eingerichteten Stadtkirche untergebracht wurden. Alles sprach nur von Jena; von der grimmigern Schlacht bei Auer-

städt wußte man gar nichts, und doch war es hier, wo die weimarschen Schützen sich mit solcher Bravour geschlagen hatten, daß Napoleon gesagt haben soll: „Wenn ihm sechs Regimenter solch tapferer Soldaten gegenüber gestanden hätten, wäre ihm der Sieg sauer gemacht worden." So war es leider nur ein Bataillon, aber es that seine Schuldigkeit, denn die meisten französischen Offiziere sind auf diesem Kampfplatz gefallen.

Nach Tische wurde der Kanonendonner immer heftiger und kam näher. Ich wich nicht von unseren Fenstern, die, nach dem Graben gelegen, den Ueberblick über die breiteste Straße, welche nach Erfurt führte, gewährten. Gegen drei Uhr kamen schon mehrere Bagagewagen und auch einzelne Flüchtige im vollen Galopp daher; unter ihnen zwei Kürassiere, die einen verwundeten Franzosen zwischen ihren Pferden schleppten. Vor unserm Hause hielten sie still, und der Arme fiel wie todt auf das Pflaster; da sprangen sie ab und zogen ihn bis auf das Hemd aus. Mein Vater rief ihnen ganz empört zu: „Pfui! seid ihr preußische Soldaten?" Die Kerle aber lachten, schwangen sich auf die Pferde und jagten mit ihrem Raube davon. Mein Vater eilte auf die Straße, ich mit einem Glase Branntwein, welches mir die Mutter gegeben hatte, hinterdrein. Der Franzose hatte sich während der Zeit aufgerafft und lehnte an der Mauer. Die Nachbarn schaff-

ten Kleider herbei und wollten ihn in die Stadtkirche bringen; dem widersetzte sich aber mein Vater wegen der allzugroßen Schwäche des Verwundeten, und da Niemand von den Nachbarn den Franzosen aufnehmen wollte, ließ ihn mein Vater in unser Haus bringen, schickte mich nach dem Feldscheer, den ich auch glücklicherweise fand, und so wurde der Arme in einem warmen Hinterstübchen verbunden und zu Bett gebracht.

Ich lief wieder in die Vorderstube an das Fenster, vor welchem sich die Scene furchtbar verändert hatte. Nicht mehr einzelne Flüchtlinge, sondern ein Gewühl aller Waffengattungen, Munitions- und Bagagewagen, auf denen Verwundete lagen, rasten vorüber; Marketenderinnen und Musketiere jagten auf Pferden vorbei, die wahrscheinlich von den Geschützen abgeschnitten waren; jedes Pferd hatte zwei Menschen zu tragen, und wer keinen solchen Platz hatte gewinnen können, der hing an den Strängen, um nur schneller fortzukommen; dabei erfüllte Geschrei und Wehklagen fortwährend die Luft. Das war keine Retirade mehr, sondern die wildeste, sinnloseste Flucht. Nachdem der ganze Troß vorüber war, wurde es in unserer Straße auf kurze Zeit todtenstill.

Etwa zwanzig Schritte von unserm Hause entfernt lag der alte Stadtgraben, der nach der Ilm führte und bis dahin von einem schützenden Geländer begrenzt war.

Von unserm geöffneten Fenster aus konnten wir das ganze Terrain übersehen. Da kamen etwa zwanzig Mann sächsischer Dragoner mit einem jungen Offizier an der Spitze die Straße herauf geritten; ich sehe die rothen Collets, weißen Bandeliere und dreieckigen Hüte noch vor mir. An dem Stadtgraben hielten sie auf Commando still und der junge Anführer rief: „Wer seinem Fürsten und Vaterland treu ist, der halte Stand!“ Die alten bärtigen Kerle standen; wieder einige Minuten vergingen, da kamen französische Chasseurs, ihren Obristen an der Spitze, ebenfalls die Straße herauf. Mit Zittern sah ich die stolzen Reiter herangesprengt kommen; wie sie etwa noch hundert Schritt von den Dragonern entfernt waren, machten diese links um und jagten davon; nur das junge Offizierchen ließ den Feind ganz nahe herankommen, feuerte seine beiden Pistolen gegen denselben ab und sprengte dann erst den andern nach. Der Obrist hielt einige Chasseurs, die ihm nachwollten, mit vorgehaltenem Degen zurück und lächelte dem jungen Bürschchen recht wohlgefällig nach. Die Franzosen kamen nun näher heran und ich mußte das Fenster schließen; aber ganz entzückt über die Courage des jungen Sachsen und die Großmuth des Franzosen, konnte ich es nicht unterlassen, hinter den Vorhängen noch den Chasseurs nachzusehen, die mir in ihren grünen Jacken mit rothen Aufschlägen, in ihren

Helmen mit Tigerbesatz und Roßschweifen gar zu wohl gefielen.

Als es nun anfing dunkel zu werden, hörten wir Trommeln und Pickelflöten immer näher kommen, und endlich stellte sich in unserer Straße ein Corps auf, welches mir wahres Grauen einflößte: wilde, bärtige Kerle mit langen, schmuzigen Leinwandkitteln und Hosen, dreieckigen Hüten mit einem Löffel darauf. Der Vater erkannte sie als die sogenannten Löffelgardisten und meinte: „Wenn denen freier Spielraum gegeben wird, so sei Gott uns gnädig!" Diese Worte waren das Signal für mich und meine Schwester, daß wir laut zu weinen anfingen, und auch die Mutter vergoß in ihrer Angst Thränen. Der Vater beruhigte uns jedoch und sagte: „Unsere Herzogin Louise ist ja hier geblieben und diese hochherzige Frau wird gewiß Alles anwenden, um von Napoleon Schonung der Stadt und ihrer Einwohner zu erlangen." Das greuliche Corps der Löffelmänner blieb stehen, bis es völlig dunkel wurde, wo sie nach Licht schrien; einige Nachbarn kamen dieser Forderung nach und stellten Lichter in die Fenster, uns aber verbot der Vater, überhaupt Licht anzuzünden. Endlich gingen die schauerlichen Kerle auseinander und zerstreuten sich truppweis in den nächsten Querstraßen; einige gingen auch auf die Häuser neben uns zu; andere schlugen in einem

uns gegenüberliegenden Bäckerhaus mit ihren Gewehrkolben Laden und Fenster ein und stiegen hinein. In größtem Schrecken schrie meine Mutter auf: „Ach, Vater, sie plündern!“ Ich verstand die Bedeutung dieses Wortes nicht, sollte aber nur zu bald darüber aufgeklärt werden, denn eben ging das Jammergeschrei und Hülferufen in der ganzen Straße los; der Lärm und das Thüreinschlagen nahmen mit jedem Augenblicke zu.

Unser Haus war auf die alte Stadtmauer gebaut, hatte nur drei Fenster Fronte und war unter einem Dach mit dem des Nachbars; dessen Eingang mündete auf die Straße, unserer hingegen in eine kleine Sackgasse, sodaß unser Haus kaum als getrennt von dem des Nachbars zu unterscheiden war; das schützte uns vorläufig.

Plötzlich beleuchtete ein greller Schein die unteren Häuser an der Ilm und durch die Straßen erscholl der Ruf: „Feuer!“ Mein Vater lief und ich mit ihm auf den Boden des Hauses, um zu sehen, wo es brennt; die Flammen waren so furchtbar groß und nah, daß man im ersten Augenblick glauben konnte, sie entstiegen den nächstliegenden Häusern. Nach den brennenden, fliegenden Kohlen aber, die sich nach allen Richtungen vertheilten und das Dach der Kirche, worin die armen Verwundeten lagen, mit einem wahren Feuerregen überschütteten, glaubte mein Vater, daß die Schmiede zunächst dem Schloß brennen müsse.

Wir gingen wieder hinab und setzten uns an einen Tisch auf dem kleinen Vorplatz, der an der Treppe lag und von wo aus der Schein des Lichtes nicht nach außen fallen konnte. Trotz ihrer Angst hatte die Mutter den armen Kranken nicht vergessen und gab ihm von Zeit zu Zeit ein, um das Wundfieber zu stillen. Nach und nach wurde es ruhiger auf den Straßen; das Jammergeschrei und Hülferufen hatte aufgehört und nur das Feuer nahm zu.

Bis jetzt war kein Soldat bei uns eingedrungen; wir glaubten uns schon sicher und saßen eben wieder auf unserm Vorplätzchen still beisammen, als ein furchtbarer Schlag an unsere Hausthür geschah. Mein Vater stand auf und rief, da er der französischen Sprache mächtig war: „Qui vive?“ — „Bon ami!“ war die Antwort und mein Vater öffnete. Meine Mutter stand zitternd am Tisch; meine Schwester und ich verbargen uns in eine Ecke, als wir in den Eintretenden zwei Löffelmänner erkannten. Der Vater führte sie, als er die Thür wieder verschlossen hatte, herauf, setzte sich mit ihnen an den Tisch und die Mutter mußte das wenige Essen, welches wir noch hatten, nebst Branntwein herbeischaffen. Sie aßen und tranken, während der Vater mit ihnen sprach und ihnen wahrscheinlich die Geschichte von unserm Verwundeten erzählte, denn sie standen plötzlich auf und ließen

sich in dessen Stube führen; als sie zurückkamen, drückten sie Vater und Mutter die Hand und gingen; der Vater wollte ihnen in seiner Freude noch Geld mitgeben, sie nahmen es aber nicht an.

Die ganze Nacht blieben wir ungestört und gegen zwei Uhr verminderte sich auch der Feuerschein; obgleich keins von uns ein Auge schließen konnte, so blieben wir doch bis zum Anbruch des Tages verschont.

Da aber wurde abermals an die Hausthür gedonnert; der Vater ging hinunter, machte auf und wurde von einigen zwanzig Mann von diesen Löffelgardisten, welche hereinstürmten, gleich an die Wand geworfen. Er war aber ein beherzter Mann, raffte sich schnell auf, sprang die Treppe hinauf und stellte sich schützend vor die Mutter und uns Kinder; dann sprach er den Leuten zu und wies auf die Thür, wo der Verwundete lag; die Kerle aber lachten, stürmten an uns vorüber und vertheilten sich in die oberen und unteren Räume.

In dieser grenzenlosen Noth rasselte es abermals zur Treppe herauf; aber diesmal zu unserer Hülfe, es war rechtmäßige Einquartierung. Ein Wachtmeister mit zwei Mann Chasseurs, die mit den plündernden Kerls kurzen Prozeß machten und sie zum Hause hinausjagten. So waren wir und diejenigen Bürger, welche gleich Stabs-

und andere Offiziere zur Einquartierung erhalten hatten, der Plünderung glücklich entgangen.

Der Vater führte nun auch unsere Chasseurs in die Stube des Kranken. Da war der Jubel unbeschreiblich, als sie in ihm einen Kameraden erkannten, auch der Kranke schien sehr erfreut, aber das Wundfieber hatte ihn so gewaltig erfaßt, daß er der Ruhe bedurfte. Nun ging das Händedrücken zwischen dem Vater und den Soldaten wieder los, und der Wachtmeister, welcher aus dem Elsaß war und deutsch sprach, sagte: „Sie sind ein braver Mann!“ Alle Reste von Fleisch, Butter, Brod und Branntwein wurden aufgetragen, und das Verhältniß zwischen uns und unseren Gästen wurde bald ein ganz gemüthliches. Ich war wieder der alte Junge geworden, frisch und wild, setzte mich neben den Wachtmeister und aß tapfer mit. Da er deutsch sprach, so waren wir bald gute Freunde; er nahm mich auf den Schooß, liebkoste mich und sagte, daß er auch so einen kleinen wilden Buben zu Hause habe.

Nach dem Frühstück wagten sich Mutter und Schwester unter dem Schutze eines Chasseurs hinaus, um womöglich einige Einkäufe für den Mittag zu machen und auch der Wachtmeister ging kurze Zeit darauf aus und nahm mich mit; wäre die Mutter zu Hause gewesen, so hätte sie dies gewiß nicht zugegeben.

Wie hatte sich die Stadt seit gestern verändert! Die zerschlagenen Thüren und Fenster, die zerbrochenen Möbel, die zerhauenen Betten, die zertrümmerten Kochgeschirre, das Stroh, welches auf der Straße zerstreut umherlag — es war schrecklich anzusehen. Ich entsetzte mich auch gehörig darüber, aber mein Wachtmeister ging gänzlich theilnahmlos an dieser Zerstörung vorüber, weil er wahrscheinlich Aehnliches gewohnt war. Auf dem Töpfermarkt (jetzt Herderplatz), wohin wir zunächst unsere Schritte wandten, brannten noch die Wachtfeuer, um welche sich die wilden Löffelmänner mit ihren geraubten Sachen gelagert hatten. Mich drängte es, die Feuerstätte zu sehen, und wir bogen in die Straße ein, wo es noch immer brannte, obgleich Bürger und Soldaten gemeinsam löschten. Zu dem eigentlichen Herd des Feuers konnten wir aber gar nicht gelangen, so sehr war die Straße von Menschen, herabgestürzten Balken und Schutt gesperrt. Man erzählte uns, daß die Soldaten am vergangenen Abend alle Bürger, welche zum Löschen herbeigeeilt wären, mit Kolbenstößen von dem Feuer hinweggetrieben hätten; erst als die Herzogin Louise vor dem Prinzen Murat, welcher im Schlosse wohnte, einen Fußfall gethan, habe derselbe Ordre gegeben, dem Feuer Einhalt zu thun.

Wir setzten unsere Wanderung nach dem großen

Markte fort, wo eben ein Regiment Grenadiere vorübermarschirte; die langbärtigen Sappeurs mit ihren Aexten, hohen Bärmützen und weißen Schurzfellen amüsirten mich ungemein. Ihnen folgte ein Regiment blauer Husaren; da jauchzte mein Wachtmeister mit einem Male auf und zerrte mich zu den Reitern hin; einer der Husaren, es mußte ein Offizier sein, denn er ritt außer der Reihe, reichte ihm die Hand und beide strahlten vor Freude; es waren wohl gute Freunde, die sich hier zum ersten Male nach der Schlacht wiedersahen, was ich übrigens nur vermuthen konnte, da sie französisch sprachen. Der Husar deutete auf mich, und mein Wachtmeister mußte gut von mir reden, denn der Andere nahm mich vor sich aufs Pferd, und so ritten wir eine tüchtige Strecke vor das Erfurter Thor hinaus. Mein Husar zog eine Flasche heraus und ich mußte mit dem Wachtmeister daraus trinken; es war ganz süßer Wein. Aha! dachte ich, die hast du auch irgendwo mitgehen heißen. Endlich nahmen die Beiden Abschied voneinander und ich führte meinen Wachtmeister auf dem nächsten Wege nach Hause, da es inzwischen ein Uhr geworden und ich über drei Stunden vom Hause entfernt gewesen war; nur in der Erfurter Straße machten wir nochmals Halt und gingen in eins der erbrochenen Häuser; Alles darin war zerstört. Im obern Stock fanden wir in einer Kommode, deren

Schubfächer aufgerissen waren, wunderschöne Borstorfer Aepfel; mein Wachtmeister steckte sich die Taschen voll und ich mußte ein Gleiches thun. „Das wird Dir und Deiner Schwester schmecken“, meinte er.

Meine Mutter hatte große Angst um mich ausgestanden und empfing mich mit einem wahren Freudengeschrei; sie hatte wohl gar gefürchtet, die Franzosen hätten ihr Eduardchen mitgenommen.

Bei Tische ging es munter her. Der Vater erzählte, wie er gehört habe, hätte die Herzogin Louise eine lange Unterredung mit Napoleon gehabt, nach welcher das Plündern bei Todesstrafe verboten worden sei.*)

Unser Wachtmeister blieb noch einige Tage bei uns, da er eine leichte Wunde im Kampf davongetragen hatte, dann rückte er seinem Regimente nach. Dasselbe that auch unser Kranker, sobald er wieder vollkommen hergestellt war.

*) A. Schöll sagt in seinem trefflichen kleinen Werke: Karl-August-Büchlein: „Am 15. des Monats kommt Napoleon an im Schlosse. ‚Wo ist der Herzog, Ihr Gemahl?‘ fragt er auf der Treppe die Herzogin. ‚An der Stelle seiner Pflicht‘, antwortet die Herzogin Louise. Finster eilt der Kaiser auf sein Zimmer. Die Herzogin verlangt eine Audienz. Die Ruhe und Würde, mit der sie den Vorwürfen des Kaisers entgegnete, bewog ihn, der Plünderung ein Ziel zu setzen.“

Viertes Kapitel.

Die Hirschjagd am Ettersberg. — Französisches Theater. — Talma. — Mein erster theatralischer Versuch als elfjähriger Junge. — Ich werde Conditor. — Napoleon's Flucht im Jahre 1812 durch Weimar. — 1813. — Erster Zusammenstoß der Preußen mit den Franzosen.

Das Jahr 1808 brachte eine große Zeit für Weimar herbei: in Erfurt tagten Napoleon, der Kaiser Alexander und die deutschen Fürsten. Sämmtliche hohe Häupter waren nach Weimar gekommen, um einer großen Jagd, welche Karl August veranstaltet hatte, beizuwohnen. Der ganze Ettersberg war mit einer 10 Fuß hohen Leinwandmauer umzogen, und gegen 200 Hirsche hatte man darin zusammengetrieben. Auf einem freien Platz befand sich ein Pavillon, als Schießstand für die höchsten Herrschaften erbaut, von wo aus die dahin gejagten Thiere mit aller Bequemlichkeit erlegt werden konnten. Napoleon aber soll sich dabei als ein sehr schlechter Schütze bewiesen haben. Ein hochgestellter Mann machte bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkung: „Wenn Napoleon auch nicht selbst schießen kann, so läßt er schießen

und seine Kugeln treffen gut; so manchen deutschen und fremden Edelhirsch hat er niedergeworfen und ihn seiner Krone beraubt." Kaum waren die Worte gesprochen, so kam, wie man sagt, ein prachtvoller Edelhirsch daher gejagt mit einer Krone von wenigstens zwanzig Enden. Gegenüber der Schießloge stutzte er einen Moment, wandte sich und setzte wie mit Sturmesflügeln über die 10 Fuß hohe Leinwand hinweg. Napoleon soll nach ihm geschossen haben, aber ohne zu treffen. Wollte das Schicksal dem Gewaltigen anzeigen, daß doch ein europäischer Edelhirsch seiner Macht nicht erliegen würde? Man war wohl versucht, 1812 an diesen Zufall zu denken.

Die französische Schauspielergesellschaft, welche Napoleon an diesem Tage von Erfurt nach Weimar beordert hatte, gab Abends im Hoftheater den „Tod Julius Cäsar's".

Das Orchester war mit einer Estrade überbaut, auf welcher die beiden Kaiser auf Thronsesseln saßen; im Parquet hatte man die Könige und Großherzoge placirt, im Parterre die anderen Fürsten; den ersten Rang nahmen nur Damen ein. In der herrschaftlichen Mittelloge hatten die Königinnen von Westphalen und Sachsen, unsere Herzogin Louise, die anderen Fürstinnen und Prinzessinnen ihre Plätze und außerdem die dienstthuenden Marschälle und Kammerherren, sonst war Niemand der

Zutritt dahin gestattet. Denjenigen Staats- und Hofbeamten, welche im Rang eines wirklichen Raths standen, war der letzte Platz, die Gallerie, angewiesen. Es war, als ob das Firmament hernieder gestiegen wäre, so funkelte das ganze Parquet und Parterre von brillanten Sternen. Im Proscenium standen auf jeder Seite zwei Gardisten mit ausgestoßenem Gewehr.

Ich hatte wieder Vortheil aus meines Vaters Stellung gezogen; denn da derselbe die Bühne nach Anordnung des französischen Regisseurs einrichten mußte, so war es mir ein Leichtes gewesen, mich auf dem Theater einzuschmuggeln. Der französische Regisseur, im gestickten Hofkleide, den Degen an der Seite, war ein freundlicher alter Herr, der in der ersten Couliſſe saß und mich sogar zu wiederholten Malen zwischen seine Knie nahm, sodaß ich die Bühne wie die beiden Kaiser prächtig sehen konnte. Daß mich die letztern weit mehr interessirten, als was da oben vorging, da ich von den französischen Schauspielern ja keinen verstand, war natürlich; nur einer darunter machte trotzdem einen tiefen Eindruck auf mich. Seine Stimme war so voll und stark, er sprach so ausdrucksvoll und bewegte sich dabei so schön und natürlich, daß er sehr hervorstach, da die Anderen meist schrien, sehr gespreizt gingen und mit den Armen fortwährend in der Luft herumfuhren.

Beim Nachhausegehen sagte ich: „Ach, das war schön, Papa! aber nicht die Komödie, denn von den Schauspielern hat mir nur einer gefallen, der, welcher den, der so viel meckerte, niedergestochen hat." — „Das war auch der Talma, mein Junge", erwiderte der Vater.

Hier will ich eine drollige Scene einschalten, die an demselben Abend vorfiel und die uns der Vater nach der Darstellung bei Tische erzählte. — Die Anfahrt sämmtlicher Könige und Fürsten war am Haupteingang, der nach dem Orchester, Parquet und Parterre führte; ungefähr 20 Schritte davon befand sich der Eingang zu der herzoglichen Mittelloge, und die Kutscher waren gewohnt, fürstliche Personen dort anzufahren. Ein Kutscher, der wahrscheinlich nicht genau unterrichtet war, fuhr die Könige von Baiern und Würtemberg vor jenen Eingang hin; der Portier hatte den strengsten Befehl, keinem männlichen Individuum, weß Standes es auch sei, außer den dienstthuenden Kammerherren, Zutritt zu der herrschaftlichen Mittelloge zu gestatten. Mein Vater war, um sich ein wenig zu erfrischen, gerade in dem Büffet, dessen Thüre auf den Vorsaal zu der erwähnten Loge ging, als plötzlich ein Wortwechsel zu seinem Ohre drang. Er öffnete rasch die Thür, um zu sehen, was es da gäbe, und fand daselbst zwei besternte Herren im Streit mit dem Portier. Der dickste von ihnen empfing meinen Vater so-

gleich mit den Worten: „Hören Sie, lieber Freund, dieser Mensch will mich nicht hereinlassen, und ich bin doch der König von Würtemberg!“ Der Andere sagte: „Und ich bin der König von Baiern. Wollen Sie die Güte haben, uns dahin zu führen, wo wir unsere Plätze finden!“ — Mein Vater erwiderte: „Bitte, daß Eure Majestäten die Gnade haben, mir zu folgen.“ Die nächste Thür, welche nach den Plätzen des Parquets und dem Parterre führte, war leider an diesem Abend verschlossen — und so mußten die Majestäten über die Straße wandern, wo das Unglück wollte, daß die beiden Kaiser in dem Augenblick an der Hauptthür vorfuhren und die zu Fuße gehenden Könige am Eingang stehen bleiben und die Hüte ziehen mußten. Was galt zu jener Zeit ein deutscher Fürst!

Am andern Tage wurde eine Hasenjagd auf dem Schlachtfelde von Jena auf Befehl Napoleon's veranstaltet. Alle anwesenden Fürsten nahmen Theil, nur unser Herzog ließ sich wegen Unwohlseins entschuldigen. Diese Perfidie mag seinem echtdeutschen Herzen doch wohl übers Maß gegangen sein.

Ich hatte bereits in verschiedenen Stücken, wo Kinderstatisten vorkamen, mitgewirkt, am liebsten that ich es aber in den „Hussiten vor Naumburg“, denn außer dem

Spielgroschen, den ich bekam, gehörte zur Handlung des Stücks auch die Vertheilung sehr schöner Milchbrötchen, und wer einige Frechheit besaß, konnte deren auch zwei erlangen. Bei mir war eben kein Mangel dieser Eigenschaft vorhanden, und außerdem drückte auch der Requisiteur, welcher als grimmiger Hussit die Milchbrote auf der Scene zu vertheilen hatte, ein Auge zu, da der Papa des frechen Jungen Regisseur war.

In meinem elften Jahr wurde ich zum ersten Male mit einer Rolle betraut, mit dem Kellnerjungen im „Portrait der Mutter", der im Namen seines Vaters den Rekau zu mahnen hat. Ich that das mit so ungeheurer Keckheit, daß das Publikum lachte und applaudirte; auch der Papa schmunzelte und schien nicht ganz unzufrieden mit seinem Söhnchen zu sein. Das machte mich natürlich immer kühner, und als ungezogener Schuljunge in „Das Dorf im Gebirge" kannte meine Ausgelassenheit keine Grenzen. Der Papa hatte mir schon auf der Probe mehrere Male zugerufen: „Schlingel, übertreibe nicht!" Ja, da war aber Alles umsonst, an meinem Künstlereifer ging jede Warnung spurlos vorüber. Als die Vorstellung aus war, eilte ich im Gefühl meiner Vollkommenheit nach der Garderobe meines Vaters; auf dem Wege dahin begegnete mir die berühmte Wolff und sagte: „Junge, du warst unausstehlich!" Mit einem verachtenden Blick ging ich

aber an ihr vorbei, denkend, mein Vater sei ein gerechterer Mann, und trat in seine Garderobe; mit einem gewittervollen Gesicht jedoch empfing er mich und sagte: „Du hast deine Sache so gut gemacht, daß ich dich selbst applaudiren muß", und dabei gab er mir eine tüchtige Ohrfeige. Die freundliche Ansprache der Wolff und meines Vaters Donnerkeil, der auf mein armes Gesicht gefallen war, hätten eigentlich meinen Theaterenthusiasmus etwas abkühlen sollen, aber ganz das Gegentheil, und da ich von nun an nur wenig Gelegenheit hatte, mein Talent öffentlich zu zeigen, so wurde ein bedeckter Altan in unserm Hause zu einer Bühne eingerichtet, und meine Spielkameraden, zu denen vorzugsweise Christian Lobe (jetzt Professor in Leipzig) gehörte, klebten und malten mit mir so lange, bis wir etwas, was Decorationen ähnlich sah, zu Stande gebracht hatten. Nun war keine Oper und namentlich kein Ritterstück mehr vor uns sicher. Als solches liebten wir vorzugsweise den „Otto von Wittelsbach"; natürlich nahmen wir uns die Scenen heraus, die ganz besonders effectvoll waren, z. B.: „Bin ich wirklich der Pfalzgraf Otto?", dann: „Herzog Philipp! Ha, ha, ha! Was wollen die Hunde mit ihrem Gebell?" Die Schlußscene war die, wo Otto erstochen wird.

Das waren dann immer große Leistungen von mir — einem andern Jungen hätte ich nimmermehr die Haupt-

rolle überlassen. Auch die Scenen des Geistes in „Don Juan“ gehörten zu unsern Hauptdarstellungen. Zu diesem Zwecke setzte sich ein Junge auf die Seitenlehne eines Sophas, welches als Pferd dienen mußte, und gab, in weiße Leinentücher gehüllt, einen gar grausigen Comthur ab. Die Hauptsache aber war doch das Gastmahl beim Don Juan. Die Requisiten dazu lieferte meine Mutter in der Gestalt von Brot, Butter und Käse, als Champagner diente uns dünnes Schloßbier; trotzdem aber erschien das Souper doch allerseits so einladend, daß der Comthur gewöhnlich seiner gespenstigen Sendung vergaß und sich's im Verein mit Leporello und Don Juan trefflich schmecken ließ. Außerdem ging ich noch jeden Abend ins Theater; kurz, ich lebte und webte in der Kunst.

Goethe liebte Kinderkomödien. Er hatte schon im Jahre 1805 sich eine solche zu seinem eigenen Amusement vorspielen lassen, und zwar: „Die beiden Billets“, worin meine Schwester den Jörgen, Heinrich Becker, ein Sohn des Regisseurs Becker, den Schnaps und Corona Becker, Tochter der unvergeßlichen Neumann [Euphrosyne]*), das Röschen spielte. Er ergötzte sich schon bei der Probe, die er selbst abhielt, an dem Ernst der Kinder, mit wel-

*) Christiane Neumann-Becker, auf deren Dahinscheiden Goethe die Elegie Euphrosyne schrieb.

Anmerk. d. Verf.

chem diese die Sache behandelten. Die Vorstellung, zu welcher eine kleine Gesellschaft von seiten Goethe's als Publikum eingeladen worden war, fand bei vollständiger Beleuchtung des Theaters statt. Vor der Vorstellung wurde Thee herumgereicht, nach derselben Punsch. Den Kindern ward reicher Beifall gespendet, am Schlusse wurden sie gerufen und Goethe rief: „Man reiche ihnen als Lohn ein Glas Punsch!“ — Im Jahr 1810 ließ er sich ebenfalls eine Kinderkomödie vorspielen, „Blind geladen“ von Kotzebue, worin ich und mein Freund Christian Lobe auch mitwirkten; letzterer gab den Rittmeister und ich den Hauptmann. Bei der Probe ging Alles trefflich von statten. Lobe und ich schossen aufeinander wie Helden. Bei der Vorstellung aber hatte Lobe im Eifer des Spiels vergessen, den Hahn zu spannen. Mein tödtliches Geschoß war schon auf ihn abgefeuert, aber er drückte vergebens. Ich konnte mir denken, wo der Knoten steckte, sprang auf ihn zu, spannte den Hahn und lief wieder zurück an meinen Platz; denn das Stürzen ohne Schuß wäre mir gräßlich gewesen. Es knallte und ich überschlug mich wie ein Seiltänzer. Ein Bravo ertönte aus Goethe's Loge, was meiner Geistesgegenwart so gut als meiner Plastik gelten konnte. Mein meisterhaftes Spiel sollte reichlich belohnt werden.

Zum Geburtstag der Herzogin Louise hatte Goethe

einen großen Maskenzug bei Hofe arrangirt. Der Prologus, Minister von F..., konnte doch unmöglich auf dem platten Boden des Parquets stehen, es mußte also eine Erhöhung herbeigeschafft werden; einen Stuhl hinzustellen, um ihn zu besteigen, wäre zu prosaisch gewesen, darum wurde aus dem Theater ein gemalter Marmorwürfel requirirt und ich zum Träger desselben von Goethe erkoren. Goethe war der Commandirende des Ganzen und mein Vater sein treuer Adjutant. Ich sehe beide noch vor mir; Goethe als Tempelherr sah prachtvoll aus; mein Vater ging als Sarmate, sein Anzug war der Theatergarderobe entnommen und stach gewaltig ab gegen die reichen Costüme des Adels. Alles strahlte in glänzenden Gewändern, mit Perlen und Diamanten übersäet, nur unsere Herzogin Louise saß in ihrem einfachen schwarzseidenen Kleid mit weißer Spitzenhaube und Kragen auf ihrem Thronstuhl und sah sich die Sache mit an. Erst ging der Zug einmal an ihr vorüber, dann stellte er sich auf. Der Prologus bestieg den Marmorblock, den ich mit vieler Grazie an seinen bestimmten Platz befördert hatte, und der rhetorische Theil begann. Der Zug setzte sich langsam wieder in Bewegung und schritt in voriger Ordnung abermals vor der Herzogin vorbei, nur daß diesmal jede Maskengruppe vor der hohen Geburtstägerin stehen blieb, bis die acht Verse,

welche ihre Bedeutung erklärten, gesprochen waren.*) — An Schüchternheit litt ich durchaus nicht, und sobald der Ball eröffnet wurde, war ich einer der Ersten, welcher sich mit in die Reihen mischte. Zur Tänzerin hatte ich eine kleine Russin, Namens Selina, die ebenfalls erst dreizehn Jahre alt, so klein wie ich, aber sonst schon völlig ausgebildet war. Wie die Böckchen sprangen wir, zur großen Belustigung der hohen Herrschaften, umher.

Als ich mein vierzehntes Jahr erreicht hatte, würde ich confirmirt. Ich sehe mich noch im schwarzen Frack, weißer Weste, kurzen schwarzseidenen Beinkleidern, nebst eben solchen Strümpfen, Schuhen mit Schnallen und endlich den ungeheuern dreieckigen Hut auf dem Kopfe. Mit welcher Würde schritten ich und meine Kameraden einher; jeder ein Stück' überzuckerten Kalmus in der Tasche, für den Fall, daß uns in der Kirche flau werden sollte. Ich glaubte nach diesem feierlichen Acte ein gemachter Mann zu sein und ferner meine künstlerische Laufbahn ganz nach Neigung verfolgen zu können; wie wurde ich aber durch eine Unterredung mit meinem Vater aus allen meinen Himmeln gerissen!

Er fragte mich eines Tages, was ich werden wolle. „Nun“, antwortete ich keck, „natürlich Schau-

*) Vergl. Goethe's Werke (Ausgabe in 6 Bänden), I, 154.

spieler!" — „Warum nicht gar!" erwiderte er. „Du hast keine Spur von Talent und sprichst abscheulich durch die Nase."

„Aber ich will Schauspieler werden", rief ich trotzig. „Siehst du, Junge", sagte der Papa, „ich breche dir alle Knochen im Leibe entzwei, wenn du den dummen Gedanken nicht aufgibst!"

Ich fragte schluchzend, was ich denn werden solle. „Ein Metier sollst du lernen", herrschte mir der Vater zu; „entweder Uhrmacher oder Goldschmied; du kannst auch Kaufmann werden. Ich sage dir, mein Sohn, ein schlechter Schauspieler ist schlimmer daran als ein Steinklopfer."

Der Vorschlag mit dem Kaufmann war nicht so übel, von wegen der Rosinen und Mandeln; ich dachte nach. Da fiel mir ein Spielkamerad ein, der in der Hofconditorei dies edle Metier erlernte; da gab es ja noch bessere Sachen als Rosinen und Mandeln und keck sagte ich: „Conditor will ich werden!" Der Entschluß wurde vom Vater mit dem Bemerken angenommen, daß ich es mir nochmals reiflich überlegen sollte, denn wäre ich erst einmal dabei, so müßte ich ohne Gnade auslernen, sonst bliebe es bei dem Knochenzerbrechen. Mein Entschluß blieb wirklich fest, denn die Aussicht auf all die Süßigkeiten war ja gar zu lockend, und so wurde ich denn Lehrjunge in der Schloßconditorei.

Da der Chef des ganzen Hofhaltes, der geheime Hofrath Kirms, ein intimer Freund meines Vaters war, ging es mir sehr gut; das ganze Personal, Knechte, Mägde, Gehülfen, hatten Nachsicht sowohl mit meiner anfänglichen Ungeschicklichkeit, als auch mit meinen tollen Streichen. Im Uebrigen war ich auch fleißig und aufmerksam, und die anstrengende Arbeit machte aus dem kleinen Knirps in Jahr und Tag einen langen, kräftigen Bengel.

Obgleich mir mein Geschäft ganz wohl gefiel, war doch das Theater mein stetes Ideal, und jeden Abend war ich dort zu finden. Freilich mußte ich dafür alle möglichen Intriguen anwenden, denn der älteste Hofconditor war ein abgesagter Feind des Theaters, welches er nur die Narrenbude nannte; da ich aber das ganze Personal zu Freunden hatte, während es ihn nicht leiden konnte, durfte ich ihm manchen Schabernack spielen und stets der Hülfe der Andern gewiß sein. Dieser Conditortyrann nahm mich einmal vor und sagte: „Siehst du, mein Sohn, die Komödianten kommen alle in die Hölle, denn die Bibel sagt: Kein geschminktes Angesicht soll vor Gott erscheinen.“ Daß ich damit nicht einverstanden war, versteht sich.

Ich war nun in dem Alter, wo der Knabe zum Jüngling wird, und aus dem heisern Discant entwickelte sich eine ganz leibliche Baritonstimme. Da erschallten denn

zur Arbeit alle möglichen Opernarien, und nur die freundlichen Bitten unsers alten Tyrannen, die sich durch Worte kund gaben, wie: „Willst du gleich mit dem verfluchten Geplärre aufhören!“ konnten meinen Gesang auf Augenblicke unterbrechen. Beim Eismachen, welches eine sehr langwierige und ebenso langweilige Arbeit ist, wurde öfter auch ein Stück von Schiller vorgenommen, und während ich die Büchse drehte, recitirte ich dazu: „Ich zählte zwanzig Jahre, Königin!“ oder: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen!“ War der Befehl gegeben, Champagnereis zu machen, so wurde natürlich: „Treibt der Champagner Alles im Kreise“ gesungen und mit der That bekräftigt, indem ich einige Gläser dieses Nektars hinunterschlürfte.

Tanzen und fechten cultivirte ich eifrig; einige alte Haurappiere standen in der Ecke eines Vorsaals versteckt und wurden von mir mit einem Collegen oder beliebigen Küchenjungen fleißig benutzt. Abends ging es zu einem kleinen buckligen Schneider, der uns die Complimente und andere Tanzkünste beibrachte; jeder von uns zahlte sechs Pfennige für die Stunde — man konnte wahrlich nicht billiger die edle Tanzkunst erlernen. Komisch war es freilich, wenn der kleine bucklige Mann mit Armen, die fast bis zur Erde reichten, mit ungeheurer Grandezza auf uns zukam und nach allen Regeln seiner Kunst sein

Compliment ausführte, wobei sein Kopf zwischen den Brust- und Rückenhöckern förmlich verschwand und seine herabhängenden Arme und Hände fast den Boden berührten. Aber an seinen Füßen hatte die Natur zugelegt, was sie ihm an sonstiger Körpergröße versagte, denn sie waren wahrlich wie kleine Segelboote anzusehen. Seine Gesichtsbildung hatte viel Aehnlichkeit mit der eines Frosches: wenig Kinn und ein Mund, mit dem er sich mit aller Bequemlichkeit etwas ins Ohr flüstern konnte. Haupthaare hatte er nur am Hinterkopf; diese wußte er aber mit großer Geschicklichkeit nach vorn zu ziehen, und nur zuweilen, im Feuer der Action, geschah es, daß sich aus dieser verwegenen Locke ein Strang löste und gleich einem Zopf nach hinten zurückfiel. Sein gewöhnlicher Anzug bestand in einem langgeschwänzten blauen Frack mit gelben Knöpfen, Nankingbeinkleidern, bis an die Knöchel reichend, weißen Strümpfen, Schuhen mit Schnallen, weißer Weste, buntem Halstuch und ungeheuern Vatermördern. So war unser Tanzmeister beschaffen, bei dem wir aber doch etwas lernten. Auf seine Fußspitze war er stolz und er hatte recht, denn wenn er sie in der Menuet gebrauchte, wurde er jedesmal um eine halbe brabanter Elle größer.

Die Zeit war herangekommen, wo der kleine französische Corporal dem russischen Riesen zu Leibe ging.

Wir bekamen ungeheuer viel Durchmärsche und Einquartierung. Die Kriegsereignisse wurden eifrigst verfolgt. Nicht ohne Schrecken hörten wir von dem immer weitern Vordringen der französischen und dem Zurückweichen der russischen Armee.

Da kam eines Tages, noch ehe die Katastrophe in Moskau und die schauerliche Flucht der Franzosen bei uns bekannt war, ein einfacher Schlitten, worin zwei Männer dicht in Pelze eingehüllt saßen, vor die Post gefahren, die dem Schloß und den Fenstern der Conditorei damals gerade gegenüber lag. Den Schlitten begleiteten mehrere sächsische Dragoner, und nachdem die Pferde gewechselt waren, ging die Reise im schnellsten Jagen weiter. „Aha", sagte ich, „da wird ein Gefangener transportirt." Wie erstaunten wir aber, als man uns kurze Zeit darauf erzählte, daß es Napoleon gewesen sei.

Da fuhr er hin, der Sieger von Jena, der vor vier Jahren auf dem Schlachtfeld daselbst, zum Hohn aller deutschen Stämme, eine Hasenjagd anbefohlen hatte; er selbst jetzt ein armer gehetzter Flüchtling. Der Kaiser von Rußland war also der Edelhirsch gewesen, den er mit allen seinen Geschossen nicht hatte erlegen können. Seine Flucht erinnerte mich an die sinnlose Flucht der Preußen nach der Schlacht bei Jena.

Als sich mehrere Tage später die Nachricht verbreitete,

daß das ganze furchtbare Heer der Franzosen geschlagen und flüchtig sei, kannte der Jubel keine Grenzen.

Im Schloß gab es nichts als freudige Gesichter von oben herab bis zum letzten Hausknecht; aber weder da noch in der Stadt durfte man dem Jubel Worte geben, denn französische Spione gab's genug, und außerdem saß uns noch ein französischer Gesandter und Platzkommandant im Nacken. Nur an den Orten, wo man sich sicher wußte, ward manches Glas auf die gänzliche Niederlage der Franzosen geleert; der Haß und die Erbitterung der Einwohner waren nach der letzten Einquartierung, deren Uebermuth keine Grenzen kannte, noch bedeutend gestiegen.

So kam das Jahr 1813 heran. Im Anfang desselben wurde ich in meinem Geschäft losgesprochen, d. h. ich hatte ausgelernt. In allen Ehren und nach althergebrachter Ceremonie überreichte mir der älteste Hofconditor einen Lehrbrief und einen Degen, letztern mit dem Bemerken, daß ich mich blutig rächen könnte, wenn mir jetzt noch einer eine Ohrfeige gebe. Ich hatte ohnehin während meiner Lehrzeit, da ich sehr sauber arbeitete, nie eine erhalten, nicht einmal wegen meiner tollen Streiche, und zum Ruhme der Principale muß ich sagen, daß sie nicht zu jenen gehörten, die Schläge als die beste Lehrmethode erkannten.

Da ging es in der Hofküche ganz anders her; da standen Ohrfeigen mit auf der Tagesordnung, und besonders war der Herr Küchenmeister ein drolliger Patron, der gar zu gern Gelegenheit suchte, um losschlagen zu können. Hatte nun so ein Küchenjunge irgend etwas versehen, dann sagte er mit einem unendlich bedauernden weinerlichen Tone: „Siehst du, mein geliebter Sohn, du Esel! Du verdientest ja, daß ich dir gleich eine Ohrfeige gäbe!" Aber noch ehe er die verhängnißvolle Phrase geendet, hatte der arme Teufel sie schon.

Es war nun aus dem Lehrjungen ein selbständiger Conditor geworden, mit dem Prädicat eines Gehülfen, nicht Gesellen; diese gibt es nicht bei dem edlen Metier der Conditorei. Ein glänzendes Mahl auf herzogliche Kosten folgte diesem Actus, bei welchem der geheime Hofrath Kirms präsidirte und alle ersten Offizianten zugegen waren.

Vorläufig blieb ich in der Conditorei und erhielt monatlich vier Thaler Besoldung.

Der Jubel über die totale Niederlage der Franzosen wurde sehr abgeschwächt, als die Nachricht kam, daß Napoleon sich wieder gewaltig rüste und daß an einen Frieden gar nicht zu denken sei.

Im Monat März mochte es wohl sein, daß ein Regiment französischer Husaren in Weimar einrückte; so-

viel ich mich erinnere, trugen sie grüne Dolmans mit gelben Schnüren und rothe Beinkleider. Es war dies ein Corps, welches aus jungen vornehmen Leuten bestand, die als freiwillige Nobelgarde der Kaiserin Marie Louise dienten; sie glaubten dadurch dem Felddienste zu entgehen und in behaglicher Sicherheit zu sein. Welcher Schreck mag die guten Leute erfaßt haben, als sie Befehl erhielten, nach Deutschland aufzubrechen. Die zärtliche Gemahlin des europäischen Tyrannen hatte ihrem erhabenen Gemahl dies Regiment geschenkt. Es war ein sonderbares Corps, von militärischem Pli sah man wenig bei ihnen, viele trugen sogar Brillen. Sie wurden einquartiert, und da es verlautete, daß preußische Streifcorps schon bis Naumburg vorgedrungen seien, so hielt es der Rittmeister dieser Husaren doch für angemessen, einen Vorposten von ungefähr acht Mann nahe bei der Stadt in einem Gehölz, das Webicht genannt, aufzustellen.

Eines Morgens, es mochte wohl der 14. April sein, als die Sonne auf das Treiben der Menschen lächelnd herabblickte, wahrscheinlich weil sie wußte, was eben geschehen würde, kamen die Vorposten mit todtbleichen Gesichtern und dem Geschrei: „L'ennemi! l'ennemi! ventre à terre!“ in die Stadt gesprengt. Ein panischer Schrecken ergriff die ganze Nobelgarde, und in eiligster

Flucht, meist auf ungesattelten Pferden, flohen sie die Straße nach Erfurt zu. Auch der Herr Gesandte nebst dem Commandanten nahm Reißaus. Alt und Jung strömte nun dem Thore zu, und als wir die ersten preußischen Husaren erblickten, schallte ihnen ein donnerndes Hurrah entgegen. Es waren nur sechs Mann mit einem Offizier, der, begleitet von den jubelnden Einwohnern, auf den Markt ritt und dort im begeisternden Zuruf die deutschen Männer und Jünglinge aufforderte, für ihr Vaterland die Waffen zu ergreifen. Nachdem die Bürger ihnen Wein und Speisen zur Stärkung gereicht hatten, zogen die Husaren weiter zur Recognoscirung auf der Straße nach Erfurt. Gegen Abend aber rückte der Rittmeister Blücher (der Sohn) mit 150 Mann braunen Husaren in die Stadt; die Hälfte davon bezog vor dem Thore nach Naumburg auf der Höhe, von wo aus man die Straße nach Erfurt überblicken konnte, ein Bivouak. Zwanzig Mann als Vorposten waren ungefähr 3000 Schritt vor dem Erfurter Thor aufgestellt.

Feste auf Feste wurden von den beglückten Einwohnern Weimars den Vaterlandsvertheidigern gegeben; sogar im Bivouak arrangirte man einen kleinen Ball. Das Lagerleben gefiel mir ganz ungemein und alle freien Stunden brachte ich dort zu. Mehrere meiner Freunde waren bereits als Freiwillige eingetreten. Allerdings

waren sie alle älter als ich, denn ich zählte noch nicht sechzehn Jahre; doch war mein Enthusiasmus so groß, daß ich täglich meinen Vater mit Bitten und oft auch mit Thränen bestürmte, mich mit in den Freiheitskampf ziehen zu lassen. Aber an meines Vaters eisernem Willen prallten alle meine Versuche ab. „Du hältst die Strapazen nicht aus und stirbst nicht auf dem Schlachtfeld, sondern im Spital", war stets seine Antwort. Auch Blücher, zu dem ich heimlich gegangen war, um mich anwerben zu lassen, wies mich mit dem Bemerken, daß ich das bestimmte Alter noch nicht erreicht habe, zurück.

Am 24. April ging ich mit Unzelmann, der bereits mit meiner Schwester ein halbes Jahr verheirathet war, nach dem Bivouak, um einen befreundeten Offizier, der an diesem Tage dort die Jour hatte, zu besuchen. Wir promenirten auf der Höhe, die man die Altenburg nennt; plötzlich sagte mein Schwager, der sehr scharfe Augen hatte: „Was Teufel sind denn das für Weißmäntel, die das wallendorfer Thal herabreiten?" Der Offizier, welcher ebenfalls sehr scharf sah, rief: „Das sind Badener!" Im schnellsten Lauf eilte er in das Bivouak zurück und wir in die Stadt. Ehe wir das Thor erreicht hatten, hörten wir das Signal zum Aufsitzen und schon entferntes Schießen; die Vorposten

waren also aneinander. Ich lief ins Schloß, wo die Herrschaften noch bei Tafel saßen, und ließ durch den Hoffourier die Nachricht mittheilen, dann wie der Wind die Treppe wieder hinab, um den Verlauf des Kampfes wenigstens zu sehen, da ich ihn nicht theilen durfte. Gleich hinter mir her stürmte Blücher mit seinen Adjutanten; sie schwangen sich in Glacéehandschuhen auf die Pferde, die unterdessen gebracht worden waren, und in vollem Jagen ging es aus dem Schloßhof hinaus; der Offizier, der die Jour hatte, war mit zwanzig Mann den Vorposten sofort zu Hülfe geeilt. Blücher theilte seinen Haufen und stellte ihn in den Seitenstraßen dem Schloß gegenüber auf; das Gefecht war bereits bis in die Stadt gedrungen, und in vollem Jagen kamen die Husaren, die dem Feinde entgegenstanden, zurück, verfolgt von den badischen Dragonern; wie diese aber am Schloß angekommen waren, fiel ihnen Blücher in beide Flanken und nun begann der Kampf von neuem, wobei die Badener geworfen wurden. Aber nach kurzer Zeit retirirten die Preußen abermals, nicht nur von den Dragonern, sondern auch von einer Schwadron blauer Husaren verfolgt. Blücher war einer der letzten; ein Trompeter der blauen Husaren schoß sein Pistol auf ihn ab, ohne zu treffen. Blücher machte eine leichte Schwenkung und hieb den Kerl vom Pferde.

Acht Preußen waren gefangen worden, keiner aber war unverwundet und einige so schwer, daß sie getragen werden mußten. Einer von diesen, dem das Pferd niedergeschossen worden war, hatte sich an eine Mauer gelehnt; vier Badener umringten ihn und forderten ihn auf, sich zu ergeben, aber wie ein angeschossener Eber vertheidigte er sich. Mit dem Rufe: „Für Gott, König und Vaterland!" focht er, bis er vom Blutverlust geschwächt zusammenstürzte. Ob außer dem Trompeter noch mehrere vom Feinde verwundet, oder geblieben waren, wußten wir nicht, denn wir hatten nur Augen für unsere braunen Husaren. Nach dem Gefecht hatte Blücher auf der Höhe der Altenburg sein Corps gesammelt; von da zog er langsam weiter, ohne von den Feinden verfolgt zu werden.

Gegen Abend rückte das Souham'sche Corps, ungefähr 10,000 Mann, in die Stadt ein. Am 27. April kam Napoleon selbst und fuhr sogleich ins Schloß, wo ihm der Herzog und die Herzogin bis zur untersten Treppe entgegen kamen. Kaum hörte ich diese Nachricht, so lief ich rasch nach einer Nische, die neben der großen Haupttreppe war und von wo aus ich mir den großen Helden recht in der Nähe betrachten konnte. Achtspännig kam er daher gefahren; sein Mamluk Rustan saß auf dem Bock, und als der Wagen hielt, sprang er herab, riß den

Schlag auf und half Napoleon heraus, ihm Zobelpelz und Mütze abnehmend und dafür den dreieckigen Hut reichend, den dieser aber nicht aufsetzte, sondern erst die Herzogin mit einem Kuß auf die Stirn begrüßte, ihr dann den rechten Arm mit einem bezaubernden Lächeln bot und sie die Treppe hinauf führte; von dem Herzog nahm er gar keine Notiz. Nach zwei Stunden ungefähr kam er mit dem Herzog herab; beide stiegen zu Pferde und ritten über die Sternbrücke der Straße nach Naumburg zu; eine Menge Generale in reich gestickter Uniform folgten ihm. Er, der Allgewaltige, trug seine einfache Jägeruniform, worauf nur das Ritterkreuz der Ehrenlegion zu sehen war, während sein Gefolge in Sternen und Orden strahlte. Da zog er hin, der Mann mit dem gelben Marmorgesicht, von dem das bezaubernde Lächeln jetzt ganz verschwunden war; nur ein paar dunkle Sterne blitzten aus den steinernen Zügen hervor. Da ritt er hin, der Heros, vor dem die ganze Welt gezittert hatte und noch zitterte. Es war uns allen wie ein Traum, daß derselbe Mann vor noch nicht sechs Monden vor eben diesem Schloß als Flüchtling, nur von wenigen Soldaten begleitet, vorbeigejagt war und jetzt an der Spitze von 120,000 Mann stand, die er wie aus einem Nichts hervorgezaubert hatte.

Drei Tage dauerten die Durchmärsche und Ein=

quartierungen. Aber was war das für eine Armee im Vergleich zu der, welche vor Jahr und Tag nach Rußland gezogen war! Wir hatten ebenfalls einen Corporal und zwanzig Mann Einquartierung. Ersterer zählte ungefähr 17 Jahre. Nach der Schlacht von Lützen kamen mehrere solcher halben Kinder mit irgend einem verlorenen Finger zurück, den sie sich aus Unvorsichtigkeit oder absichtlich abgeschossen hatten.

Die Stimmung der Einwohner war wieder eine sehr gedrückte und förmliches Entsetzen ergriff uns alle bei der Nachricht, daß der Minister Voigt, der Hofmarschall von Spiegel und ein Gastwirth Pfeifer in der Nacht aus ihren Betten geholt und nach Erfurt als Gefangene gebracht worden wären, dort vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden sollten. Pfeifer hatte allerdings den Preußen als Spion gedient; die andern beschuldigte man, mit dem Feinde correspondirt zu haben. Karl August sandte sofort den damaligen Kanzler von Müller an den dort Commandirenden, um Verwahrung gegen diesen Gewaltschritt einzulegen, und ließ erklären, daß er Kenntniß von dieser Correspondenz gehabt und sie als unschuldig befunden habe; er selbst würde Napoleon davon zu überzeugen wissen. Der furchtlosen, geistvollen Ueberredungskraft des Kanzlers von Müller gelang es, daß die Execution, die den andern Tag schon vollzogen wer-

den sollte, sistirt wurde, und nach acht Tagen waren die drei Angeklagten ihrer Haft entlassen.*)

Wie hatte diese Begebenheit die Gemüther vollends beunruhigt! Wie war der Freiheitsjubel verstummt, der noch vor wenigen Tagen in den Straßen Weimars erklungen war! Jetzt sah man nur trübe und ängstliche Gesichter, und wie steigerte sich diese Niedergeschlagenheit, als die Nachricht kam, daß bei Lützen eine Schlacht stattgefunden, in der die Franzosen Sieger geblieben wären!

*) Auch die Herzogin Louise hat Napoleon um die Freigebung der Gefangenen gebeten, worauf dieser erwiderte: „Sehr gern; es freut mich, wenn ich Ihnen etwas Angenehmes erzeigen kann.“

Fünftes Kapitel.

Mein erster Gesangunterricht. — Erste Liebe. — Reise nach Halle. — Retirade der Franzosen. — Gefecht bei Weimar. — Durchmärsche der Verbündeten. — Einnahme von Paris. — Mein erster Auftritt.

Meine Stimme hatte sich immer mehr entwickelt, und obgleich mein Vater durchaus nichts vom Theater wissen wollte, gab er doch endlich zu, daß ich bei dem Musikdirector Karl Eberwein Gesangsunterricht nahm. Obgleich Eberwein selbst kein Sänger war, hatte er doch einen Cursus im Gesangunterricht unter Zelter's Leitung in Berlin durchgemacht, und seine Opern und Lieder geben Zeugniß, daß er in einer tüchtigen Schule gebildet worden, wo noch das Princip galt, daß der Gesang die Hauptsache, und die Instrumentation nur das secundäre Element sein dürfe. Er lehrte mich rein Intonation und regelrechten Anschlag des Tons; da studirte ich denn auch Partien ein, wie Osmin, Ma feru, Pistofolus in der „Schönen Müllerin“ u. s. Meine Töne unter dem tiefen Baß=g hatten sehr we Klang, aber ich capricirte mich, ein tiefer Bassist

werden, denn der berühmte Stromeier war einer und war mein Ideal. Ich versuchte auf alle mögliche Weise das tiefe d, welches bei der Arie des Osmin: „Ha, wie will ich triumphiren!“ so nöthig ist, hervorzubringen. Endlich glaubte ich am Ziel meines Wunsches zu sein, und mit einer Art Selbstgefühl ging ich zu meinem Lehrer, um ihm besagte Arie vorzusingen. Dieser schmunzelte bei dem tiefen d, was ich im Anfang für Beifall nahm, aber mein Wahn wurde mir gleich darauf durch die Worte: „Mein Lieber! das ist ja kein Ton mehr, sondern nur ein Brummen!“ benommen; trotzdem setzte ich mein Studium dieses Tons fort, aber vergeblich; ich wollte wohl, aber die Natur wollte nicht, und so blieb es denn bei dem Brummen.

Ende Juni trat die weimarische Schauspielergesellschaft ihre Sommerreise nach Halle an. Die Zeitverhältnisse geboten Vorsicht, daher ging diesmal nur das Schauspiel dahin und die Oper blieb in Weimar, um den bedeutenden Kostenaufwand zu sparen. Da aber die meisten vom Schauspiel auch sangen, so wurden wenigstens kleine Singspiele gegeben. Zu meiner großen Freude durfte ich diesmal Aeltern und Schwester begleiten. Letztere war schon seit fünf Jahren beim Theater; sie hatte eine schöne Sopranstimme mit so viel natürlicher Geläufigkeit, daß sie Rollen, wie die Königin der Nacht,

die Myrrah im „Opferfest“ u. s. w. mit glücklichem Erfolge sang; außerdem spielte sie im Schauspiel Soubretten und Liebhaberinnen.

Schon seit meinen Knabenjahren hatte ich eine Neigung zu einer jungen Schauspielerin, in deren Nähe ich bei dem Aufenthalt in Halle nun öfter sein konnte. Sie war erste jugendliche Liebhaberin und ein Liebling Goethe's. Wie oft hatte ich von den amüsanten Fahrten nach Lauchstedt und Halle erzählen hören; jetzt sollte ich selbst einer solchen beiwohnen und hatte das Glück, mit meiner Angebeteten, ihrem Gatten und Mademoiselle Engels in einem Wagen zu fahren. Mein Ideal, das mir gegenübersaß, war allerdings verheirathet und zählte zehn Jahre mehr als ich. Ich war erst sechzehn Jahre, aber dabei vollkommen körperlich ausgebildet, sodaß mich jedermann für zwanzig Jahre halten konnte.

Am 27. Juni früh um 4 Uhr schwankte ein Zug von sechs Chaisen, schwer mit Schauspielern, Beamten und Gepäck beladen, zum Jakobsthor hinaus, um über die Dörfer, wo zu jener Zeit nichts als Feldwege waren, nach der Universitätsstadt zu gelangen; der bessere Weg wäre allerdings über Naumburg gewesen, aber da hätte man ja Chausseegeld bezahlen müssen, und dazu waren der Herr geheime Hofrath Kirms und mein Herr Papa viel zu gute Oekonomen. Manchen blauen Fleck, ehe man

an Ort und Stelle kam, trugen diejenigen davon, welche die gutherzige Mutter Natur nicht gehörig mit Polstern ausgestattet hatte. Mit Ach! und Krach kamen wir endlich dem Dorfe Herren-Gosserstedt zu, allwo wir den ersten Halt machten. Daselbst wurde gefrühstückt und den Pferden Ruhe und einiges Heu gegönnt, dann ging die Reise weiter. Die Henne, ein einsam gelegenes Wirthshaus, war für mich eine historische Merkwürdigkeit, weil in früheren Jahren einmal die Wirthin dieses Hotels, als auch die herzoglich weimarischen Hofschauspieler vorüberfuhren, ihrer Magd zugeschrien: „Marie, duck de Wäsche wäck, de Bande kummt!“ So wenig Zutrauen hatte diese Amme jedes durstigen Voyageurs zu den Hofschauspielern, daß sie fürchtete, Schiller's Königinnen, Prinzessinnen und Jungfrauen könnten ihr ein Stück ihrer Leibwäsche entführen. Auch diesmal stand die Vorsichtige, die allerdings unterdessen alt und dick geworden war, mit eingestemmten Armen vor ihrer Thür, und von den Männerlippen ertönte aus allen Wagen: „Marie duck de Wäsche wäck, de Bande kummt!“ Sie gebrauchte als Antwort eine Phrase, nach der sie uns sogleich die Kehrseite zuwendete, die mir das Blut in die Wangen trieb, weil ich meiner Angebeteten gegenübersaß.

In einem Dorfe an der Unstrut wurde Mittag gehalten. Hier fanden wir die Decorationen- und Garderobe-

wagen sammt Maschinisten und Schneidern vor, die den Abend vorher aus Weimar abgefahren waren. Mein Vater, der General der ganzen Expedition, hatte ein leckeres Mahl durch sie bestellen lassen, welches aus gebackenen Fischen, Eierkuchen und Salat bestand. Zu einem gemeinschaftlichen Diner setzte man sich nun nieder und jeder brachte seine mitgenommenen Vorräthe an Fleischspeisen und Wein herbei; Anekdoten und Witze, worin sich Unzelmann, Wolff, Haide und mein Herr Papa auszeichneten, würzten noch das Mahl.

Nach zweistündiger Ruhe wurde die ganze Gesellschaft auf einer Fähre nach Karsdorf übergesetzt; unmittelbar von da führt der Weg eine sehr steile Höhe hinauf. Damen und Herren beschlossen, den Weg zu Fuß zurückzulegen, was sehr vernünftig war, trotz der glühenden Mittagshitze, denn die Kutscher hätten uns doch aussteigen heißen. Da mir nicht vergönnt war, mein Ideal zu führen, so bot ich meinen Arm der Madame Beck an, die eine vortreffliche komische Alte, die beste, die ich je auf der deutschen Bühne gesehen, aber außer derselben stets schwärmerisch und sentimental war. Sie war entzückt über meine Galanterie und sagte, indem sie mir einen Kuß applicirte: „So ist es recht, mein süßer Junge! Das Alter muß man ehren. Ich gehöre zwar noch nicht dazu, denn eine Frau von achtundvierzig Jahren kann

man noch nicht alt nennen." — „Na hörsche, Becken", sagte unser Veteran Malkolmi, der hinter uns herging — das Er und Sie war damals unter den Alten gebräuchlich — „als ich noch ä kleener Junge war, habe ich Sie schon als Madame Wallersteen uf dem Mannheimer Theater gesehn." Sie drehte den Kopf etwas nach ihm und erwiderte mit einem giftigen, verächtlichen Blick: „Alter Grobian!" Dann eilte sie mit Riesenschritten aus seiner Nähe, sodaß ich ihr kaum folgen konnte.

Allerdings mußte sie schon hoch in den Sechzigen sein, aber sie blieb immer achtundvierzig Jahre.

Alle Berge oder vielmehr Thalrisse hatten wir hinter uns und fuhren nun auf der Fläche unserm Ziel entgegen, wo jede Nähe eines Dorfes durch den unvermeidlichen Torfgeruch, der die Atmosphäre erfüllte, angezeigt ward; mir war er sogar lieblich, denn er erinnerte mich an meine Kindheit, in der mich meine Aeltern öfters mit nach Lauchstedt genommen hatten. Endlich lag sie vor uns, die prachtvolle Universitätsstadt Halle. Zwei Monate verbrachte die Gesellschaft daselbst. Die Stimmung der Einwohner war gegen voriges Jahr, wo ich meine Aeltern auf vierzehn Tage in Halle besucht hatte, allerdings eine sehr gedrückte. Obgleich man es an der alten Gastfreundschaft nicht fehlen ließ, vermißte man doch in all dem Treiben eine ungezwungene Heiter-

keit, denn mancher hallenser Jüngling hatte sich aus den Armen seiner Mutter gerissen, war heimlich den Späheraugen der westfälischen Regierung entwichen, das Schwert zu ergreifen, um für seinen angestammten König und das Vaterland zu fechten. Erst als die Nachricht vom Abschluß eines Waffenstillstands kam, der einen baldigen Frieden erwarten ließ, nach dem sich Europa allgemein sehnte, erst dann herrschte wieder Frohsinn unter Jung und Alt. Als Erwachsener und Sohn des dirigirenden Regisseurs wurde ich zu allen Diners und Bällen mit eingeladen. Ich war sehr glücklich, denn dadurch hatte ich oft Gelegenheit, in der Nähe meiner Angebeteten zu sein. Wie oft mag sie über den jungen verliebten Burschen gelächelt haben, der ihr wie ein Schatten folgte; aber war es Eitelkeit, sich so geliebt zu wissen, oder Mitleid mit mir, kurz, sie duldete meine Huldigungen, die unschuldig genug in Sträußeüberreichen und Shawltragen bestanden.

Ende August kehrte die Gesellschaft nach Weimar zurück. Von der Niederlage der Franzosen bei Kulm hörten wir schon mit großem Jubel; wie sich aber derselbe nach der Völkerschlacht bei Leipzig steigerte, wo uns die Nachricht kam, daß die Franzosen total geschlagen wären, wird noch heute jedes deutsche Herz ermessen können.

Nicht ohne Bangen sah jeder Bürger den nächsten

Tagen entgegen, da doch natürlich die Retirade über Weimar kommen würde, aber alle Furcht verschwand, als am 20. October ein Detachement Kosacken von 150 Mann, das wahrscheinlich über Jena gekommen war, in Weimar einrückte.

Am 21. verbreitete sich aber plötzlich die Nachricht, die flüchtigen Franzosen seien im Anzug und nur noch etwa zwei Stunden von der Stadt entfernt. Die Kosacken saßen auf und sprengten dem Feind entgegen; Alles, was Beine hatte, lief nach; die ältern Bürger stellten sich an dem sogenannten Webicht auf, wir Jüngern liefen querfeldein dem Kampfplatz zu. Das Gefecht hatte bereits begonnen und die Kosacken hätten nicht lange gegen die Uebermacht des Feindes Stand halten können, wenn dieser nicht plötzlich wider alles Vermuthen jeden weitern Kampf aufgegeben und den Weg nach Buttstedt genommen hätte, wohin das Centrum der flüchtigen Armee gegangen war. Dieser veränderte Plan ließ sich nur so erklären, daß die Franzosen die Stärke ihres Feindes verkannt und wahrscheinlich die am Webicht aufgestellten Bürger für Infanterie, die Läufer über das Feld aber für Tirailleure gehalten hatten. Die weimarische Neugierde hatte also bewirkt, einen feindlichen Trupp abzuhalten, der wahrscheinlich Brand und Plünderung in seinem Gefolge gehabt hätte.

An dem darauffolgenden Tage hing ein so starke[n] Nebel über Stadt und Umgegend, daß man kaum hundert Schritte weit sehen konnte, und doch zog wieder hal[b] Weimar vor das Kegelthor hinaus, um das Thielemann'sche Corps, das man erwartete, ankommen zu sehen, da[s] aus Kosacken, österreichischen Dragonern und ungarische[n] Husaren bestand, von denen namentlich letztere und de[r] Hetman der Kosacken (Platow) große Spannung erregten. Alles überließ sich vollkommener Sicherheit un[d] glaubte die Franzosen über alle Berge. Nicht so Ka[rl] August, der vorsorglich zwei reitende Leibjäger auf d[ie] Straße nach Buttstedt geschickt hatte, um dieselbe [zu] beobachten. Durch seine Umsicht war Alles so angeor[d]net, daß eine augenblickliche Flucht der herzoglichen Familie ermöglicht werden konnte.

Länger als eine Stunde wurde die Neugierde [des] Publikums auf die Folter gespannt, als endlich [die] ersten Kosacken sich auf der Höhe der Altenburg zeigte[n;] schon jubelte ihnen die Menge ein Hurrah! entgege[n,] da erscholl mit einem Male der Schreckensruf: „Di[e] Franzosen kommen, sie sind schon in der Stadt!" Ei[n] panischer Schrecken erfaßte die Menge und Alles jagt[e] auseinander; auch ich floh, mit meiner Mutter am Arm[,] die nächste Straße entlang, aber noch hatten wir nic[ht] die Mitte derselben erreicht, als schon der Feind straße[n]

breit daherſprengte; ein kleines Feuergäßchen, in welches ich meine Mutter eiligſt hineindrängte, rettete uns vor offenbarem Verderben, denn unmittelbar hinter uns kamen die Koſacken mit einem furchtbaren Geſchrei dem Feinde entgegen. Nur ein Zuſammenſtoß erfolgte, dann wichen die Franzoſen zurück; dieſen Augenblick benutzten wir und kamen unbeſchädigt nach Hauſe.

Der Kampf vertheilte ſich in die Straßen der innern Stadt, und nur durch die Geiſtesgegenwart unſers Karl Auguſt wurde er zu einem raſchen und glücklichen Ende gebracht. Er war mit ſeinem Adjutanten, dem Oberſtallmeiſter von Seebach, dem öſterreichiſchen General entgegengeritten und hatte dieſen mit dem Terrain und der Stellung des Feindes bekannt gemacht, worauf Seebach ein Regiment öſterreichiſcher Dragoner durch die Ilm führte und ſo dem Feind in Rücken und Flanke fallen konnte. Dieſer beſtand, außer einer fliegenden Batterie, aus den verſchiedenſten Reiterregimentern, blauen Huſaren, Chaſſeurs, Mamluken u. ſ. w.

Eine auf der Altenburg aufgeſtellte öſterreichiſche Batterie beſtrich die Richtung, in welcher die Straße nach Erfurt führte, da der größte Theil des Feindes dahin flüchtete. Man konnte wirklich hier ſagen: „Die ſchießen ins Dunkelblaue hinein,“ denn vor Nebel war faſt nichts zu erkennen und manche Kugel flog dabei natürlich in die

Stadt und richtete Schaden an. Wie aber war es gekommen, daß der Feind abermals sich nach Weimar wandte Das war die allgemeine Frage. Eine Frau, so verbreitet sich das Gerücht, deren Mann (von Geburt ein Franzose Proviantcommissar war und wegen seines Amtes sic mehrere Tage vor der Katastrophe nach Buttstedt, w die Magazine standen, auf seinen Posten begeben hatt war diesem am 20. October ganz früh dahin gefolgt un hatte ihm mitgetheilt, daß nur 150 Kosacken in Weima lägen. Zu ihrer Ehre glaubte man indessen, daß die absichtslos geschehen sei. Das rechtzeitige Eintreffe des Thielemann'schen Corps rettete Weimar und sein Einwohner vor unabsehbarem Unglück, denn aus sichere Quelle erfuhren wir, daß die Franzosen den Befeh gehabt, die herzogliche Familie gefangen zu nehmen un die Stadt an allen Ecken anzuzünden.

Tags darauf hatte der Nebel dem schönsten Sonnenschein Platz gemacht und wir gingen hinaus nach den Ettersberg, wo vor fünf Jahren die große Hirschjag gewesen war. Auch jetzt hatte an dieser Stelle eine schreckliche Jagd stattgefunden und viele entkleidete Leichen lagen umher. Wir wandten uns mit Grausen von diesem Bild der Vernichtung, um Anzeige bei der Polize zu machen, damit die Armen nicht ein Raub der hungrigen Raben würden.

Die Durchmärsche und Einquartierungen dauerten viele Tage. Erfurt, das noch in den Händen der Franzosen blieb, wurde von 10,000 Mann belagert. Die Stadt übergab sich aber Anfang Januar an den General Kleist, und nur die Citadelle blieb von den Franzosen besetzt. In Weimar lag noch viel Militär, meist Offiziere, die verwundet oder krank waren.

Im Anfang des Jahres 1814 hatte sich eine Schwadron und eine Compagnie freiwilliger Jäger in Weimar gebildet, die Ende Januar den Alliirten nachzogen. Sie sahen sehr stattlich aus in ihren dunkelgrünen Waffenröcken und Beinkleidern mit gelbem Besatz, in ihren Tschakos mit dem Zeichen *CA* und Roßschweifen.

Da es mir nun einmal nicht vergönnt war, für das Vaterland zu fechten, so setzte ich mitten in diesen Unruhen und dem wilden Leben meine theatralischen Studien fort, und gerade die Kriegsereignisse waren es, welche die günstige Wendung meines Schicksals beschleunigten.

Professor Jagemann, ein höchst talentvoller Maler, und Bruder der berühmten Schauspielerin, der ebenfalls bei den freiwilligen reitenden Jägern stand, war von Karl August als Kurier abgeschickt, um der Herzogin Louise die Nachricht der Einnahme von Paris zu überbringen. Den 11. April ganz früh langte er in Weimar an; nach wenigen Stunden war die Bekanntmachung von

der Uebergabe von Paris an allen Straßenecken zu lesen. Ein unbeschreiblicher Jubel erscholl in der Stadt und Freudenschüsse wurden auf allen Straßen und aus allen Fenstern abgefeuert. Einige Tage darauf ging Jagemann wieder nach Paris zurück, und unser trefflicher Bassist Stromeier, der in ganz besonderer Gunst bei Karl August stand, durfte ihn begleiten.

Nun trat für mich ein günstiger Zeitpunkt ein, wo das Theater ohne ersten Bassisten war; mein Vater wollte zwar noch gar nichts von einem Versuche wissen, aber Goethe bestand auf einer Probe. Diese fiel nach seiner Meinung günstig aus und so betrat ich unter seiner speciellen Leitung am 23. April 1814 als Osmin die Bühne.

Bevor ich weiter in meiner Lebensbeschreibung fortfahre, komme ich zunächst auf die Zeit zurück, wo Goethe die Leitung des weimarschen Hoftheaters übernahm und mein Vater vom Jahre 1793—1817 unter ihm als Regisseur fungirte. Es ist viel Unrichtiges, selbst Unwahres über die Goethe'sche Schule geschrieben worden. Aus dem Nachstehenden kann der geehrte Leser ersehen, ob das Goethe'sche Princip und dessen Ausführung ein falsches war. Ich habe treu, was mir mein Vater mündlich und schriftlich darüber mitgetheilt, hier niedergeschrieben und führe ihn dabei selbsterzählend ein.

Sechstes Kapitel.

Mittheilungen meines Vaters. Erste Epoche bis zum Jahre 1799.

(Goethe als Director.)

Goethe hatte im Jahre 1791 das neu errichtete Hoftheater in Weimar übernommen; die erste Vorstellung unter seiner Leitung war Iffland's „Jäger", mit einem von ihm selbst verfaßten Prolog.*) Von den Mitgliedern der Belluomo'schen Gesellschaft waren geblieben: Domaratius, Demmer und Frau, Malcolmi mit drei Töchtern, von denen die jüngste, Amalie, die treffliche Wolff ist, und Christiane Neumann mit ihrer Mutter. Neu hinzugetreten waren: Amor und Frau, Becker, Benda, Einer, Fischer (der Regisseur wurde) und Frau, Krüger, Fräulein Rudorf und ich. Aus Norden, Süden, Westen und Osten waren wir zusammengekommen. Da die neu engagirten Mitglieder in der ersten Vorstellung theilweise auch untergeordnete Rollen übernehmen mußten und doch

---

*) Goethe's Werke: Theaterreden. Prolog zum 7. Mai 1791.

für erste Fächer in Schauspiel und Oper engagirt waren, so ließ Goethe auf den Zettel setzen: „Da die Gesellschaft meistentheils neu zusammengetreten ist, so sind die Anfangsrollen nicht als Debüts zu betrachten, sondern es wird jedem Einzelnen noch Gelegenheit gegeben werden, sich dem Publikum zu empfehlen.“ Diesem Versprechen kam Goethe mit großer Gewissenhaftigkeit nach, und weil jedem Schauspieler zwei Debütrollen zugesagt waren, so mußte man sich in der ersten Zeit an ältere Stücke und Singspiele, in welchen die Neuhinzugetretenen einstudirt waren, halten, und Iffland, Kotzebue, Jünger und Spieß, Mozart, Dittersdorf und Pasiello beherrschten das Repertoire.

In den Contract, den bereits Belluomo mit der merseburger Regierung abgeschlossen hatte, daß die weimarsche Gesellschaft während der Sommermonate in Lauchstedt Vorstellungen geben sollte, trat jetzt die weimarsche Hoftheater-Direction ein, und demnach ging die Gesellschaft am 10. Juni schon nach Lauchstedt, einem kleinen Badeorte in der Nähe von Merseburg, Halle und Naumburg, der vom sächsischen Adel und leipziger Patricierfamilien sehr besucht wurde.

Ich war von Prag gekommen, und schon das kleine Haus in Weimar hatte mich frappirt; wie erstaunte ich aber, als ich in Lauchstedt gar eine große Scheune zum

Theater hergerichtet fand. Auch Goethe fühlte darüber, als er zum Besuch dahin kam, ein großes Mißbehagen, und es wurde der Beschluß gefaßt, ein wenn auch noch so kleines Theater auf eigene Kosten zu bauen; die Ertheilung der Genehmigung aber und die schenkweise Ueberlassung eines passenden Grundstücks mußten erst von der merseburger Regierung erwirkt werden; außerdem waren auch die nöthigen Gelder nicht schnell zu schaffen, und so kam der Bau erst im Jahr 1802 zur Ausführung.

Von Lauchstedt reiste die Gesellschaft nach Erfurt, welches damals noch kurmainzisch war und ungefähr 50,000 Einwohner zählte. Auch hier wurden gute Geschäfte gemacht, was auch sehr nothwendig war, denn der Herzog gab, außer der Kapelle, dem Theater jährlich nur einen Zuschuß von 7000 Thlrn.

Freilich waren die Gagen der Einnahme entsprechend; die höchste für Schau- und Singspiel betrug wöchentlich 8—9 Thaler. Malcolmi mit seinen drei Töchtern erhielt wöchentlich 10 Thlr.; dafür spielte er den Oberförster in den „Jägern“ und sang den Sarastro in der „Zauberflöte“ und seine beiden ältern Töchter wurden als Soubretten und Liebhaberinnen verwendet. Aber dennoch konnte ein sparsamer Mann bei solch geringer Gage anständig leben, so beispiellos billig waren die Lebensbedürfnisse;

ich z. B. zahlte in einer Familie für Logis, Frühstück, Mittagessen und Bedienung wöchentlich $1^1/_2$ Thlr.

Das erste neue Stück, was zum Schluß in Erfurt gegeben wurde, war „Don Carlos“, auf Goethe's Befehl während des Aufenthalts in Lauchstedt von der Gesellschaft einstudirt. Goethe soll, wie man sagte, dieser Vorstellung incognito beigewohnt haben, aber sehr unzufrieden mit der Darstellung gewesen sein; er ließ das Stück vorläufig in Weimar nicht wiederholen, wie er überhaupt keine Sympathie für dies Werk zeigte. Dessenungeachtet nahm er es zu Anfang des Jahres 1792 wieder vor und den 28. Februar kam es unter seiner Leitung in Weimar zur Aufführung.

Goethe besuchte wohl öfters die Proben, namentlich von anerkannten guten Stücken, und sprach da seine Meinung über die Auffassung der Charaktere aus, gab wohl auch das Tempo der Rede im Lustspiel wie in der Tragödie an, aber speciell beschäftigte er sich nur mit der vierzehnjährigen Neumann und widmete der Ausbildung dieses wunderbaren Talents seine freien Stunden. Zunächst möge hier eine kurze Biographie dieses lieblichen Mädchens folgen, an dem Goethe so großes Interesse nahm.

Christiane Neumann war mit ihren Ältern im Jahr 1784 zur Belluomo'schen Gesellschaft nach Weimar

gekommen. Schon als fünfjähriges Kind zeigte sie so viel Talent für die Bühne, daß sie in Venlo, wo ihr Vater eine eigene Direction hatte, der Liebling der Stadt und ihren Ältern eine große Stütze war. Selten kam sie aus einer Gesellschaft, wohin man sie zur Unterhaltung holen ließ, nach Hause, ohne neu gekleidet zu sein, oder die Taschen voll Geld mitzubringen; ihre außerordentliche Schönheit und Naivetät bezauberte Alles. In Weimar trat sie 1787 zum ersten Mal als Julie im „Räuschchen" auf und gewann sich auch da aller Herzen.

Die Herzogin-Witwe Anna Amalie nahm sich ihrer mit mütterlicher Sorgfalt an und die vielbegabte Corona Schröder übernahm ihre fernere geistige Ausbildung. Ihr Vater, der ein trefflicher Schauspieler gewesen sein soll, und den Goethe zum Regisseur bestimmt hatte, starb drei Monate vor Eröffnung des Hoftheaters an einem hektischen Fieber im 35. Jahre. Das Kind hing mit so grenzenloser Liebe an ihm, daß es auch im Tode nicht von ihm lassen wollte. In der Nacht hatte sie sich von Mutter und Schwestern weggeschlichen und morgens fanden sie die Träger auf dem offenen Sarge über die Leiche hingestreckt, von welcher man sie nur mit Gewalt entfernen konnte.

Ich sah sie zum erstenmal in den „Jägern" als Bärbel und war erstaunt, was dies schon zur Jung-

frau erblühte Kind aus der an sich unbedeutenden Rolle schuf. Diese Faulheit im Ausdruck des Gesichts, im Sprechen und allen Bewegungen war unbeschreiblich charakteristisch; ein Sturm von Applaus erhob sich, als sie die Bühne verließ, nachdem sie dieselbe mit unnachahmlicher Trägheit aufgeräumt hatte.

Wie sich dies wunderbare Talent unter Goethe's specieller Leitung immer glänzender entwickelte, bewies der Eindruck, welchen sie auf jeden machte. Gotter fand sie der Ackermann, der berühmtesten Schauspielerin jener Zeit, vergleichbar. Wieland sagte von ihr, daß, wenn sie nur noch einige Jahre so fortschritte, Deutschland nur eine Schauspielerin haben würde. Iffland, welcher im Jahre 1796 in Weimar Gastrollen gab, that den Ausspruch: sie könne Alles, denn nie würde sie in den künstlerischen Rausch von Empfindsamkeit, das verderbliche Uebel unserer jungen Schauspielerinnen, versinken. — Ihre erste bedeutende Rolle war der Arthur in „König Johann“. Goethe hatte besonderes Interesse an diesem Stück und setzte es selbst in Scene.*)

Zu den vortrefflichsten Darstellungen der Neumann gehörten: Ophelia, Emilie Galotti, Amalie in den

*) Er spricht sich darüber in seinen „Tages- und Jahresheften“ aus. Anm. d. V.

„Räubern", Louise in „Kabale und Liebe", Minna von Barnhelm. Eben so vollendet waren auch ihre muntern Charaktere, und selbst Knabenrollen spielte sie mit einer Vollendung, daß sie ein ganzes Publikum über ihr Geschlecht täuschen konnte, wobei ihr umfangreiches Organ sie trefflich unterstützte.

In ihrem vierzehnten Jahre war sie ein vollkommen ausgebildetes, bildschönes Mädchen; in diesem Alter heirathete sie den talentvollen Schauspieler Becker und gebar ihm in ihrem 16. Jahre eine Tochter.*) Als Jakob in „Alte und neue Zeit" trat sie nach ihrem Wochenbette zum ersten Male wieder auf und wurde mit unendlichem Jubel vom Publikum begrüßt. Goethe hatte ihr dazu einen Monolog geschrieben, worin folgende Stellen vorkamen: „Jakob soll ich heißen? Ein Knabe sein? Das glaubt kein Mensch. Wie viele werden mich nicht sehen und kennen, besonders die, die mich als kleine Christel mit ihrer Freundschaft und Gunst beglückt!" — „Erst ist man klein, wird größer, man gefällt, man liebt — und endlich ist die Frau, die Mutter da, die selbst nicht weiß, was sie zu ihren Kindern sagen soll." — Im Jahre 1795 verlor sie ihre Mutter an einem auszehrenden Fieber; 1796 gebar sie abermals eine Tochter und kränkelte von da an. Die

*) Mutter des berühmten Aquarellmalers Karl Werner.
Anm. d. V.

viele aufregende Beschäftigung rieb ihre Kräfte vollends auf. Im Jahre 1797 reiste sie zwar noch mit der Gesellschaft nach Lauchstedt, erkrankte aber dort so heftig, daß Karl August ihr den bequemsten Reisewagen schickte, um sie nach Weimar zurückzubringen. Sofort wurden aus Jena die berühmten Aerzte Hufeland und Starke geholt, aber alle Kunst war hier verloren; sie starb am 22. September im noch nicht vollendeten zwanzigsten Lebensjahre. Die Trauer um sie war eine allgemeine; auf dem Theater wurde eine Todtenfeier gehalten, deren Ertrag zunächst den Fonds zu einem Denkmal bildete, welches von Meyer entworfen und von dem Bildhauer Telle ausgeführt wurde. Dieser einfache Obelisk mit einer Tafel, worauf der Name Euphrosyne eingegraben ist, wurde im Rosengarten errichtet.*)

Wer gedächte bei diesem Namen nicht jener wundervollen Elegie Goethe's, durch welche er die Verstorbene verherrlichte!

Es ist wohl nicht uninteressant, hier eine Stelle des Gedichts zu erklären, welche dem mit den damaligen Verhältnissen weniger Vertrauten unverständlich sein

---

*) Der Rosengarten war damals ein Theil des Großherzoglichen Parks. Später schenkte ihn Karl August der Erholungsgesellschaft, in deren Garten das Monument noch zu sehen ist.

dürfte: „Drohtest mit grimmiger Glut den armen Augen.“ *)

Bei der Hauptprobe zeigte Christiane nicht genug Entsetzen vor dem glühenden Eisen; ungeduldig hierüber riß Goethe dem Darsteller des Hubert das Eisen aus der Hand und stürzte mit solch grimmigem Blick auf das Mädchen zu, daß dieses entsetzt und zitternd zurückwich und ohnmächtig zu Boden sank. Erschrocken kniete nun Goethe zu ihr nieder, nahm sie in seine Arme und rief nach Wasser. Als sie die Augen wieder aufschlug, lächelte sie ihm zu, küßte seine Hand und bot ihm dann den Mund; eine schöne und rührende Offenbarung der väterlichen und kindlichen Neigung beider zueinander.

Obgleich Goethe vom Jahr 1793 bis zu Anfang des neuen Jahrhunderts mehrere junge Talente, die ihm der Ausbildung werth erschienen, engagirt hatte und sich selbst mit ihnen beschäftigte, so war doch im Ensemble ein störender Zwiespalt fühlbar. Goethe wandte seine größte Aufmerksamkeit der Plastik und einem edlern Pathos zu, doch die ältern Schauspieler konnten das gespreizte Wesen und den bombastischen Ton, welcher damals noch auf allen deutschen Bühnen sein Wesen trieb, nicht genugsam abstreifen. Die jüngern waren wieder

*) „Euphrosyne“, V. 47. Anm. d. V.

zu verzagt, die neue Bahn kühn einzuschlagen, welche Goethe ihnen vorzeichnete. Dazu gehörte allerdings, was sein praktisches Vorbild anlangte, einiger Muth; absichtlich trug er, seinen Schülern gegenüber, sehr grell auf, weil er aus Erfahrung wußte, daß selbst die begabtesten unter ihnen zu schüchtern waren, sein Maß zu erreichen; aber eben dieses Auftragen, verbunden mit seinem äußerst kräftigen Organ, welches seine Sprache noch besonders markig werden ließ, machte, namentlich in gebundener Rede, seinen Vortrag beinahe übertrieben.

Erst als mehrere Lücken im Personale eintraten und durch Talente wie Graff, Haide, Vohs, die Jagemann und im Anfang dieses Jahrhunderts die Delle, Maas, Karl Unzelmann, Oels, Wolff, Delles Elsermann und Engels, Lortzing und Deny ausgefüllt wurden, rückte er dem erstrebten Ziele näher, und es kam nun Einklang und Harmonie in das Ganze. Seine Schüler lernten das Princip verstehen und auffassen, und so erreichte die weimarsche Bühne, vorzüglich in der Tragödie, ein Ensemble, wie es damals in Deutschland nur selten zu finden war und dessen Ruhm sich überall hin verbreitete. Wohl besaßen Berlin, Hamburg, Wien und Mannheim in Künstlern wie Iffland, Schröder, Brockmann, Böck, Beil &c., Größen, wie sie Weimar nicht aufzuweisen hatte, allein zu jenen Größen bildeten damals noch die übrigen

Schauspieler mit dem widerlichen Bombast, der ihnen von der französischen Tradition anhing, kaum den genügenden Hintergrund; von ihnen sich gänzlich abhebend, stand im Vordergrund die eine künstlerische Notabilität und beherrschte das Bild.

Der erste Reformator der damaligen Unnatur war Eckhof; er suchte durch einfache Wahrheit auf das Publikum wie auf seine Collegen zu wirken; dabei war seine Rhetorik nicht ohne poetischen Schwung. Allein seine Darstellungen streiften doch mehr an das gewöhnliche bürgerliche Leben, das Ideale ganz vermeidend. Nach Weimar wurde er aus Gotha von Karl August, der ihn dort gesehen, eingeladen und spielte daselbst im Jahre 1777 den Stockwell in dem „Westindier". Reichen Beifall zollte ihm der Hof und Goethe. Eckhof wäre der Mann gewesen, bei einem längern Zusammenleben mit Goethe dessen Intentionen in der Heranbildung eines deutschen Schauspiels zu erfassen.

Schröder, als Eckhof's Nachfolger in der Reformation, zerbrach ganz und gar die moralischen Stelzen, mit denen die Schauspieler jener Zeit auf der Bühne einhergingen, und strebte unermüdlich darnach, einen Einklang in die Darstellungen zu bringen, aber er ging zu weit. Rhetorik und Plastik drückte er in das alltägliche Leben herab. Conversationsstücke und bürgerliche Dramen

gelangen daher seinem Ensemble am besten, die Tragödie aber entbehrte allen Schwungs und aller Poesie. Das war die sogenannte Schröder'sche Schule.

Goethe dagegen strebte in Rhetorik, Plastik und Mimik der Antike nach und führte so, im Gegensatze zu Schröder, zum Idealismus. Das Bild, das Ganze gewann an Kraft und Schönheit, und in dem poetischen Hauch, der die Darstellung durchwehte, lag ein Zauber, der jenen andern Bühnen größentheils abging. Mit dem Wachsen und Gedeihen der Anstalt wuchs auch die Liebe Goethe's zu seiner Schöpfung. In frühern Jahren hatte er die Proben nur bei besondern Stücken besucht, nun aber wohnte er denselben fast regelmäßig bei. Und mit welcher Rücksicht verfuhr er da bei seinen Anordnungen! Nie gab er seiner Unzufriedenheit strenge Worte; sein Tadel war immer so, besonders gegen die ältern Schauspieler, daß er nicht verletzen konnte, z. B.: „Nun, das ist ja gar nicht übel, obgleich ich mir den Moment so gedacht habe; überlegen wir uns das bis zur nächsten Probe, vielleicht stimmen dann unsere Ansichten überein.“ Den jüngern gegenüber war er weniger rücksichtsvoll; hier hieß es oft: „Man mache das so, dann wird man seinen Zweck nicht verfehlen.“

Es ist Goethe von vielen Seiten der Vorwurf gemacht worden, daß er die Bühne wie ein Schachbret be-

trachte, dessen lebendige Figuren nur nach seinem Willen sich stellen und ihre Plätze wechseln dürften. — Wann wäre ein hohes geistiges Streben nicht von der Gewöhnlichkeit angegriffen worden? Allerdings bekümmerte sich Goethe auch um Gehen und Stehen der Schauspieler, und stets mit richtigem und feinem Sinn. Höchst störend war es ihm, wenn zwei Personen oder gar drei und vier, ohne daß es die Handlung nöthig machte, dicht beieinander auf einer oder der andern Seite, oder in der Mitte vor dem Souffleurkasten standen und dadurch leere Räume im Bild entstehen ließen; da bestimmte er genau die Stellung und gab durch Schritte die Entfernung von der einen zur andern Person an. Er wollte in dem Rahmen ein plastisches Bild haben und behauptete, daß selbst zwei Personen ein solches, was dem Auge wohl thun müßte, durch richtige Stellung schaffen könnten. Ebenso mußte der Schauspieler, an den die Rede eines andern gerichtet war, einen Schritt vortreten, damit der Redende sich auf natürliche Weise mehr zum Publikum wenden konnte, eine Regel, die freilich jeder vernünftige Schauspieler von selbst einhalten sollte, der nicht sein liebes Ich, sondern das Ganze im Auge hat.

Shakespeare's „König Johann", nach Eschenburg's Uebersetzung, war das erste bedeutende Werk, welches Goethe selbst in Scene setzte sein Verdienst war es

überhaupt, dies Meisterwerk auf die deutsche Bühne gebracht zu haben, und ein bedeutender Erfolg krönte seine Bemühungen, seinen Eifer, mit welchem er das Studium dieses Werks geleitet hatte. Der Referent im „Journal des Luxus und der Moden" (Böttiger) ist voll des Lobes über die Darstellung, und besonders rühmt er das Spiel der Christiane Neumann als Arthur. Die allzu freien Reden, sowie die außer der Zeit liegenden Anspielungen waren gestrichen; ebenso hatte man einige Nebenrollen verändert. Der Beifall war allgemein. Ein merklicher Unterschied leuchtete allerdings gegen die frühern Darstellungen, wo Goethe weniger die Hand im Spiele gehabt hatte, hervor. Nach solch günstiger Aufnahme schritt Goethe zur Aufführung eines eigenen Werkes, und der „Großkophta" wurde am 17. Dezember zum ersten Male gegeben; mit den besten Kräften war das Stück besetzt und das Studium mit großem Eifer und Fleiß vollendet worden, obgleich man voraussah, daß es keinen großen Anklang finden würde. Und so war es auch. Eine achtungsvolle Aufmerksamkeit begleitete, ohne besondere Beifallsbezeugungen, die Darstellung.*)

Um hier chronologisch zu verfahren, bemerke ich, daß

*) Der Stoff war ursprünglich zum Operntext bestimmt und Reichardt hatte schon einige Nummern davon componirt.

„Hamlet“ nun an die Reihe kam, der allerdings schon unter Belluomo neunmal in der Schröder'schen Bearbeitung gegeben worden war und bei dem Publikum große Anerkennung gefunden hatte. Goethe schien mit dieser Bearbeitung nicht einverstanden zu sein und gab auch hier, mit Hinweglassung der letzten Scene, die von Eschenburg.

Am 28. Februar 1792 kam, wie schon erwähnt, „Don Carlos“ zum ersten Mal in Weimar zur Aufführung. Das war für Goethe eine mühevolle Arbeit.*) Die alten Schauspieler konnten durchaus keine fließende Recitation der Schiller'schen Jamben zu Stande bringen; die langen Silben dehnten sie so ungebührlich, daß man glaubte, eine Sägemühle zu hören, und trotz einer Menge Leseproben, welche Goethe hielt, hoben sie immer noch den Vers mit schwerfälliger Absichtlichkeit hervor. Uebrigens erlitten auch außerhalb Weimars die Schiller'schen Verse arge Behandlung; war es doch sogar anerkannten Schauspielern wie Opitz, Reinecke, Schirmer ꝛc. (bei der Franz Seconda'schen Gesellschaft) nicht möglich, eine rhythmisch geschriebene Rolle auswendig zu lernen;

*) Um so ehrenwerther von ihm, da er durchaus keine Sympathien für das Stück hatte, was er unverhohlen in den „Jahres- und Tagesheften“ ausspricht.

dieselbe mußte immer erst in Prosa geschrieben und hinter jeden Vers ein dicker Strich gemacht werden.*)

Das Stück wurde wegen seines außerordentlichen Erfolgs bis zum Jahre 1797 häufig wiederholt und zog stets das Publikum in großen Massen herbei. Im „Journal des Luxus und der Moden" findet sich über die erste Aufführung desselben nur eine einfache Anzeige. Der Hofrath und Gymnasialdirector Böttiger, der über so manches flache Product, namentlich wenn es von einem anerkannten Schriftsteller war, der weitläufigsten Besprechung und des Lobes kein Ende finden konnte, wich hier, wahrscheinlich aus Liebedienerei, einer Beurtheilung dieses Werkes, aus und doch hatte er kurz vorher in dieser Zeitschrift sich auf das breiteste über den „Großkophta" ausgesprochen. Der Grund davon mochte wohl das damals noch nicht freundschaftliche Verhältniß zwischen Goethe und Schiller sein. So hoch man Böttiger's Gelehrsamkeit achtete, so sehr mußte man es doch mißbilligen, daß er zu denen gehörte, die oft den Mantel nach dem Winde hingen — und Goethe war ja der Allmächtige.

Als Schiller selbst vom Jahre 1799 an bei der Fest-

*) Solche Rollen cursirten noch im Jahre 1817 am dresdener Hoftheater, zu dessen Mitgliedern ich damals selbst gehörte. Anm. d. V.

stellung des Repertoires thätig war, legte er den „Don Carlos“ ganz beiseite, und erst im Jahre 1802 wurde er, mit einigen Verkürzungen und Abänderungen, auf Anregung Goethe's und, dem allgemeinen Wunsche des Publikums zu genügen, in Lauchstedt wieder aufs Repertoire gebracht. Ueberhaupt widerstrebte Schiller stets, wenn Goethe ein Stück seiner frühern Periode zur Darstellung bringen wollte, und namentlich war ihm der „Fiesko“ widerwärtig, der denn auch bei Schiller's Lebzeiten nicht mehr auf der weimarschen Bühne erschien. Er selbst sprach einst die Absicht aus, denselben umzuarbeiten und zu versificiren; aber er gab diesen Gedanken wieder auf und wandte seine Zeit neuen Werken zu.

Nach „Don Carlos“ brachte Goethe beide Theile „Heinrichs des Vierten“ zur Aufführung, und zwar wurde der erste am 14., der zweite am 21. April gegeben. Obgleich der Uebersetzer auf dem Zettel nicht angeführt war, so wußten doch alle Schauspieler, daß Goethe selbst nach Eschenburg die Einrichtung des Stücks gemacht hatte.*) Die erste Leseprobe davon war höchst amüsant. Der Schauspieler Krüger, welcher den Falstaff spielte, konnte nach Goethe's Intention den Ton nicht treffen, der zu diesem Charakter gehört, und so las Goethe selbst

*) Bei dem Theaterbrand im Jahre 1825 wurde das Manuscript ein Raub der Flammen. Anm. d. V.

einige Scenen mit so sprudelndem Humor und so überaus treffender Charakteristik vor, daß wir alle vor Lachen kaum zu lesen im Stande waren. Krüger, ein höchst talentvoller Schauspieler, folgte Goethe's Anleitung in Ton und Geberde, ohne ihn sklavisch nachzuahmen, und wurde ein trefflicher Falstaff. Im Ganzen fand das Stück keine besonders beifällige Aufnahme beim Publikum, und beide Theile wurden nur einigemal wiederholt; das Publikum war eben noch nicht reif genug, solche Werke zu verstehen. Goethe ließ sich aber dadurch nicht irre machen und wußte, daß man durch solche Experimente die Menge heranbilden würde. In diese Zeit fiel das Engagement von Vohs, einem unserer bedeutendsten Schauspieler, auf den bei Besprechung der Schiller'schen Meisterwerke zurückzukommen sein wird. Ueberhaupt gingen am 1. April 1793 große Veränderungen im Personale vor: die Ehepaare Fischer, Gatto und Mattstedt, Herr Damaratius und die beiden ältern Damen Malcolmi verließen uns. Frau Malcolmi, Herr und Frau Porth mit ihrer talentvollen, bildschönen Tochter (spätern Vohs) traten neu hinzu. In Herrn Fischer hatten wir auch unsern bisherigen Regisseur verloren und Goethe traf nun eine neue Einrichtung. Er wählte drei Schauspieler*), welche unter der

*) Vohs, Becker, Genast.

Benennung Wöchner die Anordnung der Decorationen, Costüme, Statisten &c. von Woche zu Woche abwechselnd zu besorgen hatten; die Leitung des artistischen und ästhetischen Theils der Anstalt lag allein in Goethe's Händen.

Am 2. Mai 1793 wurde zum ersten Mal „Der Bürgergeneral" gegeben; Goethe war auf dem Theaterzettel nicht als Verfasser genannt. (Diese Eigenheit, bei ersten Aufführungen sich nicht als Autor zu nennen, besaß Schiller in noch höherem Grade und es durfte bei mehreren seiner Werke sein Name nicht auf den Zettel gesetzt werden.) Das Stück gefiel ungemein; diese Persiflage betrachtete man als eine kleine Schlacht, die Weimar Frankreich lieferte, und sie wurde bis zum Jahr 1805 oft wiederholt; von da ab verstummte dieses Wortgefecht wohlweislich, denn das Urbild rückte uns mit andern Waffen auf den Leib, und solange es die eiserne Ruthe über Deutschland schwang, kam das Stück nicht wieder auf das Repertoire.

Bis zum ersten Gastspiel Iffland's hatten wir, außer den genannten Novitäten von classischen Werken, nur Wiederholungen der schon unter Belluomo einstudirten Stücke, wie: „Räuber", „Emilie Galotti", „Clavigo", „Minna von Barnhelm", „Geschwister" u. s. w. Hauptsächlich beherrschten das Repertoir Iffland, Kotzebue,

Jünger und zum Theil auch Schröder. Als k
Opern hatten wir drei Mozart'sche: „Die En
aus dem Serail" (schon unter Belluomo 17
geführt), „Don Juan" und „Die Hochzeit des
außerdem einige von Dittersdorf, Grétry,
und Paesiello. Da die italienischen Texte meist
lich übertragen waren, so wurde Vulpius vo
beauftragt, dieselben zu überarbeiten; einige da
nahm auch der bekannte Kammerherr von Ein

Da zu jener Zeit nur sehr wenige Mitgliede
lisch waren, so hatte das sauerste Amt der Cor
der verpflichtet war, jedem einzelnen seine P
zustudiren. Wo hätte man bei den beschränkten
es auch hernehmen wollen, neben dem Scha
besonderes Opernpersonal zu halten! Deutsche
waren übrigens auch sehr selten, und Opern mu
gegeben werden; darum wurde fast kein Sch
engagirt, der nicht auch eine leidliche Stimme
in der Oper in kleinen Partien oder im Chor
ken konnte. Erst nach dem Engagement der Jag
die bei einem italienischen Meister im Gesang
worden, war man darauf bedacht, ausreichende
herbeizuziehen.

*) Nachherige Frau von Heygendorf.

Bis zum Jahre 1796 hielt Goethe jedes Gastspiel von der weimarschen Bühne fern; nur solchen Schauspielern, die man zu engagiren gedachte, wurden ein oder zwei Proberollen zugestanden. Später fiel auch dies weg und einer der Regisseure reiste nach dem Ort, wo man ein passendes Subject für das erledigte Fach zu finden hoffte.

Als Vohs zu Ende 1802 unsere Bühne verließ und nach Stuttgart ging, sandte mich Goethe nach Nürnberg, um Eßlair, von dem er viel Rühmliches gehört hatte, zu engagiren. Man gab, als ich ankam, das „Unterbrochene Opferfest" von Winter; für den andern Tag war „Don Carlos" mit Eßlair als Posa angesetzt. Sehr vergnügt, es so glücklich getroffen zu haben, hörte ich mir das „Opferfest" an. Da fiel mir unter den spanischen Gefangenen einer auf*), der durch enorme Körpergröße weit über die andern hervorragte. Ich fragte meinen Nachbar nach jenem Riesen, für den Friedrich Wilhelm I. viel Geld bezahlt haben würde. „Wohl nicht allein wegen der Körpergröße, wenn Se. Majestät einen Begriff

---

*) Es war damals bei den deutschen Bühnen Gebrauch, daß jeder Schauspieler Statisten machen und Chor singen mußte. Auch unter Goethe fand dieser Gebrauch statt und erhielt sich auf der weimarschen Bühne bis zum Jahr 1847. Nur einige der ersten Mitglieder waren davon befreit, bei besondern Festvorstellungen mußten aber auch sie so mitwirken. Anm. d. V.

von der dramatischen Kunst gehabt hat," war die Antwort, „denn das ist Eßlair." Ich erschrak, denn ich dachte an unsere ungewöhnlich kleine erste Liebhaberin (Fräulein Maas). Am andern Abend kam sie mir aber nicht mehr in den Sinn, denn Eßlair entzückte mich als Posa. Ich schrieb an Goethe, daß Eßlair noch viel bedeutender sei als sein Ruf; aber freilich, die reichlichen 6 Fuß rheinisch seiner Körperlänge durfte ich auch nicht verschweigen. Die Antwort von Goethe auf mein Schreiben lautete: „Sehen Sie sich anders um; ich kann keinen Liebhaber brauchen, dessen Geliebte ihm nur bis an den Nabel reicht."

Im Jahre 1796 endlich berief Goethe Iffland zu einem Gastspiel nach Weimar. Zu diesem Zweck hatte Schiller die Redaction des „Egmont" übernommen. Vor Beginn des Gastspiels war eine Leseprobe des „Egmont", welche fünf Stunden dauerte und die Goethe mit einer Anrede eröffnete, die dem Sinne nach Folgendes sagte: „Es wird bald ein Meister unter uns stehen, den ich hauptsächlich berufen habe, um Euch durch ihn zu beweisen, wie gut Kunst und Natur sich vereinen lassen. Lauscht seiner Darstellung mit aller Aufmerksamkeit; aber seid nicht schüchtern als Mitwirkende, zeigt ihm, daß unser Streben ebenfalls ein hohes, edles ist, und seine Zufriedenheit wird uns nicht fehlen." Nun las er jedem

Schauspieler einige Stellen der darzustellenden Rolle vor, um durch Ton und Haltung den Charakter anzudeuten, wie er ihn aufgefaßt wünsche. Die Becker-Neumann und Vohs als Klärchen und Brakenburg trafen schon im Lesen das Richtige und waren in der Darstellung selbst ausgezeichnet. Beck als Vansen war trefflich. Goethe las den Egmont, und abgesehen davon, daß sein Vortrag etwas zu markirt war, habe ich nie den Egmont so darstellen sehen, wie er ihn las; Iffland stand weit hinter der Auffassung Goethe's zurück. Noch am nächsten verkörperte in späterer Zeit Oels Goethe's Intention.

Iffland trat in dreizehn Rollen der verschiedensten Gattung auf.*) Der bedeutende Künstler bekundete sich in jeder seiner Leistungen, doch war das Schauspiel sein eigentlich günstiges Feld. Zur Tragödie hatte ihm die Natur Manches versagt, vor Allem ein umfangreiches, sonores Organ. Seine Schau- und Lustspielrollen, vor Allem sein Wallen in „Stille Wasser sind tief", waren Meistergebilde. Böttiger gab in dem „Journal des Luxus

*) Graf Wordmar (im Deutschen Hausvater), Zar (Strelitzen), Rechtler (Scheindienst), Dallner (Dienstpflicht), Wallen (Stille Wasser sind tief), Treumund (Eheliche Probe), Posert (Spieler), Reinhold (Hagestolzen), Lamihofer (Aussteuer), Oberpriester (Sonnenjungfrau), Franz (Räuber), Wanner (Herbsttag), Egmont (Egmont), den er wiederholen mußte.

und der Moden" ein kurzes, aber höchst treffendes Resumé jeder einzelnen Rolle; am Schlusse sagte er: „Man sieht schon aus der flüchtigen Skizze, daß er fast jede Saite des dramatischen Polychords mit geübter Hand berührte. Jeder horchten wir mit neuem Genusse und huldigten dem Künstler, der nie der Natur untreu wird und in keinem Moment sich selbst und die Kunst vergißt. Man erwartet mit Recht eine umständlichere Kritik und Entwickelung aller seiner Vollkommenheiten, die wir an Iffland bewunderten."*)

Goethe hatte uns nicht umsonst zur würdigen Unterstützung des gefeierten Gastes aufgefordert; jeder war bemüht, soviel in seinen Kräften stand, sich der Iffland'schen Darstellung anzuschmiegen, und Iffland sprach denn auch seine vollkommene Zufriedenheit gegen die Schauspieler aus, namentlich konnte er im Lob der Becker-Neumann kein Ende finden. Sein Ausspruch über sie ist bereits angeführt.

Das Iffland'sche Gastspiel trug in Wahrheit dazu bei, unser Ensemble nach Goethe's Princip immermehr auszubilden; hatte nun doch jeder der Schauspieler selbst

*) Diese erfolgte auch bald darauf in einer kleinen Broschüre, welche in Leipzig unter dem Titel erschien: „Entwickelung des Iffland'schen Spiels in 14 Darstellungen auf dem weimarschen Hoftheater im April 1796."

erfahren, welch zauberhaften Einfluß die künstlerische Wahrheit und Einfachheit, gegenüber dem hohlen und übertriebenen Bombast, ausübte.

So kam das Jahr 1798 heran, in welchem das Theater durch Baumeister Trouet aus Stuttgart renovirt wurde. Am 12. October begannen die Vorstellungen wieder, und mit den „Corsen" von Kotzebue, auf die der Prolog*) und dann zum ersten Male „Wallenstein's Lager" folgte, wurde das neuhergestellte Haus eingeweiht. Goethe's Thätigkeit bei der Inscenirung war unermüdlich. Hofrath Meyer mußte alle möglichen Holzschnitte, welche Scenen aus dem Lagerleben des Dreißigjährigen Krieges darstellten, herbeischaffen, um die Gruppen auf der Bühne darnach zu stellen; sogar eine alte Ofenplatte, worauf eine Lagerscene aus dem 17. Jahrhundert sich befand, wurde einem Kneipenwirth in Jena zu diesem Zweck entführt. Goethe leitete das Studium der Schauspieler und stattete an Schiller (nach Jena) genauen Bericht ab; bis zur letzten Probe veränderte Schiller noch dieses und jenes. Mir war der Dragoner zugetheilt worden. Eines Tages jedoch ließ mich Goethe zu sich rufen und theilte mir mit, daß Schiller gesonnen sei, noch einen Kapuziner in das Lagerleben hineinzubringen, der den

*) Vohs sprach ihn in dem Costüm von Max Piccolomini.

Soldaten predigen sollte; da Schiller dabei um Rath frage, so habe er ihm einen Band des Abraham a Santa Clara gesandt und mich zum Darsteller der drastischen Figur, welche der Kapuziner abgeben würde, vorgeschlagen. „Da Ihr", sagte er, „viel mit solchen Kuttenmännern in Berührung gekommen seid, so werdet Ihr gewiß den Ton treffen, der zu einem solchen Feldpfaffen gehört. Schickt Euren Dragoner in meinem Namen an Benda."

Bestimmte Rollenfächer durften die Schauspieler unter Goethe nicht beanspruchen, und selbst die ersten durften sich nicht weigern, wenn es zum Besten des Ganzen war, eine Anmelderolle zu übernehmen. Er verlangte von jedem, daß ihm die Kunst höher stände als sein liebes Ich. Ein Beispiel möge hier folgen.

Meinem Collegen Becker hatte Goethe den zweiten Holk'schen Jäger zugetheilt. Obgleich Becker von Anfang an mit dieser untergeordneten Rolle sehr unzufrieden war und weit lieber den Wachtmeister gespielt hätte, getraute er sich doch nicht, die Annahme derselben zu verweigern, solange ich im Besitz einer ähnlichen war; kaum hörte er aber von dem mir übertragenen Kapuziner, so erklärte er mir auch schon, daß er den Jäger nicht spielen würde, und beauftragte mich, als fungirenden Wöchner, dies dem Herrn Geheimen Rath zu melden. Mir ward nicht

wohl bei der Commission und ich kleidete sie wenigstens in die etwas gefälligere Form einer Bitte meines Collegen. Nichtsdestoweniger gerieth Goethe in den heftigsten Zorn, bestand darauf, daß Becker die Rolle spielen müsse, und setzte hinzu: „Sagen Sie dem Herrn Becker, wenn er sich dennoch weigern sollte, so würde ich die Rolle selber spielen." Becker weigerte sich aber nicht mehr.

Erst am 8. October traf die Kapuzinerpredigt ein aber noch dreimal hat Schiller dieselbe überarbeitet, ehe sie im Druck erschien.*) Für den Charakter des Wachtmeisters hatte Goethe ein ganz besonderes Interesse und war bemüht, dem Darsteller dieser Rolle die steifen Bewegungen, den schwerfälligen Gang und den bombastischen Ton beizubringen. Mit der Exposition war er nicht einverstanden; sie erschien ihm nicht wirksam genug. Er veranlaßte deshalb Schiller, noch ein Soldatenlied als Einleitung zu schreiben; da dieser aber nur vier Verse einsandte, so schrieb Goethe noch einige dazu und dies Lied wurde nach einer Melodie aus „Claudine von Villa Bella" gesungen. Den ersten Vers sang man, ehe der Vorhang aufgezogen wurde:

---

*) Mein Vater hatte sich in der deutschen Bühnenwelt und bei dem Publikum einen Namen durch diese Leistung erworben, und der unvergeßliche Ludwig Devrient, mit Recht der Große genannt, bat ihn, ihm die Kapuzinerpredigt zu recitiren, was er auch that.

Schiller. Es leben die Soldaten,
Der Bauer gibt den Braten,
Der Gärtner gibt den Most,
Das ist Soldatenkost! Trada la la la la la!

Den Bürger muß man packen,
Den Adel muß man zwacken,
Sein Knecht ist unser Knecht,
Das ist Soldatenrecht! Trada la ꝛc.

Goethe. In Wäldern gehn wir pürschen
Nach allen alten Hirschen
Und bringen frank und frei
Den Männern das Geweih! Trada la ꝛc.

Heut schwören wir der Hanne
Und morgen der Susanne,
Die Lieb ist immer neu;
Das ist Soldatentreu! Trada la ꝛc.

Schiller. Wir schmausen wie Dynasten
Und morgen heißt es fasten;
Früh reich, am Abend bloß,
Das ist Soldatenloos! Trada la ꝛc.

Wer hat, der muß uns geben,
Der nichts hat, der soll leben.
Der Eh'mann hat das Weib
Und wir den Zeitvertreib. Trada la ꝛc.

Goethe. Es heißt bei unsern Festen:
Gestohlnes schmeckt am besten,
Unrechtes Gut macht fett,
Das ist Soldateng'bet! Trada la ꝛc.

Der vierte und fünfte Vers wurden hinter den

lissen gesungen, um dadurch anzudeuten, daß sich das Lager auf beiden Seiten noch ausdehne; dann wurde immer der Refrain auf offener Scene wiederholt, wodurch großes Leben in das Ganze kam.*) Zur Hauptprobe kam Schiller selbst von Jena herüber und änderte dabei noch manchen Vers. Ueber die Inscenirung war er entzückt, und mit Recht, denn sie war vollkommen charakteristisch und entsprach ganz dem, was er beabsichtigte; namentlich auch die Gruppirungen, deren sich Hofrath Meyer besonders angenommen hatte, überraschten allgemein. Die Vorstellung wurde als vortrefflich be-

*) Böttiger beschreibt die Scene im „Journal des Luxus und der Moden“ folgenderweise: „Im Hintergrund ist ein geräumiges Zelt aufgeschlagen, über welchem die kaiserlichen Fahnen und Standarten in wilder Unordnung hervorblicken. Vor dem Zelt zu beiden Seiten sind Kram- und Trödelbuden. Soldaten von allen Waffengattungen tummeln sich untereinander. Alle Tische sind besetzt. Vor einem lodernden Feuerherde sind Grenadiere und Kroaten gelagert; Soldatenjungen würfeln auf einer Trommel; Ulanen treiben mit ihrer Beute Handel. Eine Scene des buntesten Gewühls und der ungeregelten Lagerfreiheit. Die Darsteller der Hauptrollen waren: Weyrauch (Wachtmeister), Leisring (erster Holk'scher Jäger), Haide (Kürassier), Genast (Kapuziner), Beck (Gustel von Blasewitz).“ Diese scenische Einrichtung hat sich bis zum Jahre 1850 auf der weimarschen Bühne erhalten. Erst im Jahre 1854 fand der damalige Director des weimarschen Hoftheaters das, was Goethe und Schiller angeordnet, nicht zweckmäßig und warf die frühere Scenirung bei Seite, um eine würdigere dem Publikum vorzuführen.

zeichnet und der Beifall des Publikums war ein enthusiastischer.

Bei dieser Vorstellung war es, wo nach Goethe's Befehl auf dem Komödienzettel zum ersten Mal die Herren, Madames und Demoiselles vor den Namen der Mitglieder wegfielen. Ich fragte Goethe um den Grund dieser Anordnung; er meinte: der Name des Künstlers sei genügend; Herren und Madames gäb es sehr viele in der Welt, aber Künstler sehr wenig. Doch gab diese Eigenheit zu manchem Irrthum Anlaß, namentlich wenn Frauen in Männerrollen auftraten.

Noch einer Eigenthümlichkeit Goethe's will ich hier erwähnen. Er ging mit den Namen seiner Mitglieder gar willkürlich um, wenn dieselben ihm nicht gefielen oder zu prosaisch klangen. Einem Fräulein Petersilie strich er den „Peter" weg und nannte sie Silie. Den Herren Lortzing und Moltke, wie auch Fräulein Elstermann strich er das „t" aus ihren Namen, dagegen gab er dem Fräulein Engel ein „s" am Schluß zu.

Zum Geburtstag der regierenden Herzogin wurden am 30. Jan. 1799 die „Piccolomini" zum ersten Mal gegeben. Durch häufiges Unwohlsein zu Ende des vergangenen Jahres war Schiller in der Arbeit daran gehemmt worden. Am 4. Januar kam er selbst nach Weimar, wir mußten mit großer Eile studiren und die Auf-

führung war, diesen Umstand in Erwägung gezogen, eine ziemlich gelungene zu nennen. Die Wiederholung am 2. Februar verdiente unbedingtes Lob.

Die Eintheilung der Piccolomini wie des Wallenstein war eine andere als die, welche im Druck 1800 bei Cotta erschien. Die ersten vier Acte der Piccolomini waren in zwei zusammengedrängt, der fünfte bildete den dritten; der vierte begann mit dem astronomischen Thurm, der fünfte mit den Worten Wallenstein's: „Mir meldet er aus Linz." Demnach waren zwei Acte von Wallenstein zu den Piccolominis gezogen worden.

Am 20. April hatten wir „Wallenstein's Tod" zum ersten Male. Das Stück begann mit den Worten der Gräfin Terzky: „Ihr habt mir nichts zu sagen, Base?" Diese drei Acte waren in fünf eingetheilt, die folgendermaßen schlossen; der erste: „Jetzt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben!" der zweite mit der Scene des Max; der dritte mit dem nachgeschriebenen Monolog des Buttler, der sich in der ersten Ausgabe von Wallenstein nicht findet; der vierte mit dem Monolog der Thekla; der fünfte in seiner Ursprünglichkeit. Von 1799 — 1800 wurde jedes von den Stücken fünfmal gegeben und zwar stets im Repertoir aufeinanderfolgend. Solange dies geschah, war diese Eintheilung nicht nachtheilig für das Ganze; später freilich wurde Wallenstein

in dieser Einrichtung öfter allein gegeben und die wirksamen Scenen mit Wrangel, der Terzky und der Monolog fielen weg; damit man aber die Erzählung des Traums nicht auch vermissen sollte, wurde dieser in die siebente Scene mit Terzky nach dem gedruckten Buche eingeschoben. Nur in Lauchstedt gab man den Wallenstein, wenn nicht die Piccolomini vorausgegangen waren, ganz nach dem gedruckten Buche; eine Concession, die man schon den beiden Universitäten Halle und Leipzig machen mußte.

Ueber den enormen Erfolg des Wallenstein ist nichts weiter zu sagen; der Andrang des einheimischen wie des auswärtigen Publikums war so groß, daß man die Preise der Plätze theils um die Hälfte, theils um ein Drittheil erhöhte. Die Aufführung war namentlich in den Hauptrollen trefflich zu nennen. Graff (Wallenstein) erhielt nach der ersten Darstellung der Piccolomini folgender Brief von Schiller:

„Sie haben mir gestern durch Ihr gehaltenes Spi[illegible] und Ihre treffliche Recitation sowohl des Monolog[illegible] als auch der übrigen schweren Stellen eine große Freu[illegible] gemacht. Kein Wort ist auf die Erde gefallen und d[illegible] ganze Publikum ging befriedigt von der Scene. Empf[illegible]n gen Sie dafür meinen innigen Dank. Sie haben ei[illegible]er großen Triumph erlangt und dürfen nicht zweifeln, daß

Ihrem großen Verdienst um diese Rolle auch öffentlich vor dem Publikum Gerechtigkeit erzeigt werden wird. Nicht so leicht soll es einem Andern werden, Ihnen den Wallenstein nachzuspielen, und nach dem Beweis, den Sie gestern von Ihrer Herrschaft über sich abgelegt, werden Sie bei künftigen Vorstellungen Ihre Kunst noch vollkommener entwickeln."

Ein Fehler von Graff war die große Unruhe seiner Bewegungen, durch die er oft seine vortrefflichen Darstellungen benachtheiligte und auf welchen Schiller hier hindeutet; daß er sie diesmal mit Erfolg zu beherrschen gesucht hatte, war hauptsächlich den steten Ermahnungen Goethe's bei den Proben zuzuschreiben.

Vohs, obgleich man ihn einen guten Max nennen konnte, gab doch den lyrischen Stellen einen zu starken sentimentalen Anstrich, womit Schiller nicht einverstanden war, und entwickelte überhaupt zu wenig jugendliches Feuer in dem ersten Theil seiner Rolle; in dem Abschied von Thekla und dem Zuruf an die Soldaten jedoch war er meisterhaft. Konnte man somit aus seiner Darstellung eben nur ausgezeichnete Momente herausfinden, so gab hingegen die Jagemann als Thekla ein vollendetes Ganzes.

Dies geniale und vielseitig gebildete junge Mädchen war im Jahr 1797 für unsere Bühne gewonnen worden. Sie kam von Mannheim, und Iffland, der ihr Lehrer

dort gewesen war, hatte sie Goethe dringend empfohlen, mit dem Bemerken, daß sie ein würdiger Ersatz für die Becker-Neumann sein würde. Sie trat am 18. Februar als Oberon*) in Weimar auf und entzückte allgemein. Ihre gleichbedeutende Befähigung für die Oper wie das Schauspiel wurde durch eine liebenswürdige Persönlichkeit unterstützt. Sie brachte als Thekla ihr weiches, wohlklingendes Organ so schön zur Geltung und ihre Auffassung war so hochpoetisch, daß Schiller mit Recht über ihre Leistung hocherfreut war. Das Einzige, was ihr bei dieser Rolle im Wege stand, war ihre kleine Gestalt.

Bis zu der Zeit, wo Schiller nach Weimar übersiedelte, was am 3. Dec. 1799 geschah, datirt sich also die erste Epoche des weimarschen Hoftheaters unter Goethe's Leitung. Mit dem Jahre 1800 trat die zweite ein, wo Goethe und Schiller vereinigt für das Gedeihen der Anstalt wirkten, und die Schauspieler, die das Glück hatten, unter der Anleitung solcher Männer zu stehen, werden gewiß diese Zeit noch in ihrem hohen Alter als die glücklichste ihres Lebens betrachten.

---

*) Componirt von Wranitzky.

Siebentes Kapitel.

Mittheilungen meines Vaters. Zweite Epoche vom Jahre 1799 bis 1805.

(Goethe's und Schiller's Wirksamkeit.)

Zum 30. Januar 1800 wurde der „Mahomet" vorbereitet und Schiller leitete die Proben. Das Stück ging rund und glatt zusammen, wollte aber bei dem Publikum nur wenig Anklang finden, obgleich Vohs und die Jagemann als Mahomet und Palmire vortrefflich waren. Um so größern Beifall erhielt der „Macbeth", der zum ersten Mal am 14. Mai aufgeführt wurde.

Schiller's Bescheidenheit, namentlich bei seinen eigenen Werken, war fast übertrieben. Ein Beispiel möge hier folgen.

Unserm Vohs, der, wie ich früher schon bemerkte, ein ausgezeichneter Künstler war, hatte Schiller die Rolle des Macbeth zugetheilt. Bei der ersten Theaterprobe war er seiner Aufgabe noch gar nicht so mächtig, wie man es von ihm erwarten durfte, und selbst die lauteste

Hülfe des Souffleurs fruchtete nur wenig. Da aber Vohs wegen seines eminenten Talents bei Goethe und Schiller in hoher Achtung stand und man seine Reizbarkeit kannte, so machten Dichter und Director gute Miene zum bösen Spiel und keine Rüge erfolgte ob der Nachlässigkeit. Dieser störende Uebelstand trat aber auch bei der Hauptprobe hervor, und Goethe schwoll nun die Zornesader und er rief, da ich zu fungiren hatte, mit seiner mächtigen Stimme: „Herr G'nast" (Goethe liebte es, meinen Namen zu apostrophiren), „verfügen Sie sich zu mir herab!" Er, Schiller und Meyer saßen im Parterre und der zweite Act war eben zu Ende. „Was ist denn das mit diesem Herrn Vohs?" fuhr er mich an. „Der Mann kann ja kein Wort von seiner Rolle; wie will er denn den Macbeth spielen? Sollen wir uns vor den höchsten Herrschaften und dem Publikum blamiren? Man sistire das Stück für morgen, und Sie brauchen das Warum weder vor Herrn Vohs noch dem Personal zu verschweigen." Schiller suchte Goethe's Zorn zu beschwichtigen und rühmte die künstlerische Ruhe von Vohs, seine Genialität, die ihn gewiß bei der Darstellung über diese Klippe hinwegführen würde, denn die Auffassung des Charakters sei doch vortrefflich. Auch ich stimmte der Ansicht Schiller's bei, und Goethe, der schon aufgestanden war, um das Theater zu verlassen, fügte

sich endlich, beauftragte mich aber, Vohs im Vertrauen einen Wink zu geben, was ich wohlweislich bleiben ließ, da ich die heftige Gemüthsart von Vohs nur zu gut kannte.

Die Vorstellung fand den andern Tag statt. Der Andrang des Publikums war enorm, besonders auf der jenaischen Straße. Bruder Studio hatte sich in pleno aufgemacht zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, um der ersten Vorstellung des „Macbeth" beizuwohnen. Der Beifall steigerte sich von Act zu Act und namentlich war es Vohs, der das Publikum enthusiasmirte. Nach dem zweiten Act kam Schiller auf die Bühne und fragte in seinem herzigen schwäbischen Dialekt: „Wo ischt der Vohs?" Dieser trat ihm mit etwas verlegener Miene und gesenktem Kopf entgegen; Schiller umarmte ihn und sagte: „Nein, Vohs! ich muß Ihne sage: meischterhaft! meischterhaft! Aber nun ziehe Sie sich zum dritte Act um!" Vohs mußte sich Anderes erwartet haben. Denn mit inniger Freude dankte er Schiller für seine unbegrenzte Nachsicht. Dann wandte sich Schiller mit den Worten zu mir: „Sehe Sie, Genascht, wir habbe recht gehabt! Er hat zwar ganz andere Vers gesproche, als ich sie geschriebe hab, aber er ischt trefflich!" Es war eben ein Mann, dessen Milde und Liebenswürdigkeit ganz unwiderstehlich jeden anzog, der das Glück hatte, in seiner

Nähe weilen zu dürfen. Ich war nur ein kleines Licht an der weimarschen Bühne, aber er erkannte bald, wie ehrlich ich es mit der Kunst meinte und daß ich mich mit ganzer Hingebung der Sache widmete; darum würdigte er mich öfters seines Vertrauens und ich durfte als Regisseur ohne Rückhalt meine Ansicht gegen ihn aussprechen. Er war für mich der Stern einer milden Sommernacht, zu dem ich mit unbegrenzter Verehrung und Liebe aufblickte, während hingegen Goethe mich öfters die Mittagshitze einer Julisonne empfinden ließ, obgleich er mir ebenfalls gewogen war.

Schiller recitirte und spielte zuweilen in den Proben den Schauspielern einzelne Stellen vor. Sein Vortrag wäre sehr schön gewesen, wenn nicht der schon erwähnte Dialekt die Wirkung hier und da etwas geschwächt hätte, aber trotzdem, daß seine Haltung steif und gebückt, daß seine Bewegungen durchaus nicht plastisch waren, riß er uns alle durch sein Feuer und seine Phantasie zur Begeisterung hin. Er war in der Karlsschule erzogen, wo bei den damaligen dramatischen Uebungen der Schüler die Unnatur der französischen Tragöden als Norm galt, und diese trat zuweilen bei seiner Rhetorik, wenn auch nicht störend, hervor. Besonders liebte er den Schluß einer Rede mit gewaltigem Pathos ins Publikum zu schleudern, und das an und für sich schon Grelle wünschte er öfters

noch greller hervorgehoben. Daß Alba im „Egmont" im fünften Act als Henker mit großem rothen Mantel und tief ins Gesicht gedrücktem Hut erscheinen mußte, geschah auf seine Anordnung.*) Ferner wünschte Schiller nach der ersten Aufführung des „Macbeth", daß die Teller, welche die Lady spielte, bei der Wiederholung des Stücks sich nach der Ermordungsscene die Hände ein wenig roth anstreiche, damit das Ringen derselben im fünften Act dem Publikum verständlicher würde. Goethe aber wußte ihn von dem Gedanken abzubringen, der übrigens nicht sein eigen war, sondern von England stammt, wo allerdings die Lady nach dieser Scene mit bluttriefenden Händen erscheint, die sie bei den Worten: „Meine Hände sind blutig wie die Deinen!" förmlich auswindet. Der Himmel bewahre unsere deutsche Bühne vor solcher Wahrheit!

Schiller war übrigens bei den Proben voll Nachsicht

*) Emil Palleske, dem wir das treffliche Werk über Schiller's Leben zu danken haben, ist falsch berichtet worden, wenn er dort anführt, dieser Theatercoup stamme von Goethe oder Iffland; thatsächlich ist er von Schiller; und unser Veteran Graff, der der erste Darsteller des Alba war und ihn noch in den dreißiger Jahren spielte, ließ sich diesen Theatercoup weder von der Intendanz, noch von der Regie nehmen und erwiderte stets: „Schiller hat es so gewollt!" Goethe war damit einverstanden und beide wußten recht gut, was sie thaten. Anm. d. V.

und Freundlichkeit gegen die Schauspieler, man mu
liebgewinnen; und doch gab es einige gelehrte Th
unter diesen, die sich klüger dünkten als er, weil
die sogenannten Handgriffe des Bühnenlebens m
Gebote standen; und sonach kamen Widersprüche ba
dieser, bald von jener Seite.

Mich brachte die Anmaßung dieser Leute öft
Harnisch und ich hätte gern mit Fäusten drein gesch
aber Schiller widerlegte stets mit der größten F
lichkeit oft ganz widersinnige Ansichten; zuweilen
sich freilich eine zornige Röthe auf seinen Wangen b
lich. Einmal jedoch riß der Faden seiner Geduld
hatten den „Tancred" nach Voltaire von Goethe schon
Male aufgeführt. Bei einer abermaligen Wiederh
desselben hielt Schiller die Probe ab, und Goethe ha
ersucht, ein wachsames Auge auf Haide zu habe
den Tancred spielte, daß er nicht, wie bei der letzter
stellung, die höchsten Töne seines Organs ansc
und sich der ewigen Malerei mit den Händen und
enthalten solle. Der gute Haide hatte sich aber in
Fehler, den Goethe schon oft an ihm gerügt, fe
verbissen; auch die Warnungen Schiller's frucht
nichts; er wollte diesem sogar seine Gründe auf da
teste auseinandersetzen. Das brachte Schiller aus
würdevollen Ruhe heraus und er rief voller Zorn

was! mache Sie's, wie ich's Ihne sage und wie's der Goethe habbe will. Und er hat Recht — es ischt ä Graus, des ewige Vagire mit dene Händ und das Hinaufpfeife bei der Recitation!" Haide stand wie vom Donner gerührt da, denn so war Schiller noch nie aufgetreten. Die Folge dieser Scene war, daß Schiller die Scenirung von: „Nathan der Weise" ablehnte und die ausgeschriebenen Rollen davon an Goethe zur Vertheilung schickte. *)

Dem „Macbeth" folgte „Maria Stuart", welche am 14. Juni 1800 gegeben wurde. Schiller las, da der fünfte Act noch nicht beendet war, uns zunächst vier Acte vor und nach wenigen Tagen auch den letzten.

Bei der Besetzung der beiden Königinnen war man zweifelhaft, ob man der Vohs die Maria und der Jagemann die Elisabeth geben sollte, oder umgekehrt. Endlich entschied der Vohs schlanke, üppige Gestalt für die Maria und der Jagemann geistige Kraft für die Elisabeth.

Die letztere war anfänglich höchst ungehalten darüber

*) „Schiller's und Goethe's Briefwechsel", 788. Brief: Weimar, den 28. April. An Goethe. „Der Nathan ist ausgeschrieben und wird Ihnen zugeschickt werden, daß Sie die Rollen vertheilen. Ich mag mit dem Schauspielervolk nichts mehr zu thun haben, denn durch Vernunft und Gefälligkeit ist nichts auszurichten, es gibt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe." Anm. d. V.

und sandte die Rolle mit dem Bemerken zurück, daß
ihre Persönlichkeit noch ihr Talent sich für die Eli
eigne; aber Schiller's freundliche Bitte und seine
liche Auseinandersetzung des Charakters gewanne
vollkommen, und mit einer wahren Leidenschaft gi
endlich an das Studium dieses Charakters. S
hatte auch in seiner Ansicht vollkommen Recht; die
war eine sehr schöne Frau und ihr Talent allenfalls
reichend für die Maria, zur Elisabeth aber fehlte i
geistige Fähigkeit.

Schiller leitete die Proben mit unermüdlichem
und trefflicher Anordnung. Einen großen Anstoß ga
Abendmahlscene, und Herder besonders soll gegen
Profanirung der Kirche protestirt haben; dennoch n
sie dargestellt, aber nur einmal, denn das Publikum
erklärte sich dagegen. Wenn Euphrosyne, unsere u
geßliche Becker-Neumann, die Maria dargestellt
wer weiß, ob das Publikum bei dieser Scene unange
berührt worden wäre.

Von allen Orten waren Zuschauer herbeigest
und alle Räume des Auditoriums bis auf den l
Platz besetzt. Schiller's Ruhm hatte sich nicht
in den Städten Thüringens, sondern auch auf
Dörfern schon verbreitet, und selbst Bauern sah
im Theater, wenn ein Schiller'sches Stück gegeben w

Die Darstellung ging gut zusammen. Die Jagemann als Elisabeth, Vohs als Mortimer, der allerdings in der Gartenscene etwas übers Maß ging, waren vortrefflich; Graff (Talbot), Becker (Burleigh), die Vohs (Maria), Cordemann (Leicester) lösten ihre Aufgaben zu allgemeiner Zufriedenheit; die Uebrigen beeiferten sich, zum vollkommenen Gelingen des Ganzen beizutragen. Besonders war die Recitation tadellos, denn die Schauspieler hatten sich bereits in die Schiller'schen Jamben hineingelebt, sodaß sie öfters sich derselben im gewöhnlichen Leben bedienten.

Nächst Vohs zeichnete sich darin Cordemann aus, der die gewöhnlichste Phrase in Verse, womöglich in gereimte, einzukleiden suchte, wie:

„'s ist Zeit nun, nach dem Mittagsmahl zu sehn;
Mit Gott ihr Lieben; mög's Euch wohlergehn."

Diese Uebungen sollten ihm und Vohs bei einer Wiederholung der „Maria Stuart" in Lauchstedt trefflich zu statten kommen.

Die Jagemann hatte an die Scene mit Leicester, am Schluß des zweiten Acts, nicht gedacht; rechtzeitig bemerkte ich, daß sie nicht an ihrem Platze stand; schnell eilte ich nach ihrer Garderobe und rief ihr durch die Thür zu, daß die Scene mit Mortimer gleich zu Ende sein würde. Von innen erscholl der Schreckensruf: „Mein

Gott! ich habe an die Scene nicht gedacht und bin im Umkleiden begriffen, aber ich komme gleich!" Vorsorglich flüsterte ich aus der ersten Coulisse den beiden Spielenden die Verlegenheit zu und beide hatten Geistesgegenwart genug, sich nicht aus der Fassung bringen zu lassen. Die frühere Mitwirkung in der extemporirten Komödie, in welcher der Schauspieler Selbständigkeit haben mußte, half ihnen dabei. Immer waren meine Augen auf die Coulisse gerichtet, woher die Jagemann kommen mußte; nur wenige Verse waren bis zum Schluß der Scene noch übrig. Endlich vor den Worten: „Maria hofft", sah mich Vohs mit fragenden Blicken an, die ich pantomimisch verneinen mußte; darauf extemporirte er sechs bis sieben Verse; ein Gleiches that Cordemann, der nochmals seine Zweifel über das Gelingen des Plans aussprach und die Worte: „Bringt ihr die Schwüre meiner ew'gen Liebe!" passend anreihte. In Todesangst hatte ich der Entwickelung dieses Dramas zugesehen, doch zum Glück erschien die Jagemann auf ihr Stichwort, allerdings ohne Königsmantel und Krone. Nach der Vorstellung noch fragte mich ein Badegast, der Obergerichtsrath Blümner, der das Stück recht gut kannte, warum die Jagemann diesmal ohne Krone und Königsmantel zum Leicester gekommen wäre; als ich ihm den Grund davon eröffnete, war er voll Erstaunen, daß die Leute

so hübsche Verse extemporirt hatten; ob sie hübsch waren, konnte ich freilich nicht sagen, denn mir war das Hören vergangen. Als ich Schiller bei unserer Heimkehr dieses Intermezzo mittheilte, amüsirte er sich köstlich darüber und sagte: „Ja, ja, der Vohs ischt ä ganzer Kerl, aber dem Cordemann hätt' ich's nit zugetraut."

Am 30. Januar 1801 wurde der „Tancred" zum ersten Mal aufgeführt und dadurch dem Herzog eine Aufmerksamkeit erwiesen, der die französische Tragödie, wenigstens ihrer Form nach, der deutschen vorzog.

Goethe hatte ganz eigene Marotten. Er liebte es z. B., mit jungen Talenten Versuche zu machen, wo sie öfters gar nicht am Platz waren. So hatte er die Rolle der Amenaide statt der Jagemann, deren Persönlichkeit und geistige Capicität sich weit mehr für diese Rolle eigneten, dem Fräulein Caspers gegeben. Es waltete schon damals zwischen ihm und der Jagemann eine Mißstimmung, die sich in der Folge immer mehr steigern sollte, leider oft zum Nachtheil des Ganzen. Was wir vorausgesehen hatten, geschah, die Caspers war durchaus nicht ausreichend und Goethe sah sich gezwungen, der Jagemann die Rolle zu übertragen.

In späterer Zeit, bei einer andern Gelegenheit, wo „Die neue Frauenschule" von Kotzebue gegeben werden sollte, ein Stück von drei Acten, worin die Handlung nur unter

drei Personen stattfindet, legte er die drei Rollen in die Hände von Anfängern. Als er mir dieselben zur Vertheilung übergab, bemerkte ich ihm, daß das Stück verloren sei, wenn nicht das Wolff'sche Ehepaar und die Lortzing die Träger des Ganzen wären. „Ei was", sagte er mürrisch, „ich weiß, was ich thue! Man muß den jungen Leuten Vertrauen beweisen, denn nur so kann etwas aus ihnen werden." „Aber hier nicht, Excellenz", — erwiderte ich. „Das Gelingen hängt hier einzig und allein von einer trefflichen Darstellung ab, und diese ist nur zu erwarten, wenn Ew. Excellenz die Rollen den Genannten übertragen. Das Stück, das ohnehin kein Meisterwerk ist, kann nur durch solche tüchtige Kräfte über seine Mittelmäßigkeit gehoben werden, und statt den jungen Leuten zu nützen, schaden Sie ihnen nur. Indessen haben Ew. Excellenz zu befehlen; ich habe nur meiner Pflicht gemäß meine Ansicht ausgesprochen." Nachdem Goethe mehrere Male mit heftigen Schritten im Zimmer auf- und abgegangen war, blieb er plötzlich vor mir stehen, mich mit seinen wunderbaren Glanzaugen anblickend, und sagte: „Den einmal hingeschriebenen Namen auf einer Rolle wieder ausstreichen, wenn das Mitglied nicht abgegangen oder gestorben ist, das thue ich nicht, das wißt Ihr; so laßt denn die Titelblätter der Rollen nochmals schreiben, damit ich sie für die

Wolffs und Madame Lortzing signiren kann.“ So geschah es.

„Tancred“ hatte fast den gleichen Erfolg wie „Mahomet“; die öftern Wiederholungen fanden mehr auf Wunsch der höchsten Herrschaften als auf den des Publikums statt. Böttiger sagte über die Leistung der Jagemann als Amenaide in seiner Kritik: sie hätte diesen Charakter mit so viel Kunst und Wahrheit dargestellt, „daß, wer sie in der Gluck'schen „Iphigenie auf Tauris“ singen und hier in „Tancred“ spielen sah, in der That zweifelhaft bleiben mußte, welchem ihrer Talente der erste Kranz gebühre“.

Bisher hatte man den Geburtstag der Herzogin-Mutter, Anna Amalie, im Theater nicht gefeiert, doch dies Jahr gab man ihr zu Ehren am 24. October zum ersten Male „Die Brüder“ von Terenz, nach einer Uebersetzung und Bearbeitung von Einsiedel. Es war der erste Versuch mit Masken und für uns alle eine schwierige Aufgabe. Dieses Stück konnte ebenfalls als eine Epoche der damaligen Zeit betrachtet werden und zugleich als eine Probe, auf welche Höhe der Geschmack des weimar'schen Publikum sich bereits geschwungen hatte, daß es diese ihm ganz fremdartige Komödie nicht allein ertrug, sondern sogar großes Interesse dafür an den Tag legte.

Nicht ganze Masken gebrauchte man; Stirn, Nase,

Kinn und Bart wurden nach Bedarf des Charakters angewendet, Augen, Mund und Backen blieben frei. Die Maske des Damea war bräunlich, mit hochgezogenen Augenbrauen. Böttiger sagt im „Journal des Luxus und der Moden": „Die Masken des Kupplers Sanio und des Sklaven Syrus waren nach den noch vorhandenen Reliefs in der Villa Alboni und den herculanischen Gemälden so sprechend copirt, daß man sich bei ihrem Anblick wirklich in das Alterthum versetzt glaubte. Beim Sanio war das streifige Gewand als Abzeichen seines Metiers nicht vergessen. Syrus (Becker) wurde unübertrefflich wahr und behaglich gespielt. Der vorwärts gebogene watschelnde Gang, das Streicheln des wohlgenährten Bäuchelchens und vor allem die listige Miene und die spöttische Oeffnung des Mundes, die uns auf allen alten Masken so caricaturmäßig erscheint, waren hier in ein vollkommenes Ganzes trefflich verschmolzen, und jedermann, dem dieser Syrus mit seinen hundert Lazzis ein Lachen abgewann, mußte gestehen, daß dies Alles durch die Maske, die dem untern Theil des Gesichts eine flache Rundung und Festigkeit gab, volle Bedeutung und Nachdruck erhalte. Schon sein Anblick verbreitete ein gewisses lächerliches Wohlbehagen, und so oft er abtrat, waren alle Hände in Bewegung." Er spricht noch den Wunsch aus, daß die Grenze des antiken Dramas

immer weiter gezogen und endlich bis zu Sophokles ausgedehnt werden möge. Das Stück wurde bis zum Jahr 1804 achtmal wiederholt; ein Beweis also, wie es dem Publikum zusagte, da das Haus immer besetzt war.

Noch einige Stücke von Terenz und Plautus wurden von Einsiedel übertragen, fanden aber beim Publikum keinen Anklang.

Am 28. November desselben Jahres erschien zum ersten Mal auf unserer Bühne „Nathan der Weise". Dies Meisterwerk war von Schiller, man konnte nicht sagen unzweckmäßig, gekürzt worden. Goethe hatte bei den Lese- und Theaterproben seine große Noth, einen fließenden Rhythmus bei den Darstellern hervorzubringen, denn das waren allerdings keine Schiller'schen Jamben. Den öftern Wiederholungen der Worte die nöthige Abschattirung zu geben, war eine Schwierigkeit, welche die Schauspieler nicht überwinden zu können glaubten, denn diese Stilistik war ihnen ganz fremdartig; allein Goethe's eiserne Geduld bei allen Proben, die er selbst leitete — Schiller hatte, wie oben schon bemerkt, die Scenirung des Stücks abgelehnt — brachte sie doch nach und nach auf den richtigen Weg. Die erste Vorstellung war allerdings eine mangelhafte zu nennen, endlich aber ging es doch und Graff wurde mit der Zeit ein trefflicher Nathan.

Ein zweites Stück, worin die ältern Männer in

Masken erschienen und das Goethe mit große
und Fleiß in Scene setzte, war „Ion“ nach E
welches am 2. Januar 1802 zum ersten Mal
wurde. Schiller war ganz und gar gegen die Auf
dieses Werkes, allein diesmal hörte Goethe nicht a
Rath; und doch wäre es besser gewesen, er hätte es
vielem Aerger wäre er dadurch entgangen, d
Stück gefiel gar nicht. Aber sein Grimm gegen die
liche Kotzebue'sche Partei, die solche Unterneh
Goethe's nur lächerlich zu machen suchte, war zu e
geheuren Höhe herangewachsen und mit einer fö
Heftigkeit bestand er diesmal auf seinem Sinn.*)
gleich der Bearbeiter sich auf den Zettel nicht
hatte, so wußte man doch allgemein, daß Schle
selbe sei, der hier der griechischen Tragödie ein
auf der deutschen Bühne schaffen wollte. Das
war ganz nach altgriechischer Weise eingerichtet. X
(Vohs) und Phorbas (Graff) trugen tragische M
Die Jagemann, als Ion, sah sehr schön aus un
ganz vortrefflich, wie denn überhaupt das Stück v
Seiten gut gespielt wurde. Aber es war verlorene

---

*) In der ersten Vorstellung dieses Stücks war es, w
als die benannte Partei bei einer Stelle lachte, in sei
wüthend aufsprang und mit seiner Donnerstimme rief
lache nicht!“

nach der zweiten Darstellung ward es beiseite gelegt und kam auf dem Repertoire nicht wieder zum Vorschein. Als ich den andern Tag meinen Rapport an Goethe überbrachte, sagte er zu mir: „Nun, ich bin zufrieden mit der gestrigen Vorstellung, und was die andern Leute dazu sagen, geht mich und Euch nichts an.“ Er sprach das mit großer Gleichgültigkeit aus, aber ich fühlte recht gut heraus, daß ihn die Niederlage verstimmt hatte. Es war ihm gar nicht gleichgültig, was das Publikum zu seinen Experimenten sagte — ich hatte Gelegenheit gehabt, das zu beobachten — ja er hielt sogar sehr viel auf die Stimme des Publikums.

Bisher hatte Schiller außer dem „Macbeth“ nur Originalstücke geliefert. Zum 30. Januar 1802 trat er mit der „Turandot“ nach Gozzi hervor. Dem Publikum gefiel die Tragikomödie sehr und der Beifall steigerte sich bis zum Schluß der Vorstellung. Die Vohs war, was das Aeußere betraf, eine geborene Turandot, denn sie sah bildschön aus, und besonders das zurückgestrichene Haar paßte zu ihrem liebreizenden Gesicht. Bei den Worten: „Blick' her und bleibe Deiner Sinne Meister!“ brach ein Sturm von Beifall los. Auch die vier Masken Pantalon, Tartaglia, Brigella und Truffaldin verbreiteten große Heiterkeit. Becker als Pantalon war vortrefflich! Der fortwährend trippelnde

Gang und der stets wackelnde lange Kinnbart waren von unendlich komischer Wirkung. Goethe sagte bei der ersten Leseprobe zu den Darstellern dieser Rollen: „Nun wollen wir einmal diese vier Masken ganz besonders ins Auge fassen. In Italien hatte ich großes Wohlgefallen an ihnen und sie haben mich stets ergötzt. Zunächst ist zu beachten, daß eine bedeutende Abstufung in der Charakteristik bei den vier Personen, in Bewegung, Mimik und Recitation sich herausstellt." Nun las er uns die Scenen derselben vor und entwickelte dabei eine solche drastische Komik, daß sich unter dem ganzen Personale eine ausgelassene Heiterkeit verbreitete. Er selbst amüsirte sich höchlich dabei. „Nun", sagte er, „versucht einmal auf diese Art und Weise den Intentionen unsers Schiller nachzukommen, aber ohne mich zu copiren; jeder folge seinem eigenen Naturell." Schiller konnte der ersten Leseprobe nicht beiwohnen, da er unwohl war; die zweite Leseprobe leitete er selbst, wie er denn überhaupt das Ganze scenirte und Goethe erst wieder an der Hauptprobe Theil nahm. Die erste Darstellung war nicht ganz befriedigend, der Ton wurde von einigen nicht so getroffen, wie ihn Schiller haben wollte. Namentlich war Graff als Altum viel zu tragisch. Bei der zweiten Vorstellung fiel dieser Uebelstand weg und das Ensemble wurde dadurch viel runder und glatter. Fast zu jeder Wieder-

holung schrieb Schiller neue Räthsel, die stets mit großer Acclamation vom Publikum aufgenommen wurden.

Nach Weimar wurde das Stück zuerst in Berlin unter Iffland's specieller Leitung gegeben. Ueber die dortige Aufführung sagt der Referent in der „Zeitung für die elegante Welt" (Jahrg. 1802, Nr. 78), das Stück hätte keine günstige Aufnahme bei dem berliner Publikum gefunden, woran hauptsächlich die schlechte Besetzung und mangelhafte Scenirung schuld gewesen seien; nur Herr und Frau Unzelmann als Altum und Adelma hätten ihre Aufgaben gelöst; die vier Masken wären in den Händen untergeordneter Schauspieler gewesen.

Ein ähnliches Schicksal wurde der Aufführung des „Egmont" in Berlin zu Theil, der bei weitem die Anerkennung nicht fand, die man erwartet hatte, was um so auffallender war, da das Publikum ein allgemeines Verlangen nach diesem Werk an den Tag gelegt, das unter Friedrich Wilhelm II. wegen seiner politischen Tendenz verboten war. Erst unter Friedrich Wilhelm III. wurde Iffland die Darstellung des „Egmont" unter der Bedingung, die allzu freisinnigen Reden wegzustreichen, gestattet. Die Partei der Schlegel griff die scenische Einrichtung von Schiller gewaltig an und tadelte besonders die Hinweglassung der Regentin und des Machiavell.

Am 15. Mai 1802 kam endlich nach langer Vor-

bereitung „Iphigenie auf Tauris“ aufs Reper
Schiller war mit Manchem nicht einverstanden, nar
lich daß die Furien nicht wirklich erschienen, sonder
Phantasie des Publikums überlassen bleiben sollten
daß Thoas nur im ersten und letzten Act in die L
lung eingriffe. Allein Goethe ließ sich zu solchen A
rungen nicht bewegen, übertrug aber Schiller die u
geschränkte Scenirung des Stücks. Mit großem
machte dieser sich ans Werk und that Alles, um eir
lungene Darstellung zu ermöglichen; aber seine A
war vergeblich, denn die drei Darsteller der Hauptr
waren ihren Aufgaben durchaus nicht gewachsen, r
die Vohs als Iphigenie, noch Cordemann und H
als Orest und Pylades; nur Graff und Becker
Thoas und Arkas waren an ihrem Platz. Erst im S
1807, wo die Rollen der Iphigenie, des Orest und Py
in den Händen der Wolff, Oels' und Wolff's w
konnte man die Aufführung als eine Glanzvorste
der weimarschen Bühne bezeichnen. Dieses Trif
von Künstlern war gewiß in Plastik und Rhetori
übertrefflich.

Am 20. Juni ging die Gesellschaft nach Lauch
wo das neuerbaute Theater am 26. Juni mit
Vorspiel „Was wir bringen“ und der Oper „T
eröffnet wurde. Den 23. folgte uns Goethe nach, u

Proben selbst zu leiten. Von Leipzig, Halle, aus der ganzen Umgegend strömte man herbei, um dieser Vorstellung beizuwohnen. Leider konnte das Haus die große Zahl der Zuschauer nicht fassen und die Thüren nach den Corridors, ja selbst die äußern Thüren mußten geöffnet werden, so stark war der Andrang; die armen Leute, welche da ihren Platz gewonnen, konnten freilich nichts sehen, aber Alles hören, denn die Wände des Theaters waren so dünn, daß man jedes Wort, was auf der Bühne gesprochen wurde, auch außer dem Haus verstehen konnte. Damit kein Unberufener sich zu jenen Außenstehenden gesellen konnte, hatte man zwanzig Mann sächsische Dragoner von dem nahegelegenen Schaafstedt von der Behörde erbeten, die mit gezogenem Säbel das Theater umstellten.

Der ganze Zuschauerraum bestand eigentlich nur in einem großen Saal, welcher in drei Abschnitte getheilt war; den ersten, der die größere Hälfte bildete und an das Orchester stieß, nannte man Parquet, den zweiten Parterre und den dritten „letzten Platz". Ueber diesem letzten Platz erhob sich ein halbrunder Balcon, auf welchem ohngefähr 60 Personen sitzen konnten. Die Preise waren: 16, 12, 8 und 4 gute Groschen. Die höchste Einnahme, die dabei erzielt werden konnte, war gegen 300 Thlr.; an diesem Abend hatte sich dieselbe aber auf 350 Thlr. gesteigert.

Goethe hatte seinen Platz auf dem Balcon genom
Nach dem Vorspiel brachte das Publikum Goeth
dreimaliges Hoch, indem es sich erhob und seine
nach ihm richtete. Er trat vor und sprach: „Möge
was wir bringen, einem kunstliebenden Publikum ste
nügen." Nach diesen Worten zog er sich zurück un
auf die Bühne, um dem Personale seine Zufried
mitzutheilen.

Das Vorspiel sowohl wie die Oper „Titus" w
vom Publikum mit enthusiastischem Beifall aufgenom
besonders zeichnete man die Jagemann aus, di
Sextus mit einer wahren Meisterschaft sang
spielte. — Lauchstedt war vom letzten Decenniu
vorigen Jahrhunderts bis zum Jahre 1809 ein
starkbesuchtes Modebad. Der reiche sächsische Ade
Umgegend, sowie die ersten Familien des leipziger
lehrten- und Kaufmannsstandes bildeten die Spitz
Gesellschaft.

Goethe fühlte sich einige Zeit ganz behaglich in
Treiben; seine Freunde von Leipzig und Halle besu
ihn und er erwiderte ihre Aufmerksamkeit. In Lauc
schien ihn ein Individuum besonders zu interessiren,
welchem er mir bei meinem Morgenrapport sagte:
habe gestern Abend einen originellen Menschen, ein l
diges Conversations-Lexikon kennen lernen, einen ge

Ferdinand Baron von L.*), der in unserer europäischen Literatur sehr bewandert ist und sie nicht blos oberflächlich kennt. Er schwärmt für unsere dramatische Kunst und ist mit Iffland, Fleck, der Bethmann und mehreren wackern Künstlern befreundet. Indessen scheint mir, daß er sich hauptsächlich der Spielbank und nicht des Badens wegen hier aufhält."

Wir blieben bis Ende August und gingen dann auf vier Wochen zum Vogelschießen nach Rudolstadt, wo eine große Masse von Fremden sich alljährlich zu diesem Hauptvergnügen des thüringer Volkes versammelte. Der Herzog Karl August, der Herzog von Gotha, der Fürst von Sondershausen und die von Reuß, Schleiz, Greiz und Lobenstein waren zu diesem Fest gewöhnlich die Gäste des Fürsten von Rudolstadt und amüsirten sich, stets unter das Volk sich mischend, wochenlang. Auch Goethe kam zuweilen. Drollig war es anzusehen, wenn die fürstlichen Herren, Goethe mit unter ihnen, sich um eine Bratwurstbude stellten und dann, ein jeder mit einer solchen bewaffnet, unter dem Publikum einherwandelten; oder wenn sie mit den hübschesten Landmädchen in einer Lottobude saßen und diese mit Wein oder Punsch regalirten; der Schluß war dann gewöhnlich.

*) Ich werde später auf diese Persönlichkeit, die ich im Jahre 1819 in Berlin kennen lernte, zurückkommen. Anm. d. V.

aß jeder seine hübsche Dirne an den Arm nahm, die Musik herbeigeholt und eine Polonaise eröffnet wurde, die den ganzen Anger und alle Säle durchwogte und an der das ganze Volk jubelnd Theil nahm. Diese Herablassung gewann ihnen aber auch die Herzen aller, nicht nur der begünstigten Schönen.

Wir hatten sowohl in Lauchstedt wie in Rudolstadt brillante Geschäfte gemacht. Als ich nach Weimar zurückkam und meinem Gönner und Freund, dem geheimen Hofrath Kirms, als Chef des Kassenwesens, unser Resultat mittheilte, schmunzelte er im ganzen Gesicht. Der Ueberschuß, eine hübsche Summe, wurde beiseite gelegt.

So kam nun das Jahr 1803 heran. Zu unserer allverehrten Herzogin Louise Geburtstag wurde, statt eines Werks von Goethe oder Schiller, die Oper „Soliman II.“ von Süßmeyer gegeben, weil die Vorbereitung der „Braut von Messina“ und der „Natürlichen Tochter“ die Kräfte der Schauspieler ganz in Anspruch nahm. Eins dieser Werke hätte vielleicht zur Noth an diesem Festtag zur Aufführung kommen können, aber ich glaube, es war die Absicht der beiden Meister, an demselben nicht stets mit einem Werke ihrer Schöpfung hervorzutreten.

Am 19. März 1803 fand die erste Darstellung der

„Braut von Messina" statt. Vier Wochen vorher hatte man mit den Leseproben, deren sechs gehalten wurden, begonnen und diesen folgten noch acht Theaterproben. Die Trochäen, Daktylen, Spondeen ꝛc. machten den Schauspielern viel zu schaffen. Erst war es die Absicht Schiller's, selbst die größern Reden des Chors unisono sprechen zu lassen; er überzeugte sich aber sehr bald, daß dadurch eine sehr große Undeutlichkeit fühlbar wurde und daß der strenge Rhythmus durchaus nicht eingehalten werden konnte. Man beschränkte sich demnach auf kleinere Perioden. Eine außerordentlich wirksame Steigerung hatte Goethe im dritten Act, wo beide Chöre sich begegnen, angeordnet.

Cajetan	Du würdest wohl thun, diesen Platz zu leeren.
Bohemund	Ich will's, wenn beſſ're ꝛc.
Cajetan, Berengar . . .	Du könntest merken ꝛc.
Bohemund, Roger . . .	Deswegen bleib' ich ꝛc.
Cajetan	Hier ist mein Platz ꝛc.
Bohemund	Ich darf es thun ꝛc.
Cajetan, Berengar . . .	Mein Herrscher sendet ꝛc.
Bohemund, Roger . . .	Ich stehe hier auf ꝛc.
Cajetan	Dem ältern Bruder ꝛc.
Bohemund	Dem Erstbesitzenden ꝛc.
Cajetan, Berengar, Manfred	Verhaßter, geh! ꝛc.

Bohemund, Roger, Hippolyt	Nicht, bis sich unsre ꝛc.
Cajetan, Berengar, Manfred	Find' ich Dich überall ꝛc.
Bohemund, Roger, Hippolyt	Wo mir's gefällt, da ꝛc.
Cajetan	Was hast Du hier zu ꝛc.
Bohemund	Was hast Du hier zu ꝛc.
Cajetan, Berengar . . .	Dir steh' ich nicht ꝛc.
Bohemund, Roger . . .	Und nicht des Wortes ꝛc.
Cajetan	Ehrfurcht gebührt ꝛc.
Bohemund	In Tapferkeit bin ꝛc.
Cajetan, Berengar, Manfred	Nichts acht' ich Dich ꝛc.
Bohemund, Roger, Hippolyt	Ein Bessrer ist der ꝛc.
Ganzer erster Chor . . .	Du lügst, Don Manuel ꝛc.
Ganzer zweiter Chor . . .	Den Preis gewinnt ꝛc.
Cajetan	Wäre nicht Friede, Recht ꝛc.
Bohemund	Wär's nicht die Furcht ꝛc.
Cajetan, Berengar, Manfred	Das Gesetz fürcht' ich ꝛc.
Bohemund, Roger, Hippolyt	Wohl thust Du dran ꝛc.
Ganzer erster Chor . . .	Fang' an, ich folge!
Ganzer zweiter Chor . . .	Mein Schwert ist heraus!"

Da der ältere Chor zumeist aus kräftigen tiefen Organen bestand, so machte die Stelle:

„Schwer und tief ist der Schlummer der Todten!"

die mit mehr und mehr sinkender Stimme gesprochen wurde, eine ergreifende Wirkung.

Obgleich für das Fach der tragischen Mütter Madame Teller engagirt war, übertrug Goethe, mit Schiller's Genehmigung, versuchsweise die Rolle der Isabella der Amalie Malcolmi, welche noch nicht 24 Jahre zählte. Schiller war darüber in großer Besorgniß, und ich, der ich das Stück scenarisch einzurichten hatte, war auch nicht ohne Bedenken. Indessen hatte Goethe Recht gehabt, denn der Versuch glückte über alles Erwarten, wie denn überhaupt die ganze Vorstellung trefflich ging und von dem überfüllten Hause mit Beifall überschüttet wurde. Der Enthusiasmus steigerte sich am Ende so, daß, trotz der Gegenwart der höchsten Herrschaften, dem Dichter ein dreimaliges Hoch gebracht wurde; eine solche Acclamation hatte im weimarschen Hoftheater noch nicht stattgefunden. In kurzer Zeit wurde dies Prachtwerk, stets bei vollem Hause, zweimal wiederholt. Die Malcolmi oder Miller*), wie sie auf dem Zettel stand, leistete Ausgezeichnetes; Cordemann als Manuel war recht brav. Haide spielte den Cesar und fiel leider wieder in den alten Fehler der Malerei, doch gab er manches An-

*) Wegen absonderlicher Verhältnisse mußte sich Ende 1802 Amalie Malcolmi auf einige Zeit von der Bühne zurückziehen. Nach ihrer Rückkunft taufte sie Goethe in Madame Miller um. Später heirathete sie den Regisseur Becker, mit dem sie aber nur ein Jahr zusammenlebte, und dann den berühmten Wolff.

erkennungswerthe; die Jagemann als Beatrice und Graff als Cajetan waren aber unübertrefflich! Man wußte wahrlich nicht, wem von beiden man den Preis zuerkennen sollte. Nach der ersten Aufführung erhielt ich von Schiller folgenden Brief *):

„Die gestrige Vorstellung ist im Einzelnen und im Ganzen so schön gegangen, daß ich der sämmtlichen Gesellschaft meinen achtungsvollsten Dank dafür bezeugen muß. Ich wende mich deswegen an Sie, werthester Herr Genast, der Sie sich die Führung des Ganzen mit so gutem Erfolg angelegen sein ließen, und bitte Sie, dies in meinem Namen der ganzen Gesellschaft zu versichern, bis ich Gelegenheit gefunden, jedem Einzelnen meinen Dank dafür abzutragen.

Haben Sie die Güte, mir das vorräthige Exemplar des Stücks zuzusenden.

Ihr ganz ergebener Schiller."

Dies Exemplar wurde an Iffland geschickt, der es sich sofort ausgebeten hatte. Das Stück kam bald darauf in Berlin zur Ausführung. In der „Zeitung für die elegante Welt" erschien eine Kritik darüber, die wir alle August Wilhelm Schlegel zuschrieben und welche ungefähr Folgendes aussprach: Die allgemeine Stimme

*) Befindet sich jetzt auf der großherzoglichen Bibliothek.

hat gegen das Stück entschieden; sie hat auch die Nachahmung der antiken Tragödie getadelt und hätte doch nur das Mißlingen derselben tadeln sollen. Wörtlich heißt es: „Schiller ist an einer Klippe gescheitert, an der Unzählige vor ihm gescheitert sind. Sein eigenthümliches Genie hat ihn vom Antiken ab zum Romantischen geleitet." Ferner tadelt er den Chor, der opernmäßig wäre. Ueber die Darstellung spricht er sich sehr ungünstig aus, nur Beschort als Manuel und Madame Meyer (spätere Händel-Schütz) lobt er, aber den ältern Chorführer findet er unter aller Würde. Iffland, als jüngerer Chorführer, wäre unendlich besser gewesen, wenn er sich nicht so geziert hätte. Madame Fleck als Beatrice, sowie Herr Bethmann als Cesar hätten beide ihre Aufgaben nicht gelöst. In welchem Ton überhaupt der Chor zu recitiren sei, darüber schiene man noch nicht im Reinen zu sein.

Trotz dieses mißliebigen Urtheils blieb das Stück auf dem berliner Repertoire und wurde mit immer wachsendem Beifall oft wiederholt.

Nachdem die „Braut von Messina" bei uns mit so großem Erfolg in Scene gegangen war, begann man nach einem Rasttag mit den Leseproben zur „Natürlichen Tochter", welche schon am 2. April zur Darstellung gebracht wurde. Obwohl großer Fleiß von Goethe und

dem Personal darauf verwendet worden war, fan
Stück doch nur geringen Anklang beim Publikum.

Die Kräfte der Schauspieler wurden in diesem
gewaltig in Anspruch genommen, denn schon
23. April kam „Die Jungfrau von Orleans“ zur
führung. Bekanntlich hatte Schiller schon im
1801 das Werk beendet und auf Verlangen es
Herzog Karl August zur Ansicht überreicht, auf t
auch eine große Wirkung ausgeübt, der aber zweifelt
die Aufführung des Stücks, schon wegen des g
Personals, ermöglicht werden könnte, und ob über
ein Erfolg davon zu erwarten sei. Schiller, in
Bescheidenheit, widersprach dieser Ansicht nicht, u
legte er das Werk vorläufig beiseite*), obgleich G
gar nicht damit einverstanden war.

Opitz, der Regisseur der Seconda'schen Gesell
in Leipzig, hatte von diesem neuen Werke Schi
gehört; er kam nach Weimar und suchte Schiller z
stimmen, das Stück der leipziger Direction zur
stellung zu überlassen. Schiller ließ sich bewegen
wohnte selbst der ersten Aufführung in Leipzig bei, w
am 18. September 1801 stattfand. Mit außeror
lichem Beifall wurde das Werk vom Publikum

*) „Goethe und Schiller's Briefwechsel“ Nr. 788.

genommen und am Schluß Schiller ein Vivat gebracht.

Dieser selbst war mit dem Spiel und der Rhetorik der dortigen Mitglieder nicht zufrieden. Bei seiner Zurückkunft sprach er sich in einer Conferenz darüber aus. Nur Ochsenheimer als Talbot wäre recht brav in der Charakteristik gewesen, aber selbst dieser hätte seine Jamben gräßlich malträtirt*), und den auswärtigen Theatern gegenüber fühle er sich fast veranlaßt, seine Tragödien in Prosa umzuschreiben.

Obgleich die „Jungfrau von Orleans" in Leipzig solchen Beifall erlangt hatte, zögerte Schiller doch mit deren Aufführung in Weimar bis zum 23. April 1803. Vielleicht wäre er schon ein Jahr früher damit hervorgetreten, wenn nicht die Malcolmi, der die Rolle der Johanna zugetheilt war, wie schon erwähnt, Umstände halber hätte verreisen müssen.

Die Schauspieler gingen mit wahrer Begeisterung

---

*) Als ich im Jahre 1817 als Mitglied beim dresdener Hoftheater eintrat, war eine der ersten Rollen, die mir zugetheilt wurden, König Karl VII. Der Name Opitz stand auf dem Titelblatt. Sie war in Prosa geschrieben und hinter jeden Vers ein dicker Horizontalstrich gemacht. Demzufolge mag Schiller's obiger Ausspruch vollkommen gerecht gewesen sein.

Anm. d. V.

an das Studium dieses Werkes; da aber das
klein war, so mußte manches von den Mitglie
bis drei Rollen übernehmen.

Eine schwierige Aufgabe für unsere gering
war der Krönungszug; um diesen nur einigerr
ständig herzustellen, mußte die ökonomische Ec
zu der ich gehörte, in einen sauern Apfel b
allerlei Anschaffungen machen. Wollene Serg
hübschen Farben in Vorrath da waren, un
Gold- und Silbertressen spielten eine Hauptrc
pappene Helme und Rüstungen, die mit Gold- ur
zindel überzogen wurden, schaffte man an.
nungsmantel war aber hauptsächlich der S
Anstoßes; dieser enormen Ausgabe widerstreb
und da er Chef über alle Vorräthe der Hofhal
suchte er zu diesem Zweck eine alte blauseiden
hervor. Dagegen protestirten aber Schiller ur
auf das bestimmteste, so, daß sich schließlich
Kirms fügen und, wenn auch mit verdrießlicher
seine Zustimmung zur Anschaffung eines rot
nungsmantels, versteht sich, von unechtem
geben mußte, der von nun an, wie in frühern Z
Brautkleid einer Großmutter, von König zu K
erbte. Er wurde das einzige kostbare Stück, n
weimarsche Hoftheatergarderobe aufzuweisen ha

Ersparnisse zu machen, half man sich eben, so gut man konnte, und das Publikum war damit zufrieden und staunte sogar die Pracht, die man im Krönungszug entwickelte, mit großen Augen an.

Um den ewigen, allerdings nicht ungerechten Anforderungen der Schauspieler hinsichtlich der Costüme zu entgehen, war die Verfügung getroffen worden, jedem derselben, der ein erstes Fach spielte, ein jährliches Garderobengeld von 50 Thalern zu geben, wofür er sich nicht allein die bürgerlichen, sondern auch die Ritteranzüge nebst allen Utensilien: Schwert, Stiefeln, Sporen, Handschuhen, Kopfbedeckung, und den dazu gehörigen Schmuck anzuschaffen hatte. Mit den Damen war ein gleiches Abkommen getroffen worden. Die Direction kam dabei sehr gut weg, denn es waren meistens junge Leute, die sich gern putzten und es sich lieber vom Mund absparten, um nur nicht weniger glänzend als ein anderer zu erscheinen.

„Die Jungfrau von Orleans“ hatte einen außerordentlichen Erfolg; man durfte aber auch sagen, daß es eine durchaus gelungene Vorstellung war. Die Miller-Malcolmi (Johanna), Oels (Karl VII.), Graff (Talbot), Haide (Lionel), Cordemann (Dunois) und die Maas (Agnes) waren ganz an ihrem Platze. Schiller war des Lobes voll gegen die Darsteller

und sprach ihnen persönlich seine vollkommene Z
heit aus.

Nachdem am 4. Mai noch Cervantes' „I
nach dem Französischen von Einsiedel übertra
18. Mai Schiller's „Neffe als Onkel" u
6. Juni die „Fremde aus Andros" nach Te
Einsiedel gegeben worden war, trat die Gesellsc
gewöhnliche Sommerreise nach Lauchstedt und
stadt an.

Dies Jahr folgte uns Schiller nach den
Ort und seine Ankunft daselbst erweckte ein gr
teresse bei den versammelten Badegästen, denn
Jung schwärmte noch weit mehr für ihn als für
Aber wie anders bewegte sich Schiller in der Ge
Goethe gegenüber! Die bunte Menge beängst
förmlich, und Ehrenbezeigungen, die Goethe al
Selbstverständliches aufnahm, wurden ihm un
und machten ihn schüchtern; darum suchte er zun
einsamen Wege auf, um den ewigen Begrüßu
entgehen; aber wenn es hieß: „Schiller i
ausgegangen", wählte man gewiß den Weg,
ihm begegnen mußte. Er ging gewöhnlich g
Hauptes durch die Massen, jedem, der ihn
freundlich dankend. Wie ganz anders war Goeth
diesem Publikum, was alljährlich fast dasselbe w

hergeschritten, stolz wie ein König, mit hocherhobenem Haupte, dasselbe bei einem Gruß nur gnädig neigend.

Schiller's Stücke zogen stets ein großes Publikum herbei und füllten immer die Kasse. Gewöhnlich kam er während der Vorstellung auf die Bühne, und ich sah die innere Befriedigung auf seinem Gesicht, wenn er zu mir sagte: „Das ischt ja heute wieder eine recht gute Einnahme! Ich hab' an Goethe geschrieben, daß wir recht gute Geschäfte machen.“*)

Fast nach jedem seiner Stücke wurde ihm ein Vivat gebracht, aber um solchen Acclamationen zu entgehen, verließ er immer vor dem Ende der Vorstellung das Haus. Da er öfters sich unwohl fühlte, schlug er alle Einladungen zu großen Mittag- und Abendessen aus, nur einen Tag vor seiner Abreise nahm er ein Diner beim Obergerichtsrath Blümner an, welcher durch mich wußte, daß Schiller sich nur in kleinen Cirkeln behaglich fühlte; darum bestand die ganze Gesellschaft nur aus zehn Personen, Gelehrten und Schauspielern.

Er war sehr munter und heiter und theilte uns mit,

*) Schiller schrieb den 6. Juli unter andern an Goethe: „Ich muß dem Genast das Zeugniß geben, daß er wachsam und eifrig für das Ganze sorgt und auf den Nutzen der Kasse, sowie auf die Ehre der Gesellschaft bedacht ist.“

Anm. d. V.

daß er mit dem Entwurf seines „Tell“ vollkommen fertig sei und jetzt zurückeile, um die Arbeit zu vollenden.

Am 1. October 1803 wurde die Bühne in Weimar mit „Julius Cäsar“ von Shakspeare, nach Schlegel's Uebersetzung, wieder eröffnet. Auf Schiller hatte dies Stück bei der Darstellung einen gewaltigen Eindruck gemacht, er war in Ekstase und fand die Volksscenen, wie überhaupt das Ganze von einer bewältigenden Wirkung, namentlich auf der Bühne; es sei für jeden dramatischen Dichter ein Vorbild, sagte er.

Das Publikum aber dachte nicht wie er; obgleich dasselbe in seiner Bildung vorgeschritten war, war es doch noch nicht reif genug, solch ein Werk in allen seinen Theilen zu erkennen und zu beurtheilen. Darum erlebte das Stück zu Schiller's großem Verdruß nur einige Darstellungen. Die Volksscenen gingen vortrefflich und auch die Hauptrollen waren in guten Händen; da aber bei Shakspeare die kleinste Episode von großer Wichtigkeit ist, blieb allerdings Manches noch zu wünschen übrig.

Am 12. October kam der „Parasit“ von Schiller aufs Repertoire, fand aber nur eine achtungsvolle Aufnahme.

Wie productiv war Schiller! Vom 19. März bis zum 12. October 1803 hatte er das Repertoire durch vier Werke bereichert: „die Braut von Messina“, „die

„Jungfrau von Orleans“, „Neffe als Onkel“ und „Parasit“. Goethe hingegen hatte nur die „Natürliche Tochter“ zur Darstellung gebracht, da man den „Paläophron“ nicht in Anschlag bringen konnte, der früher auf Schloß Ettersburg gegeben worden war, wo Goethe selbst den Paläophron gespielt hatte.

Am 30. Jan. 1804 erschien als erste bemerkenswerthe Novität „Mithridat“, nach Racine von Bode übersetzt und bearbeitet. Obgleich kein lautes Zeichen des Beifalls gegeben wurde, da das Publikum an diesem Festtage stets die hochverehrte Landesmutter mit Applaus empfing*), so hatte doch das Stück Anklang gefunden und erlebte drei Wiederholungen.

In dieser Zeit war es, wo Wolff, dessen Mutter ihn an Goethe empfohlen hatte, als Eleve bei unserm Theater eintrat. Sein erster theatralischer Versuch war der Arcas im „Mithridat“.

Von Goethe wurde ich ersucht, mich dieses jungen Mannes thätig anzunehmen, was ich auch redlich that, nachdem ich ihn als einen wissenschaftlich-gebildeten, liebenswürdigen Menschen, der für unsere Kunst glühte, hatte kennen lernen. Leider sollte ich später durch ihn bittere Erfahrungen machen.

---

*) Diese taktvolle Sitte hat sich bis jetzt beim weimarschen Publikum erhalten. Anm. d. V.

In der zweiten Hälfte des Februar fingen die Leseproben von „Wilhelm Tell" an, welcher am 17. März gegeben wurde. Dieselben Schwierigkeiten hinsichtlich der Besetzung, wie bei der „Jungfrau von Orleans", stellten sich auch hier heraus; mancher Schauspieler mußte zwei ja drei Rollen übernehmen. Mir selbst hatte Schiller de Frohnvoigt und Rösselmann übertragen, dabei hatte ic noch die Regiegeschäfte zu besorgen, und es war wahrli keine Kleinigkeit, den Anordnungen Schiller's und Goethe nachzukommen. Die erste Theaterprobe, wo nur d Acte probirt wurden, dauerte von nachmittags 4 Uhr b abends 10 Uhr. Mehrere Proben folgten nun noch u die Hauptprobe endlich ging tadellos; wie es denn üb haupt Goethe's Princip war, daß diese als erste D stellung von dem Personal betrachtet wurde.

Die Zahl der Fremden, die herbeigeströmt kam war so enorm, daß schon nachmittags 3 Uhr ganze Theaterplatz voll Menschen stand. Die Arm mußten diesen Genuß, Schiller's neuestes Werk zu seh theuer erkaufen, denn da nichts gestrichen war, dau die Vorstellung von $^1/_2 6$ Uhr abends bis in die N um 11 Uhr.

Schon bei der Hauptprobe war Schiller über Länge des Stücks unruhig geworden, indessen hoffte daß die Vorstellung viel schneller gehen würde, als

Probe; allein es trat der umgekehrte Fall ein. Er war darüber so außer sich, daß er gleich nach der Darstellung das Manuscript an sich nahm, um zu streichen. Schiller war überhaupt, besonders wenn es seine Stücke betraf, darin schonungslos; man mußte ihm förmlich in den Arm fallen, um ihn in seiner chirurgischen Arbeit zu hemmen.

Daß das Stück mit dem größten Beifall aufgenommen werden würde, hatten wir alle vorausgesehen; der Enthusiasmus war beispiellos. Den Preis des Abends trug Graff als Attinghausen davon, der in rhetorischer Hinsicht ein Meisterbild voll Würde und Wärme lieferte. In diesem Stück war es auch, wo Corona Becker, die Tochter unserer unvergeßlichen Neumann, zum ersten Mal als Walther Tell auftrat. Mit Theilnahme betrachteten wir Schauspieler und wohl auch das ältere einheimische Publikum dies Engelsgesicht, das von seiner Mutter wohl die Schönheit, denn sie sah ihr sprechend ähnlich, aber weniger das Talent geerbt hatte. Goethe hob sie zu sich empor, küßte sie und sah sie mit trüben Blicken an. Nachdem sie Schiller's Anweisungen gefolgt war, streichelte dieser ihr die goldblonden Locken und sagte: „So ischt's recht, main Mädle! so mußt Du's mache.“

Haide spielte den Tell. Bei der ersten Vorstellung gelang ihm der Monolog gar nicht, bei der zweiten sprach er ihn vortrefflich und hatte sich der größten Lobsprüche

von Schiller zu erfreuen. Es ist überhaupt eine ei Sache mit diesem Monolog. Dieser Rückblick auf Leben und dann die Reflexion über die Gegenwart, d Endpunkt ein Mord ist, kann sich mit dem Charakter Tell nur schwer vereinigen lassen und stimmt mit Worten: „Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der T durchaus nicht. Dieser Monolog ist und bleibt Klippe für jeden Darsteller der Rolle.

Bis zum Schluß der Saison fanden noch meh Wiederholungen, stets bei gedrängt vollem Hause, diesem Meisterwerk statt.

Unsere Sommersaison hatte sich dies Jahr nur Lauchstedt beschränkt. Als wir Anfang September dort zurückkehrten, beschäftigte man sich zunächst mit „G von Berlichingen". Der Proben waren sehr viele und einzelnen Acte nahmen mehrere Stunden in Anspr Die erste Aufführung fand am 22. Sept. 1804 statt. Theaterzettel war diesmal nicht in der herkömmli Weise abgefaßt. Oben stand allerdings, wie gewöhn Titel des Stücks, der Charakter und die Eintheil desselben, dann aber folgte die Bemerkung:

Personen nach der Ordnung, in der sie auftreten.

Die Form dieses Theaterzettels möge hier beige werden, weil sie nur bei „Götz von Berlichingen" gewendet wurde.

Erster Aufzug.

Bambergischer Reuter	Eulenstein.
Metzler } Bauern	Genast.
Sievers } Bauern	Werner.
Franz Weislingen's Knappe	Oels.
Zigeuner-Tochter	Brand.
Zigeuner-Knabe	Sophie Teller.
Faud, Götzen's Knappe	Wolff.
Wirth	Cordemann d. J.
Götz von Berlichingen	Graff.
Georg, sein Bube	Unzelmann.
Bruder Martin	Haide.
Elisabeth, Götzen's Frau	Teller.
Marie, seine Schwester	Silie.
Karl, Götzen's Knabe	Corona Werner.
Adalbert von Weislingen	Cordemann d. Ae.
Götzen's Knechte.	

Zweiter Aufzug.

Bischof von Bamberg	Benda.
Abt von Fulda	Genast
Olearius, Kanzler	Becker.
Liebetraut	Ehlers.
Adelheid von Walldorf	Miller.
Hans von Selbitz	Malcolmi.
Nürnberger Kaufleute	Eulenstein.
	Werner.

Dritter Aufzug.

Kaiser Maximilian	Becker
Franz von Sickingen	Haide.
Lerse	Ehlers.
Zigeuner-Mutter	Baranius.
v. Wanzenau, Hauptmann der Reichstruppen	Genast.
v. Blinzkopf, sein Lieutenant	Becker.
Reichsknechte.	

Vierter Aufzug.

Ein Priester.	
Chorknaben.	
Gerichtsdiener	Werner.
Kaiserlicher Commissär	Dirzka.
Rathsherr	Benda.
Bürger von Heilbronn.	

Fünfter Aufzug.

Max Stumpf	Malcolmi.
Kohl } Bauern	Benda.
Link } Bauern	Dirzka.
Boten des heimlichen Gerichts	Wolff. Werner.
Aufständische Bauern.	
Zigeuner-Hauptmann	Haide.
Zigeuner.	

Diese alte Form der Theaterzettel stammt bekanntlich aus dem 17. Jahrhundert, und Goethe hatte die Wunderlichkeit, sie bei seinem „Götz von Berlichingen" in Anwendung zu bringen.

Die erste Vorstellung dehnte sich auf beinahe sechs Stunden aus, weshalb bei der Wiederholung, am 29. Sept., nur die ersten drei Acte gegeben wurden. Am 13. Oct. wiederholte man den dritten Act und gab den vierten und fünften dazu. Diese Wiederholung des dritten Acts fand deshalb statt, weil Goethe die fortschreitende Handlung gewahrt wissen wollte. Eine Kürzung konnte nur ermöglicht werden, wenn Goethe sich entschloß,

den bischöflichen Hof herauszustreichen, was er im Jahr 1806 auch that und wozu ihm Schiller gleich nach der ersten Darstellung gerathen hatte. Diese Einrichtung aber gefiel ihm gar nicht und im Jahr 1809 unterwarf er das Stück einer abermaligen Umarbeitung und ließ es in zwei aufeinander folgenden Spielabenden aufführen. Den ersten Theil (der vier Acte umfaßte) nannte er „Adalbert von Weislingen", den zweiten „Götz von Berlichingen". Der erste Theil schloß mit den Worten des Götz: „Seiner Braut soll er ihn bringen und einen Gruß vom Götz dazu." In dieser Bearbeitung war der bischöfliche Hof wieder hergestellt. Endlich erfolgte die Einrichtung, in welcher das Stück noch jetzt auf allen deutschen Bühnen gegeben wird. *)

Der 4. November sollte ein Jubeltag für Weimars Einwohner werden, denn Maria Paulowna, die nunmehrige Erbprinzessin von Weimar, hielt ihren Einzug. Zu ihrem Empfang im Theater, welches sie mit ihrer hohen Gegenwart am 12. November beehrte, hatte Schiller „Die Huldigung der Künste" geschrieben.

*) Als ich nach einer Abwesenheit von 12 Jahren 1829 wieder als Mitglied bei dem weimarschen Hoftheater eingetreten war und zum ersten Mal den Götz von Berlichingen spielte, hatte ich den andern Tag eine längere Unterredung über das Stück mit Goethe, die ich weiter unten mittheilen werde. Anm. d. V.

Als sie im Glanze ihrer Schönheit am Arm ihres erhabenen Gemahls an die Brüstung der herzoglichen Loge trat und mit der holdesten Anmuth die Anwesenden grüßte, wollte der Jubel fast kein Ende finden, immer mußten Pauken und Trompeten aufs neue erschallen. Jede bezügliche Stelle des Festgedichts wurde enthusiastisch aufgenommen, besonders folgende:

Die in unser stilles Thal
Niederstieg, uns zu beglücken,
Aus dem hohen Kaisersaal.

— — — — — —

Hat sie Liebe dort verlassen,
Findet sie die Liebe hier.

— — — — — —

Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.*)

Das Festspiel fand die vollste Anerkennung von seiten des Hofes wie des Publikums, und doch gab es Einzelne, die bei manchen Andeutungen eine Liebedienerei Rußland gegenüber erblicken wollten. Jeder echte deutsche

*) Auch hier hat sich Schiller, wie so oft, als guter Prophet bewährt: Maria Paulowna war der Segen ihres Landes! Wer kann die Wohlthaten, die sie mit vollen Händen ausgestreut, alle zählen! Glückliches Volk, was sagen darf: Seit hundert Jahren haben wir Fürstinnen, die wie Mütter für ihre Unterthanen gesorgt und noch sorgen. Amalie, Louise, Maria, Sophia sind Sterne, die nie am Horizont der Liebe in den Herzen der Weimaraner erlöschen werden. Anm. des V.

Mann wird gewiß einen Schiller davon frei sprechen. Solche Aeußerungen kamen aber auch nur von einer Partei her, die noch immer ihr Wesen in Weimar trieb.

Dem Festspiel folgte „Mithridat", der bereits in demselben Jahre zum Geburtstage der Herzogin Louise gegeben worden war. Alles war verwundert, daß man weder ein Schiller'sches, noch Goethe'sches Stück gewählt. Schiller hatte aber Goethe ersucht, ihn an diesem Abend nicht nochmals vorzuführen, denn Goethe hatte die „Braut von Messina" in Vorschlag gebracht; aus ähnlichen Gründen wollte Goethe die „Iphigenie" nicht, empfahl darum das genannte Stück von Racine und Karl August genehmigte es.

Die nächste bedeutende Novität war „Phädra", welche am 30. Juni 1805 zur Aufführung kam. Es war Schiller's Schwanengesang, denn unvollendet lag „Demetrius" auf seinem Pult.

Acht Tage vor seinem Tode besuchte er noch das Theater. Ich stand am Eingang desselben, als er kam. Er grüßte mich mit den Worten: „Guten Abend Genast! Goethe hat mich bis an das Palais begleitet; er kommt heute nicht, aber ich will mir das Stück doch ansehen. Kotzebue ist zwar nicht mein Mann, aber er kennt das Theater." Ich war erschrocken über sein blasses Gesicht mit fast gläsernen Augen. Den andern Tag ging ich in

geschäftlicher Beziehung zu ihm. Der Bediente sagte mir, daß sein Herr eine sehr schlimme Nacht gehabt habe und zu Bette läge. Trotzdem empfing er mich mit seiner gewohnten Milde. „Ja, ja, mein lieber Genast, da liege ich wieder“, sagte er. „Mit Goethe geht es heute auch nicht gut; ich habe zu ihm geschickt. Seine kräftige Natur hilft ihm über Alles hinaus; er wird genesen; wer aber weiß, was uns die nächste Stunde schwarzverschleiert bringt? Unsere Körper werden scheiden, aber unsere Seelen werden ewig zusammenleben.“ *) Darauf gab er mir einige Befehle und reichte mir zum Abschied die Hand, die fieberisch brannte. Mit tiefer Wehmuth verließ ich sein einfaches Stübchen, um ihn nur auf der Bahre wiederzusehen. Am 9. Mai hauchte er seinen unsterblichen Geist aus.

Unser Jammer war groß, aber keiner wagte, sein Dahinscheiden Goethe mitzutheilen, und doch wußte man nicht, wie man es anfangen sollte, ohne seinen Befehl die nächste Vorstellung zu sistiren. Endlich legte sich die Jagemann ins Mittel und erklärte dem Herzog unumwunden, daß sie in ihrer Stimmung nicht Komödie spielen könne. Darauf wurde auf Befehl des Herzogs Sonnabend den 10. Mai die Bühne geschlossen. Statt

*) Auch ihre irdischen Hüllen ruhen zusammen in der Fürstengruft zu Weimar. Anm. d. V.

des Theaterzettels erschien den andern Tag folgende, aus einer Kanzlei hervorgegangene Bekanntmachung:

„Weimar, den 10. Mai 1805.

„Bei der traurigen Stimmung, welche durch das Ableben des allgemein geschätzten und um das deutsche Theater so sehr verdienten Herrn Hofrath von Schiller, allhier, besonders bei dem Personale des fürstlichen Hoftheaters hervorgerufen worden, wird auf Ansuchen desselben die morgende Darstellung mit gnädigster Zustimmung ausgesetzt."

Alle diese Vorkommnisse waren Goethe, der selbst bettlägerig war, bis nach der Beerdigung Schiller's verheimlicht worden; erst Sonntag den 12. theilte sein Sohn August ihm die Trauerkunde mit. Darauf soll er den Befehl ertheilt haben, Niemand, wer es auch sei, zu ihm zu lassen.

Einige Zeit darauf führten mich dringende Geschäfte zu ihm; mit Zittern und Zagen trat ich den Weg an. Er empfing mich mit ernster Miene, äußerte aber kein Wort über Schiller's Dahinscheiden. Als ich seine Befehle eingeholt hatte, wollte ich mich entfernen, da rief er: „Noch eins! Sagt dem, der die sonderbare Annonce über den Tod meines Freundes verfaßt hat, er hätte es sollen bleiben lassen! Wenn ein Schiller stirbt, bedarf es dem Publikum gegenüber wegen einer ausgefallenen

Theatervorstellung keiner Entschuldigung." Ich wußte recht gut, wer sie verfaßt hatte, schwieg aber wohlweislich, um einen sonst hochverdienten Mann nicht bloßzustellen. Es war eben damaliger Kanzleistil, Goethe's Entrüstung hielt ich aber doch nicht gegen ihn zurück. Längere Zeit ging Goethe nicht in das Theater.

Achtes Kapitel.

Mittheilungen meines Vaters. Dritte Epoche vom Jahre 1805 bis 1817.

(Goethe's alleinige Direction.)

Nachdem Goethe einigermaßen seinen Schmerz bekämpft hatte, nahm er sich wieder mit voller Thätigkeit des Theaters an. Das erste Stück, was er nach diesem traurigen Ereigniß in Scene setzte, war „Die Laune der Verliebten". Die mangelhafte Besetzung war schuld, daß das Stück nur wenig Beifall fand; erst als in späterer Zeit die Hauptrollen in den Händen der Jagemann und Wolff waren, fand das Stück großen Anklang und blieb auf dem Repertoir. Vor Schluß der Saison kam noch am 8. Juni das Riesenwerk Shakaspeare's, „Othello", von Voß übertragen, zur Aufführung. Es war eine gelungene Vorstellung zu nennen, besonders war Becker als Jago ganz vortrefflich; allein das Publikum nahm nicht das Interesse an dem Stück, welchs Goethe und die weimarschen Kunstfreunde erwartet hatten. Theils war ihm das Ganze zu graß, theils trug auch die

steife, schwülstige Uebersetzung dazu bei. Es wurde nur zweimal gegeben.

Am 12. Juni reisten wir nach Lauchstedt und verblieben daselbst bis zum 19. August. Erfurt und Rudolstadt waren für immer aufgegeben, da der pecuniäre Vortheil zu gering geworden war, als daß man sich darum die Last der Reise hätte auferlegen mögen.

Zunächst beherrschten Schiller'sche Werke dies Jahr das Repertoire, und Goethe bereicherte es noch durch das „Lied von der Glocke". Er hatte diese Perle deutscher Dichtkunst dialogisch für die Bühne eingerichtet und ließ das Gedicht von dem ganzen Personal darstellen.*) Schon in Weimar hatten mehrere Proben desselben unter seiner Leitung stattgefunden und in Lauchstedt wurden sie fortgesetzt. Am 10. August fand die Aufführung statt und „Maria Stuart" folgte darauf. Das Publikum war so enthusiasmirt, daß auf allgemeines Verlangen die Vorstellung wiederholt werden mußte; das zweite Mal aber gab man statt der „Maria Stuart" den „Parasit dazu."

Außerdem veranstaltete Goethe noch eine besondere Gedächtnißfeier Schiller's.

---

*) Die Abschrift, in welche Goethe mit eigener Hand die Vertheilung und die Namen aller Darsteller eingetragen hat, fand sich unter dem Nachlaß meines Vaters. Anm. d. V.

In Weimar wieder eingetroffen, wurden vorerst als Novitäten „Stella“, der „Cid“, nach Corneille von Niemeyer, und „Der Geizige“ nach Molière von Zschokke, ausgetheilt. Goethe liebte es überhaupt, alles anerkennungswerthe Neue, was auf dem Gebiet der dramatischen Literatur erschien, auf seine Bühne zu verpflanzen. „Der Geizige“ wurde noch vor Schluß des Jahres gegeben; „Stella“ erschien zum ersten Mal am 13. Januar 1806 Da Goethe in der freundschaftlichsten Beziehung zum Kanzler Niemeyer in Halle stand, bestimmte er die Aufführung des „Cid“ zum Geburtstag der Herzogin Louise.

Auch Einsiedel war nicht müßig und hatte ein Werk von Plautus: „Die Gefangenen“, Lustspiel in fünf Acten, übertragen. Das Stück wurde am 28. April 1806 gegeben, blieb aber in seiner Wirkung weit hinter den „Brüdern“ des Terenz zurück und fand bei der Wiederholung, die erst nach zwei Jahren erfolgte, ebenfalls keinen Beifall.

Schiller's Todestag war herangekommen und es wurde am 10. Mai von „Wallenstein's Tod“ der zweite, dritte und vierte Act gegeben. Hierauf folgte das „Lied von der Glocke“, ganz so, wie es in Lauchstedt dargestellt worden war, und den Schluß bildete ein Epilog von Goethe mit Chorgesang. Jedermann wußte, daß diese Vorstellung dem Andenken Schiller's geweiht war, und

eine allgemeine Rührung herrschte im Publikun
in noch höherem Grade bei dem darstellenden Pers
nur unter Thränen konnte die Jagemann den M
der Thekla zu Ende bringen. Es war auch
natürlich; der Unvergeßliche hatte ja in diesen R
mit uns gewirkt uud jedem mit Rath und Tha
gestanden; alle konnten sich seines Wohlwollen
seiner freundlichen Nachsicht rühmen. Als der Vo
gefallen war, entfernte sich das Publikum gerän
nur eine mächtige Stimme (ein Student aus Jena
„Schiller, Du wirst in dem Herzen D
deutschen Volkes fortleben ewige Zeiten!

In der Welt sah es sehr kriegerisch aus und n
sorgten Herzen gingen wir diesmal nach Lauc
Ende Juli wurde der politische Horizont immer t
die Einnahmen verminderten sich mehr und mehr
ich pflichtschuldigst meldete; aber dennoch mußte
bis Mitte August dort aushalten.

Bei unserer Rückkunft lag nichts Neues vor, i
bildete man das Repertoire aus den vorhandenen S
und Schauspielen.

Der 14. October kam heran und der Ausgan
unglückseligen Schlacht bei Jena gefährdete nich
unser Eigenthum, sondern auch die Existenz des The
Stadt und Umgegend waren von den Franzose

plündert, die Staatskassen erschöpft, und niemand konnte das Ende all dieser Drangsale bestimmen; darum sollten von seiten des Ministeriums alle unnöthigen Ausgaben beseitigt werden, und daß man dabei zunächst das Theater im Auge hatte, war ganz natürlich.

Der Geheime Rath von Voigt, als Finanzminister, eröffnete Goethe, daß von Seiten der Kammerkasse, aus welcher die Besoldungen der Hofdiener flossen, ferner kein Zuschuß mehr für das Theater gegeben werden könne, und da durch Schließung desselben jede sonstige Einnahme wegfiele und demnach alle Mittel für Erhaltung des Theaters fehlten, beantrage er die gänzliche Aufhebung desselben.

Karl August war weit entfernt und seine Willensmeinung nicht leicht einzuholen; Goethe hatte sich der traurigen Nothwendigkeit zuletzt fügen müssen. Da trat der Geheime Hofrath Kirms, der von dem Vorhaben rasch unterrichtet worden war, wie ein Deus ex machina dazwischen. Er war Chef über die Hof- und Theaterkasse, folglich hatte er das gewichtigste Wort bei dieser Angelegenheit mit zu sprechen. Er eröffnete dem Minister Voigt, daß er keines Zuschusses von der Kammerkasse bedürfe, und wenn das Theater noch Monate geschlossen bleiben sollte. Weise Sparsamkeit hätte ihn in den Stand gesetzt, allen Verpflichtungen nachzukommen.

Auch sei er überzeugt, daß er hier ganz im Sinne seines durchlauchtigsten Herrn handele, der gewiß nicht wolle, daß man treue Diener, die ihr Hab und Gut größtentheils verloren, in solcher Zeit obdachlos in die Welt jage. Er sei überzeugt, daß Serenissimus sein Verhalten in dieser Angelegenheit gutheißen werde. Das Kapital, was sich in der Theaterkasse vorfände, hätten die Schauspieler im Schweiße ihres Angesichts in Lauchstedt, Erfurt und Rudolstadt verdient, folglich sollte es ihnen jetzt zugute kommen. Der Minister zog seinen Antrag zurück, und so blieb jeder von uns unangefochten in seiner Stellung.

Viele Schauspieler hatten oft, wenn Kirms um eine Elle dünnes Seidenzeug geizte, über seine Knickerei raisonnirt und gespöttelt, aber nun erkannten alle, wie weise er gehandelt hatte und daß das Herz bei ihm an der rechten Stelle saß.

Mit „Fanchon" war die Bühne am 13. October geschlossen worden, mit einem Lustspiel: „Die Erben" von Frau von Weißenthurn, wurde sie Ende December wieder eröffnet.

Nachdem die Gemüther der Schauspieler wieder etwas beruhigt und durch Kirms' Energie ihre Existenz gesichert war, beschlossen Oels, Wolff und Becker, die Damen Silie und Wolff, ohne Goethe davon in

Kenntniß zu setzen, den „Torquato Tasso" unter sich einzustudiren, um den Dichter damit zu überraschen. Sie wollten Kirms auch ein Zeichen ihrer Oekonomie geben und jeder schrieb sich seine Rolle selbst ab. Die Besetzung war folgende: Oels (Alfons), Wolff (Tasso), Becker (Antonio), Silie (Eleonore), Wolff (Sanvitale). Früher hatte ich mir erlaubt, Goethe zu fragen, warum er den „Tasso" nicht aufs Repertoire brächte; er war aber ganz gegen dessen Aufführung, und deshalb enthielt ich mich aller Einmischung bei diesem Unternehmen.

Anfang Februar 1807 überraschten die obengenannten Mitglieder Goethe mit dem beendeten Studium dieses Werkes und wußten ihn zu bestimmen, daß er dessen Darstellung bewilligte.

Am 16. Februar, zum Geburtstage unserer allverehrten Erbprinzeß Maria Paulowna, fand die erste Aufführung statt, welche mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Goethe konnte wahrlich stolz auf seine Schüler sein, so vortrefflich war die Darstellung, die noch an Grazie und Schönheit gewinnen sollte, als später die Jagemann die Eleonore spielte.

Ein zweites Stück von Plautus: „Das Gespenst", ebenfalls von Einsiedel übertragen, fand gar keinen Beifall und wurde nur einmal gegeben.

Unsere Sommersaison sollte sich dies Jahr ganz

anders gestalten. Der Magistrat von Leipzig hatte an Goethe geschrieben und die weimarschen Hofschauspieler zu einem Gesammtgastspiel nach Leipzig eingeladen. Goethe war erfreut über diesen Antrag und schrieb zur Eröffnung dieses Gastspiels einen Prolog, der von der Wolff ganz vortrefflich gesprochen wurde.

Die dortige Bühne wurde am 24. Mai mit „Don Carlos" eröffnet. Nachdem 25 Vorstellungen vorüber waren, gingen wir nach Lauchstedt, von da den 4. August wieder nach Leipzig, um einen zweiten Cyklus von 25 Vorstellungen zu geben. Der Andrang des Publikums war enorm und die Mitglieder wurden mit Beifall überschüttet.

Hofrath Mahlmann war anerkannt der erste Kritiker Leipzigs, sein Urtheil galt als maßgebend. Ueber die Leistungen der weimarschen Hofschauspieler sprach er sich in der „Zeitung für die elegante Welt" folgendermaßen aus*):

„Daß diese Gesellschaft in Leipzig außerordentlich gefallen hat, daß durch sie neue Lust und ein besserer Geschmack für dramatische Darstellung geweckt worden ist, haben alle öffentlichen Blätter gesagt; aber wodurch sie sich dieses Beifalls werth machte und was vor-

---

*) Jahrgang 1807, Nr. 95. Anm. d. V.

züglich an ihr gefiel, hat man weniger erörtert, und doch ist diese Untersuchung wichtiger als alle Lobeserhebungen, denn sie allein kann den Deutschen zur Lehre und Nachahmung dienen."

Mahlmann spricht sich nun zunächst über die Prätensionen, welche berühmte Schauspieler bei Uebernahme von unbedeutenden Rollen machten, in welchen sie immer ihr großes Ich durchschimmern ließen und dadurch sich unberufen in den Vordergrund drängten, wie überhaupt gegen die Virtuosität aus, die alles Zusammenspiel erstické. Dies Zusammenspiel wäre das, was diese Gesellschaft vor den berühmtesten Theatern auszeichnete. Er sagt weiter:

„Ein entschiedener Vorzug derselben ist ferner das Streben nach dem Idealen. Die Leistung des großen Dichters, unter dem sie steht, die Jugend ihrer Mitglieder, die gern nach dem Höchsten greift, und ein durch die Gegenwart eines gebildeten Hofes und einiger großen Männer erleuchtetes Publikum, das ihre Darstellungen nicht in die Alltäglichkeit des gewöhnlichen Lebens herabzieht — drei Umstände, die sich selten vereinigen — haben ihr diese Richtung gegeben. Selbst im Lustspiel ist der ideale Charakter ihrer Darstellungen nicht zu verkennen; daher gehen Stücke in Versen, die diesem Charakter besonders zu-

sagen, hier besser als bei andern Gesellschaften, daher können die Versuche mit Masken und die Proben mit der Antike hier auf vorzügliche Gelungenheit Anspruch machen."

Ueber die Darstellung des „Tasso" sagt er weiter in einer spätern Nummer der genannten Zeitung:

„Wie unendlich der Zauber der Diction ergötzt, davon habe ich vor kurzem einen glänzenden Beweis gesehen. Es wurde in Leipzig „Tasso" von den weimarschen Hofschauspielern gegeben. Das Stück hat wenig Handlung und diese Handlung rundet sich nicht einmal zu einem imposanten Schluß, es hat nichts, was theatralische Wirkung begünstigte, alle Kraft ist eben auf den Dialog verwendet, jede Rede enthält goldene Worte, aus dem Innersten eines großen, ruhig begeisterten Gemüths entstiegen und in die Form wohlklingender Verse gegossen. Es entzückte, es bezauberte alle, und dies Entzücken stand genau mit der Bekanntschaft im Verhältniß, die jeder mit dem Stück hatte. Durch oftmaliges Lesen in vertrautester Bekanntschaft mit jeder einzelnen Rolle, war mir die Aufführung des Stücks ein Fest, das zu den schönsten meines Lebens gehört. — Welch ein Genuß für den Zuschauer, wenn er das, was ihn in einsamen Stunden entzückte, nun mit allem Zauber der äußern Ausstat-

tung aufführen und darstellen sieht! — — Der Dichter bildet den Schauspieler und das Publikum. Junge Leute wachsen heran; pflanzt nur gute Bäume, an welchen sich die junge Ranke emporschlingen kann, und sorgt nicht, das Wahre, Schöne findet immer beim Publikum Eingang. Bald werden alle die Familienkrüppel, die Heulmaschinen, die heißer geschrienen Stentorstimmen in ihre Schranken zurücktreten und jungen talentvollen Männern den Platz und den schönen Beruf überlassen, ein wahrhaft gebildetes Publikum zu erfreuen; dann wird das deutsche Theater ebensowenig Platz für schlechte Schauspieler als für schlechte Dichter haben."*)

Von allen Schauspielern machte neben Wolff in der Tragödie Oels das meiste Glück, und der Director Franz Seconda lud ihn für das kommende Jahr zu einem Gastspiel ein. Er machte aber nicht das Glück, was man erwartet hatte. Warum? Weil er nicht in den Rahmen des dortigen Ensemble paßte — er lauter Poesie und seine Mitspieler lauter Prosa!

Als wir nach Weimar zurückgekehrt waren, ging ich zu Goethe, um ihm über alle Vorkommnisse Rapport abzustatten. Er empfing mich mit den Worten: „Nun, Ihr

*) Zeit. f. d. e. Welt, Nr. 113. Anm. d. V

habt Euch ja recht wacker gehalten und unsere Gesellschaft hat, wie ich von allen Seiten höre, Ehre eingelegt, besonders hat Mahlmann gewichtige Worte über unser Streben gesprochen. Der Mann hat vollkommen Recht, Virtuosität muß von der dramatischen Kunst fern gehalten werden. Keine einzelne Stimme darf sich geltend machen; Harmonie muß das Ganze beherrschen, wenn man das Höchste erreichen will. Darum laßt uns in unserm Streben so fortfahren, denn Manches findet sich noch, was, besser ins Auge gefaßt, zu größerer Geltung gebracht werden kann. An Ausdauer von meiner Seite, gutem Willen und Fleiß von seiten des Personals fehlt es nicht, und so ist mit der Zeit das Beste zu erwarten."

Bis zum Jahresschluß bestand unser Repertoire aus einigen neuen und guten alten Stücken.

Gegen Mitte December kam Zacharias Werner nach Weimar und las uns sein dramatisches Werk: „Wanda, Königin der Sarmaten," ein Trauerspiel in fünf Acten, vor. Goethe interessirte sich sofort sehr lebhaft für dieses Stück, und so wurde es rasch ausgeschrieben, vertheilt und am 30. Jan. 1808 zum ersten Mal zur Darstellung gebracht. Das Mythische und Fremdartige verfehlte nicht seine Wirkung beim Publikum. Die Vorstellung ging gut, denn Goethe hatte das

Ganze mit großem Fleiß in Scene gesetzt, und besonders ausgezeichnet war die Wolff als Wanda und ihr Gatte als Fürst Rüdiger. Der Kapellmeister Debouche hatte einen charakteristischen Gesang für die Jungfrauen der Libussa geschrieben. Das Stück blieb auf dem Repertoire, solange das Wolff'sche Ehepaar der weimarschen Bühne angehörte.

Eine zweite Neuigkeit, „Der zerbrochene Krug" von Kleist, folgte am 2. März. Schon bei der ersten Vorstellung wurde dem Stück der Stab gebrochen und es fiel unverdienterweise total durch. Hauptsächlich traf die Schuld des Mißlingens den Darsteller des Adam, der in seinem Vortrag so breit und langweilig war, daß selbst seine Mitspieler die Geduld dabei verloren. Trotz allen Rügen Goethe's bei den Proben war er aus seinem breitspurigen Redegang nicht herauszubringen, und den kurzen Imperativ bei ihm anzubringen, wäre wahrlich ganz in der Ordnung gewesen, denn das Zerren und Dehnen war nicht zu ertragen. Bei der Aufführung dieses Stücks ereignete sich ein Vorfall, der in dem kleinen weimarschen Hoftheater noch nie dagewesen und als etwas Unerhörtes bezeichnet werden konnte: ein herzoglicher Beamter hatte die Frechheit, das Stück auszupfeifen. Karl August, der seinen Platz zwischen zwei Säulen, dicht am Proscenium, auf dem sogenannten bür-

gerlichen Balcon hatte, bog sich über die Brüs
aus und rief: „Wer ist der freche Mensch, der s
steht, in Gegenwart meiner Gemahlin zu pfeife
saren, nehmt den Kerl fest!" Dies geschah
Missethäter eben durch die Thür entwischen w
er wurde drei Tage auf die Hauptwache gese
andern Tag soll Goethe gegen Riemer, der es
theilte, bemerkt haben: „Der Mensch hat ga
Unrecht gehabt; ich wäre auch dabei gewesen, we
Anstand und meine Stellung erlaubt hätten.
stands wegen hätte er eben warten sollen, bis
halb des Zuschauerraums war."

Da das kleine Haus überhaupt nur wie ein
theater betrachtet werden konnte, so waren gute
Anstand unerläßlich, namentlich weil die Herzog
das Theater stets mit ihrer hohen Gegenwart
Auch die Beifallsspenden durften nicht über
gehen. Das Hervorrufen war zwar nicht verbo
es war nicht üblich; nur als Iffland spielte, w
nicht sein Name gerufen, aber am Schluß der V
so lange applaudirt, bis er erschien.

„Nur die „Räuber" machten eine Ausna
der Regel, die waren vogelfrei; da durfte de
Studio sich etwas erlauben, weil die hohen He
diese Vorstellung nie besuchten. Einmal ab

schritten sie doch das Maß der Schicklichkeit. Ein großer Theil der Studenten hatte die Röcke ausgezogen, die Bierflaschen kreisten umher; es wurde geraucht und gerade nicht die anständigsten Lieder gesungen. Das war Goethe zu viel, er erhob sich in seiner Loge, die unter der fürstlichen im Parterre sich befand, und mit seiner Donnerstimme rief er: „Man vergesse nicht wo man ist!“ Die Studenten, denen oft Gelegenheit wurde, Goethe in Jena zu sehen, wußten sogleich, daß dieser Zuruf nicht von einem Polizeilieutenant kam, und hatten so viel Respect vor dem Heros, daß sofort die Bierflaschen und Pfeifen verschwanden und die mangelhaften Costüme in Ordnung gebracht wurden.

Im Jahre 1809, am 30. Januar, machte Goethe abermals den Versuch mit einer griechischen Tragödie: „Antigone“, nach Sophokles frei bearbeitet von Rochlitz. Das Stück war in drei Acte eingetheilt und die Handlung begann mit dem Verbote Kreon's, den Polyneikes zu begraben; für diejenigen aber, die in der griechischen Literatur nicht bewandert waren, hatte man auf der Kehrseite des Theaterzettels die ganze Fabel abgedruckt. Das Publikum war doch in seiner Bildung so weit vorgerückt, daß es solche Stücke mit ansah und mehr oder minder Beifall schenkte.

Auch „Hamlet“ wurde wieder hervorgesucht, diesmal

aber nach der Schlegel'schen Uebersetzung. Wolff ha unter Goethe's Anleitung sich schon längere Zeit mit Rolle des Hamlet beschäftigt, und obwohl seine D stellung recht brav zu nennen war, so blieb doch n Manches zu wünschen übrig. Es ist eben eine so sch rige Aufgabe, daß ein Schauspieler sein Leben lang thun hat, wenn er diesen wunderbaren Charakter in al seinen Tiefen erfassen und zur richtigen Anschau bringen will.*)

Die neue Einrichtung des „Götz von Berlichinge wurde am 23. December 1809 gegeben. Wie schon be merkt, nannte Goethe nun das Stück: „Adalbert vo Weislingen, Götzen's erster Theil", den zweiten: „Göt von Berlichingen mit der eisernen Hand."

Am 30. Januar 1810 hatte Goethe ein Stück vo einem bewährten Autor ausgesucht: „Bianca dell Porta" von Colin, was sich aber nur durch die treff liche Darstellung — einzelne Schönheiten der Dichtun ausgenommen — Beifall erringen konnte.

Am 24. Februar kam ein zweites Werk von Zacha rias Werner, dessen Talent Goethe außerordentli schätzte, aufs Repertoire, was trotz seiner Graßheit eine

*) Ich werde später speciell auf diese Rolle, die endlich ein Meisterdarstellung von Wolff wurde, zurückkommen.

Anm. d. V.

ungewöhnlichen Eindruck aufs Publikum machte und mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Goethe hatte mit besonderer Vorliebe den „Vierundzwanzigsten Februar“, so hieß das Werk, in Scene gesetzt. Haide (Kunz Kuruth), die Wolff (Trude) und ihr Gatte (Kurt) waren so ausgezeichnet, als ob diese Rollen vom Dichter eigens für sie geschrieben wären.

Man konnte gewiß den „Tasso“ als eine der allertrefflichsten Vorstellungen nennen, aber diese Meisterbildung der Charakteristik, diese Wahrheit und Natur, mit der höchsten Kunst vereinigt, überflügelte Alles, was noch je auf unserer Bühne dagewesen.

Goethe kam, was höchst selten geschah, nach der Aufführung auf die Bühne, um den Darstellern seine Zufriedenheit persönlich auszusprechen. Seine Züge drückten ein stolzes Bewußtsein aus, als er sagte: „Nun sind wir da angekommen, wohin ich Euch haben wollte; Natur und Kunst sind jetzt auf das engste miteinander verbunden.“

Dieser Ausspruch Goethe's machte den besten Eindruck auf das gesammte Personal, und die Folge war, daß die Mitglieder mit noch mehr Fleiß und Aufmerksamkeit an ihre Aufgaben gingen und stets das Ganze dabei im Auge hatten.

Das Wolff'sche Ehepaar stieg immer mehr in Goethe's

Gunst: Wolff errang sich nach und nach s
menes Vertrauen und Goethe zog ihn öfter
Unternehmungen auf dem dramatischen Gebi
lich in der Tragödie, zu Rathe; diese war e
eigentliches Feld, worin er als Darsteller
brachte. Obgleich er auch im Lustspiel viel
stete, so fehlte ihm doch dazu ein frischer,
Humor, und wenn er ihn forcirte, wurde er
haft. Er gehörte nicht zu den genialen Sc
aber sein bedeutendes Talent wurde durch i
liche Bildung und unermüdlichen Fleiß unter
der muß man ihn zu jenen Beklagenswert
deren Ehrgeiz keine Grenzen kennt und die
opfern, wenn sie ihren Zweck dadurch erreichen

Es war mir recht wohl bekannt, daß se
dahin ging, Regisseur zu werden; auch wäre
genehm gewesen, wenn man ihm die Regie de
übertragen hätte, denn die Kenntnisse dazu ha
was er nicht besaß, das war die Selbstverleu
hintenan zu stellen, wenn es das Wohl des Ga
unparteiisch bei der Vertheilung der Rollen
Verdienste Anderer auch anzuerkennen — d
schaften, die ein gewissenhafter Regisseur b
gingen ihm ab. Das wußte auch Goethe,
ging dieser, als Wolff endlich mit seinem Pl

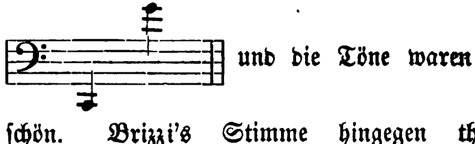
trat, nicht darauf ein. Ich bemerkte wohl, daß eine Mißstimmung zwischen beiden eingetreten war, aber nur kurze Zeit; Wolff's politisches und schmeichlerisches Betragen und vor allem seine wirklich trefflichen Leistungen als Künstler stellten bald das alte freundliche Vernehmen wieder her, und von einer Aenderung, wie sie Wolff gewünscht, war nicht mehr die Rede.

Zu Schiller's Todestag wurde abermals das „Lied von der Glocke" aufgeführt und Scenen aus der „Jungfrau von Orleans", „Tell" und „Braut von Messina" dazu gegeben.

Unser Aufenthalt in Lauchstedt war diesmal etwas rentabler gewesen als der vorjährige, aber doch nicht hinreichend, um die Mühen und Ausgaben genügend zu vergüten; darum wurde beschlossen, die Reisen dahin aufzugeben, sobald man des Contracts ledig wäre, der mit dem Jahre 1811 endete, um so mehr, da man bereits von Halle vortheilhafte Anträge erhalten hatte.

Nach unserer Rückkunft erfreute uns im September Iffland mit einem abermaligen Gastspiel. Er trat als Graf im „Puls", Herr von Langsalm im „Wirrwarr", Lear und Kaufmann Herb im „Amerikaner" auf. Ihm folgte im December der Kammersänger Brizzi aus München, der mit außerordentlichem Erfolg viermal den Achilles in italienischer Sprache gab und gewiß zu

den besten europäischen Sängern jener Zeit ge
er war auch zugleich ein trefflicher Schauspi
ders was Plastik und Mimik anlangte. Sei
war mehr eine durch großes Studium herr
und stach deshalb gegen die unsers Stro
der sich Kraft und Wohllaut vereinigten, be
Stromeyer's Stimme hatte einen Um


und die Töne waren

schön. Brizzi's Stimme hingegen th


waren Brust-,

Falsett-Töne, deren Uebergang sehr merklich
ungeachtet wirkte er Unglaubliches damit un
sein Feuer und seine Kunst zur Bewunderung
Brizzi zum ersten Mal Stromeyer's Stimme
er: „Wenn ich dieses Mannes unvergleichli
hätte, ich sänge damit, wie Orpheus, Todte a
heraus." Allerdings war in der künstlerisch
ein großer Abstand zwischen beiden.

Brizzi bekam für jede Vorstellung fünfzel
und nebenbei Wohnung im Fürstenhaus und
mit der Vergünstigung, jeden Tag sich einige (
laden. Der König Max von Baiern hatte

fern Herzog dringend empfohlen; darum wurde von Karl August der Befehl ertheilt, ihn fürstlich zu bewirthen. Das hatte sich der Italiener auch zu Nutze gemacht, und vier Wochen lang wurden lucullische Mahle bei Herrn Brizzi gehalten, wozu er immer sechs bis acht Gäste einlud. Als das Facit gezogen wurde, schlug Kirms die Hände über den Kopf zusammen, denn gegen 300 Thlr. waren dafür verausgabt worden.

Die günstigen Resultate, die Goethe's Schüler in der deutschen und auch englischen dramatischen Literatur sich errungen, bestimmten ihn, sich nun auch der spanischen zuzuwenden. Den „Standhaften Prinzen" von Calderon hatte er schon längst ins Auge gefaßt und mit Riemer, Wolff, und auch mit mir darüber gesprochen. Ende 1810 wurden die Rollen davon vertheilt und die ersten Leseproben in Goethe's Wohnung abgehalten. Er war äußerst penibel dabei: Komma, Semikolon, Kolon, Ausrufungs- und Fragezeichen mußten bei der Recitation streng eingehalten werden; er verlangte fast für jedes dieser Zeichen ein Zeitmaß und bezeichnete deren Länge bildlich so:

-, —; ——: —— ! ——? ———.

Auf diese Weise erlangte er, daß einer wie der andere die Verse sprach, nicht zu schnell und nicht zu langsam. Es war im Anfang ein fast automatisches Spre-

Hauptrollen Fernando, Muley, König von
Phönix waren in den Händen von Wolff, De
und der Wolff. In charakteristischer Hinsicht sta
und Wolff obenan; in rhetorischer überflügelte
wobei ihm besonders sein wundervolles weiches
statten kam. Die Darstellung war durchgängig
rundetes, hochpoetisches Ganzes; das war der
aller anwesenden Kunstkenner. Der Beifall d
kums war allgemein. Auch die Ausstattung i
tionen und Costümen konnte man würdig nenne
war über den wahrlich großartigen Erfolg hoch

Vor unserm Abgang nach Lauchstedt wu
„König Saul", von Knebel bearbeitet, gegeben, s
das Publikum nicht an.

Die Hallenser, der wackere Reil an ihre

troffen, daß wir von Ende Juni bis zum 6. August jede Woche drei Vorstellungen in Lauchstedt und eine in Halle gaben. Von da ab siedelten wir aber ganz nach Halle über und blieben bis zum 9. September daselbst.

Reil hatte das alte Theater, wo früher die magdeburger Gesellschaft unter Fabrizius und Hostowsky Vorstellungengegeben, ganz renoviren lassen, so daß es recht stattlich aussah.

Unsere Schauspieler ernteten großen Beifall und die Kasse reichen Gewinn. Lauchstedt bot gar keinen pecuniären Vortheil mehr, denn in 24 Vorstellungen hatten wir nur 1681 Thlrn. eingenommen, hingegen in Halle bei 32 Vorstellungen 6441 Thlr. Dadurch wurde unser Verlust, den wir in Lauchstedt erlitten, nicht allein ausgeglichen, sondern wir brachten noch einen Ueberschuß von beinahe 4000 Thlr. zurück. — Vor Schluß des Jahres 1811 kam noch „Die Tochter des Jephtha" von Robert aufs Repertoire und wurde mit Beifall aufgenommen. Auch Brizzi traf zu einem abermaligen Gastspiel bei uns ein und hatte zu diesem Zweck vorher die Oper „Ginevra" von Simon Meyer zum Studium eingesandt. Er trat darin dreimal auf und gab als letzte Gastrolle nochmals den Achilles. Auch diesmal war der Beifall allgemein, aber hinsichtlich des Honorars hatte man doch für gut befunden, eine andere Einrichtung zu

treffen; statt fünfzehn erhielt er zwanzig Louisdor für jede Rolle, dafür fielen freie Tafel und Wohnung weg. Die Folge davon war, daß er seinen Aufenthalt diesmal nur auf vierzehn Tage ausdehnte.

Zum Geburtstag der Herzogin Louise wurde 1812 zum ersten Mal „Romeo und Julie," nach Schlegel's Uebersetzung, von Goethe bearbeitet, zur Aufführung gebracht. Goethe ist wegen dieser Bearbeitung heftig angegriffen worden, und nicht mit Unrecht. Mir selbst war es ein Räthsel, was ihn veranlaßt haben konnte, eine so ganz einzige Exposition, wo das Publikum mit einem Schritt in der Handlung steht, sowie den Schluß zu ändern, für erstere ein unbedeutendes Dienerlied hinzusetzen, die letzte Scene zwischen Capulet, Montague und dem Prinzen zu streichen und den Bruder Lorenzo einen Epilog halten zu lassen. Aus dem genialen Mercutio hatte er im ersten Act einen Dickwanst und Fresser gemacht; die meisterhafte Erzählung von der Fee Mab war weggestrichen, statt dessen seufzt Mercutio nach dem Abendessen; im zweiten Act aber lies er den Charakter in seiner Ursprünglichkeit stehen, sodaß die ganze Zeichnung dadurch eine Doppelmaske wird. Auch die höchst ergötzliche drastische Figur der Amme, deren Vorhandensein zum Verständniß des Charakters der Julia so unumgänglich nöthig ist, ward in eine ernste, ganz gewöhnliche Dienerin

umgewandelt. Aus sicherer Quelle erfuhr ich später, daß eigentlich nicht Riemer, den ich zunächst im Verdacht hatte, sondern hauptsächlich Wolff, auf dessen Urtheil Goethe bei dergleichen Unternehmungen viel gab, ihn in der Ausführung dieser sonderbaren Bearbeitung bestärkt, sogar die Umwandlung der Amme und des Mercutio zuerst in Anregung gebracht habe, mit dem Bemerken, daß diese beiden Charaktere die Hauptrollen in den Schatten drängen und das hauptsächliche Interesse des Publikums auf sich ziehen könnten. Das wäre allerdings geschehen — denn Wolff paßte nicht zum Romeo, noch seine Frau zur Julie — wenn unsere vortreffliche Beck statt Fräulein Engels die Amme in ihrer Ursprünglichkeit dargestellt und Unzelmann den Mercutio hätte spielen dürfen, wie ihn Shakspeare gezeichnet hat. Ferner wurde von der Kritik sehr getadelt, daß Goethe den Diener Romeo's, Baltasar, in einen jungen Pagen umgewandelt hatte, den er eine lange Beschreibung von Julia's Leichenbegängniß halten ließ, statt die einfache Nachricht ihres Todes, wie sie im Original steht, Romeo mitzutheilen.

Außer der Balconscene im ersten Act, den sprudelnden humoristischen Reden des Mercutio im zweiten Act und den Monologen des Bruders Lorenzo, den Graff vortrefflich spielte, wurde nur wenig applaudirt.

Ein zweites Werk von Calderon kam am 30. März

aufs Repertoire: „Das Leben ein Traum“, nach der Gries'schen Uebersetzung von Riemer bearbeitet; diese Vorstellung hatte sich eines weit größern Beifalls zu erfreuen als „Romeo und Julia“. Graff (Basil), Haide (Clotald), die Engels (Rosaura), die Lortzing und Durand (Estrella und Astolph) waren sehr brav. Unzelmann als Clarin war ein vortrefflicher Grazioso, aber die Krone des Ganzen war Oels als Sigismund. Hier war es, wo er seine Persönlichkeit, sein herrliches Organ und seine künstlerische Befähigung zur vollsten Geltung bringen konnte; und das gelang ihm auch vollkommen, denn er riß das Publikum förmlich mit sich fort und der stürmischste Beifall wurde ihm zu Theil. Goethe hatte Lust, die Rolle bei der Vertheilung in Wolff's Hände zu legen, was mir aus seinen Reden, als ich Oels dafür vorschlug, hervorschimmerte. Mir war auch bekannt, daß Wolff ihn darum gebeten hatte, dem zu dieser Rolle ganz und gar Kraft und Persönlichkeit abging; diesmal folgte Goethe aber doch meiner Ansicht und fand sie nach der Darstellung vollkommen gerechtfertigt.

Vor unserm Abgang nach Halle kam noch Körner's „Toni“ zur Aufführung und fand bei dem Publikum vielen Anklang. Besonders zeichnete sich die Lortzing in der Titelrolle aus.

Da sich die contractlichen Verbindlichkeiten mit Lauch-

stedt nunmehr gelöst hatten, so beschränkte sich unsere diesjährige Sommerreise nur auf Halle. Unser Repertoire war an Opern und Schauspielen sehr reichhaltig und bot dem dortigen Publikum viel Abwechselung; die Sänger und Schauspieler wetteiferten miteinander und ihre Bemühungen wurden vom Publikum durch Applaus und Hervorrufen anerkannt. Aber nicht blos der Ehrgeiz fand seine Rechnung dabei, sondern auch die Kasse. Wir nahmen in 51 Gastvorstellungen, die wir dort gaben, 8620 Thlr. ein. Zu dieser reichen Einnahme trug allerdings das Gastspiel der Jagemann, die seit dem Jahr 1807 von den Sommerreisen der Gesellschaft von dem Herzog dispensirt worden war, vieles bei. Sie spielte in einem Zeitraum von 16 Tagen: den Sextus in „Titus", Thekla im „Wallenstein", Röschen in der „Schönen Müllerin", Maria Stuart, Bertha im „Verbannten Amor," Prinzessin im „Tasso", Maria im „Blaubart", Fanchon und Camilla in den Opern gleichen Namens. Alle diese verschiedenen Charaktere konnte man Meistergebilde dieser genialen Frau nennen, welche das Publikum bezauberten und zu dem stürmischsten Beifall hinrissen.

Die hallenser Professoren und die Patrizier des Kaufmannsstandes beeiferten sich, uns das gesellige Leben so angenehm als möglich zu machen. Mahlzeiten, Bälle, Partien zu Wasser und zu Land wechselten ab;

die jungen Mitglieder schwelgten in all diesen Genüssen und mit schwerem Herzen trennte sich endlich das junge Künstlervolk von dieser gastfreien Stadt. Ich war aber herzlich froh, in meine gewohnte Häuslichkeit zurückzukehren, denn die Last, die ich bei diesen Sommerreisen zu tragen hatte, war nicht gering, und für das Gelingen oder Mißlingen war ich allein der verantwortliche Theil. Goethe wollte die Ehre und den Ruhm der Gesellschaft in ihren künstlerischen Leistungen gewahrt wissen, Kirms nebenbei den Vortheil der Kasse. Das Publikum, das zu jener Zeit auf einer hohen Bildungsstufe stand, half mir über diese Schwierigkeit hinaus, und es gelang mir die Wünsche beider zu befriedigen.

Als wir am 1. September nach Weimar zurückgekehrt waren, übergab ich Goethe ein allerliebstes zweiactiges Lustspiel von Dr. Müllner, welches dieser mir in Halle übergeben hatte, um es Goethe zur Aufführung zu empfehlen: „Die Vertrauten, oder die Braut vom Rock des Königs". Müllner hatte den Stoff einer alten französischen Oper entnommen, jedoch in so allerliebste Verse eingekleidet, daß es allgemein gefiel.

Vor Ende des Jahres hatten wir noch Gelegenheit, eine musikalische Notabilität, die Kammersängerin Schönberger, kennen zu lernen. Sie war die tiefste Contraaltistin, die ich je gehört, denn sie sang die Partien des Murney,

Titus und Joseph in „Jakob und seine Söhne" in ihrer ursprünglichen Lage mit großer Virtuosität, und der Beifall, den sie errang, war allgemein.

Ihr folgte im December Iffland, der uns abermals durch seine Meisterschaft hoch erfreute. Die Stücke, in denen er auftrat, waren: „Clementine", „Selbstbeherrschung", „Der Jude", „Künstlers Erdenwallen", „Don Renudo", „Der arme Poet", „Die Lästerschule", „Der Kaufmann von Venedig" und „Der gutherzige Polterer". Die Aufnahme von seiten des Publikums war wie immer enthusiastisch. Absichtlich hatte er weder ein Stück von Schiller, noch von Goethe gewählt, obgleich man wünschte, den Wallenstein von ihm zu sehen. Er fühlte selbst am besten, daß er in den jetzigen Rahmen unserer Tragödie weder in Rhetorik, noch Plastik paßte, was er auch im Freundeskreise und gegen Goethe unumwunden aussprach.

Von dramatischen Werken lag nichts Neues vor, und so wurde diesmal (1813) zum Geburtstag der Herzogin die Oper „Agnese" von Pär in italienischer Sprache gegeben, worin die Jagemann als Agnese, Stromeyer als deren Vater und Deny als Irrenarzt ganz vortrefflich ihre Aufgaben lösten.

Brizzi hatte durch sein Gastspiel auf das männliche Opernpersonal sehr wohlthätig gewirkt. Der Hof, weniger das Publikum, fand an italienischen Opern in ihrer

Ursprache Geschmack und man dachte daran, auch di Mozart'schen Opern im Urtext zu geben. Mit dem „Doi Juan" wurde der Anfang gemacht.

Eine abermalige Aufforderung rief uns auch die Jahr nach Halle. Bis zu unserm Abgang dahin bestan das Repertoire aus folgenden guten alten Stücken un Opern: „Der standhafte Prinz", „Phädra", „Do Carlos", „Maria Stuart", „Das Leben ein Traum' „Tancred", „Iphigenie auf Tauris" von Gluck, „Do Juan" (noch in deutscher Sprache), „Zauberflöte' „Vestalin", „Wasserträger" 2c. Die Theilnahme de Publikums war, trotz dieses trefflichen Repertoires, seh gering, denn alle Gemüther blickten mit großer Besorg niß in die Zukunft. Die Schlacht von Lützen war ge schlagen und die Franzosen hatten gesiegt.

Mit Zagen wurde die Reise nach Halle angetreten und weil man sich bei solchen betrübten Zeiten kein gün stiges Resultat für die Kasse versprechen durfte, so blie diesmal die große Oper daheim und man beschränkte sic dort auf das Schauspiel und die Operette.

Unsere Voraussetzung hatte uns nicht getäuscht unsere Einnahme betrug etwas über ein Drittel der vor jährigen. Obwohl man es an der alten Gastfreundschaft nicht fehlen ließ, so herrschte doch in allen Kreisen der Gesellschaft eine gedrückte Stimmung.

Nach Weimar zurückgekehrt, wurde am 4. September zum ersten Mal der „Don Juan" in italienischer Sprache gegeben. Man hatte zum Studium dieser Oper die freien Sommermonate benutzt, und da die Jagemann und Stromeyer nicht liebten zu Hause zu studiren, so wurden nicht weniger als 60 Klavierproben dazu verwendet. Die Besetzung war theilweise eine andere geworden. Statt Unzelmann sang Stromeyer den Don Juan ganz vortrefflich, spielte ihn aber schauerlich. Die hervorragendste Leistung war die der Jagemann, welche die Donna Anna ganz ausgezeichnet sang und spielte.

Hier schließe ich die Mittheilungen meines Vaters über diese drei Epochen und berichte, da ich bald selbst bei der weimarschen Bühne als Mitglied eintrat, aus eigener Anschauung alle weitern Vorkommnisse bis zum Jahr 1817, wo Goethe von der Leitung des weimarschen Theaters zurücktrat.

Neuntes Kapitel.

Ich muß Goethe vorsingen. — Plan meines Vat
Müllner's Schuld.

Mit „Don Juan" (italienisch) war also die
Weimar wieder eröffnet worden, aber die Th
des Publikums an theatralischen Vorstellungen
gering, denn alle Gemüther waren mit den
Ereignissen, die auf der Weltbühne dargestellt
beschäftigt. Jeden Tag kamen neue Nachrich
Kriegsschauplatz, und um sie drehte sich das al
Gespräch. Die Preußen und deren Verbündet
am 22. Oct. 1813 als Sieger in Weimar ein
die Stadt wimmelte von Militär der versch
Nationen. Zum Empfang der tapfern Krieger n
Theater am 24. October „Wallenstein's Lager"
das Haus war zum Brechen gefüllt, man sah fa
als Uniformen. Jede bezügliche Stelle nahm d
tärische Publikum mit Acclamation auf; als
erste Jäger (Unzelmann) die Worte sprach: „T

der leipziger Fatalität" — brach ein stürmischer Jubel los.

Unser erster Tenor (Moltke), der den Rekruten spielte, hatte rasch, auf Veranlassung Goethe's, das Lied: „Ich will ins Feld, ich muß Dich meiden", componirt und sang dasselbe zur Guitarre. Goethe hatte zwar dies Intermezzo mit einigen Worten eingeleitet, aber es paßte doch in „Wallensteins Lager" wie die Faust aufs Auge. Der allgemeine Freudentaumel jedoch setzte sich über das Drollige dieser Einlage hinweg und reicher Beifall wurde dem Sänger zu Theil.

Bis zum Schluß des Jahres kamen fast lauter classische Stücke und Opern aufs Repertoire. Eine Masse Militär blieb in Weimar und dessen Umgegend liegen, darum war man bedacht, lauter gute Sachen zu geben, wobei sich die Kasse vortrefflich stand. Von den Einwohnern wurden Feste auf Feste für die Freiheitskämpfer veranstaltet.

In diesem jubelnden Treiben vernachlässigte ich aber dennoch meine Studien nicht. Nach jeder Oper, wo Stromeyer eine bedeutende Partie gesungen hatte, setzte ich mich noch an das Klavier und übte bis in die Nacht hinein, um seine Art und Weise nachzuahmen.

Eines Tages hatte ich im Auftrag meines Vaters eine Bestellung an Goethe zu machen. In seinem Hause

angelangt, wurde ich in den Salon, wo der alte Flü
stand, geführt; Goethe kam. Als mein Botendienst
Ende war, wollte ich mich unterthänigst empfehlen,
aber hielt mich zurück und sagte: „Dein Vater hat
mitgetheilt, daß Du bei Eberwein Singestunde hät
und Dich sehr fleißig zeigtest, er ist aber mit Dei
Neigung nicht einverstanden und Du sollst Condi
bleiben!“ — „Ja, Excellenz, das will er, aber ich habe
große Lust zum Theater“, erwiderte ich. — „W
singst Du und was hast Du bis jetzt studirt?“
„Verschiedene Lieder, von Ew. Excellenz, von Ehl
Moltke und Reichardt componirt; dann habe ich a
den Osmin und Masseru eingeübt.“ — „Nun so sing
etwas vor, daß ich Deine Stimme höre!“ Keck ge
sang ich ihm das Lied „Willkommen und Abschied“
„Wer ein Liebchen hat gefunden.“ „Das letztere
nicht ohne Humor und Deine Stimme ist für De
Jahre gut, aber zu dem erstern fehlt Dir bis jetzt n
das Verständniß, was mit der Zeit wohl kommen dürf
sagte er. Freundlich entließ er mich und überglück
eilte ich nach Hause. Als ich zum Vater kam und i
Goethe's Antwort überbracht hatte, sagte ich voller Freu
daß ich Goethe etwas hätte vorsingen müssen. Laue
fragte der Papa: „Na was sagte er denn?“ Ich refer
seinen Ausspruch. Höchst respectwidrig sprudelte

Herr Papa: „Ach! der Alte wird mir noch meinen ganzen Plan über den Haufen werfen!“ Allerdings hatte Papachen ein sehr hübsches Plänchen mit seinem Söhnchen.

Sein alter Freund, der Conditor Richter in Lauchstedt, besaß eine Nichte in Magdeburg, deren Vater Pfefferküchler und sehr wohlhabend war. Diese Jungfrau sollte ich, wenn die Zeit des Heirathens gekommen wäre, in den Stand der heiligen Ehe führen, um dem Conditor noch den Pfefferküchler beizufügen; so hatten es vor Jahren schon die alten Herren in ihrem weisen Rath mit dem magdeburger Honigmann und dessen Ehehälfte beschlossen, aber Eduardchen, wie man mich, selbst als ich schon ein langer Bengel war, zu nennen beliebte, war nicht ihrer Meinung, und Goethe, als mein guter Engel, machte ihnen einen Strich durch die Rechnung.

Goethe's Zufriedenheit steigerte meinen Eifer für die dramatische Kunst und von nun an wurde vollends kein Theater mehr versäumt.

Einen gewaltigen Eindruck machte auf mich „Müllner's Schuld“, die den 31. Jan. 1814 in Weimar zum ersten Mal zur Aufführung kam. Das Stück erschien zuerst in Wien auf dem Burgtheater und war dort mit ungeheurem Beifall aufgenommen worden. Trotzdem konnte Goethe aber sich nicht entschließen, es auf die weimarsche Bühne zu verpflanzen, obgleich

Müllner ein Prachtexemplar davon ihm eing
hatte.

Goethe war ein Feind von allen Schicksalstrag
nur bei dem „Vierundzwanzigsten Februar" hatte
jetzt eine Ausnahme gemacht. Mein Vater wur
Goethe beauftragt, dem Verfasser mit aller F
lichkeit zu bemerken, daß die Hoftheaterkasse ni
Mittel besäße, solche Werke würdig zu honoriren;
ner antwortete, daß es ihm um ein Honorar fi
Werk gar nicht zu thun sei und er es als eine bes
Ehre betrachte, dasselbe auf der weimarschen Ho
unter des Meisters Leitung aufgeführt zu sehen.
Zureden Riemer's, Wolff's und meines Vaters füg
endlich Goethe, und so wurde die „Schuld" an dem
genannten Tage unter allgemeinem Beifall zur
führung gebracht.

Ich wohnte allen Proben bei und war entzück
die prächtige Sprache und das treffliche Spiel von
(Oerindur), Graff (Valeros), Wolff (Elvira), L
(Jerta). Goethe spricht seine Ansicht über das St
seinen „Tages- und Jahresheften" der Oeffentlichk
genüber sehr diplomatisch aus. Er sagt: „Auf dem T
sahen wir „Müllner's Schuld". Ein solches Stück
denke übrigens davon wie man wolle, bringt der T
den großen Vortheil, daß jedes Mitglied sich zusan

nehmen, sein Möglichstes thun muß, seiner Rolle nur einigermaßen gemäß zu erscheinen. Die Lösung dieser Aufgabe bewirkte mehrere treffliche Vorstellungen von „Romeo und Julie“, „Egmont“ ꝛc.

Obwohl Müllner auf jedes Honorar verzichtet und die Aufführung der „Schuld“ unter Goethe’s Leitung als Ehrensache betrachtet hatte, bewog demungeachtet mein Vater Goethe, Müllner eine Aufmerksamkeit zu erweisen. In Folge dessen sandte Goethe Müllner in Prachteinband „Die natürliche Tochter“ nebst einem freundlichen Schreiben.

Später als Goethe bereits von der Leitung des Theaters zurückgetreten war, erschien in der „Mitternachts-Zeitung“, die von Müllner redigirt wurde, ein Verzeichniß der Bühnen, welche seine „Schuld“ gegeben hatten, und der Honorare, welche er dafür erhalten; obenan Wien mit 100 Ducaten, Berlin mit 40 Louisdor ꝛc. Am Schluß stand groß gedruckt: „Von Weimar? (ein langer Gedankenstrich) Goethe’s „Natürliche Tochter“ und ein artiges Handbillet vom Verfasser.“

Zehntes Kapitel.

Erfolg meines ersten Auftretens. — Besuch bei Goethe in Berka.-
Zweite Reise nach Halle und Lauchstedt. — Erwachende Leidenschal

Die Einnahme von Paris war erfolgt und Str
meyer mit dem Professor Jagemann dahin abgerei
sonach war das Theater ohne ersten Bassisten. T
Stromeyer fast in allen großen Opern beschäftigt wo
so mußten natürlich im Repertoire Verlegenheiten en
stehen, denen man zu entgehen glaubte, wenn man n
mir einen Versuch machte, der gewiß viel länger hinau
geschoben worden wäre, wenn Stromeyer's Abwesenh
ihn nicht beschleunigt hätte. Am 23. April 1814 betr
ich, unter Goethe's specieller Leitung, zum ersten Mal
Bühne als Osmin in der „Entführung aus dem Serail
Noch heute, wenn ich daran denke, muß ich über mei
Keckheit erstaunen. Mein Vater und meine Schwest
welche die Constanze sang, gingen den ganzen Tag heru
als ob ihnen die Petersilie verhagelt wäre, und mit d
Mutter war gar kein Auskommen; ich aber war ga

unbefangen und freute mich wie ein Kind auf Weihnachten. Denn für mich war es wirklich ein Christabend. War es meine Keckheit oder meine Jugend — denn ich war noch nicht siebzehn Jahre alt — was das Publikum bestimmte, mich mit Nachsicht aufzunehmen, genug, man applaudirte, wo sich einigermaßen dazu Gelegenheit bot, wohl auch, um mir Muth zu machen. Das war nun freilich nicht nothwendig, denn diesen bewies ich genugsam dadurch, daß ich es wagte, in einer Rolle von Stromeyer aufzutreten. Die Sache lief also ohne Blamage ab, und Mutter und Schwester waren voller Freude. Auch der Papa schmunzelte, und obgleich er mehrfachen Tadel aussprach, so überreichte er mir doch schließlich eine goldene Repetiruhr, die mir anzeigte, daß die Stunde nun geschlagen habe, wo vom Conditor und Pfefferküchler nicht mehr die Rede sein könne. Das Beste sollte aber noch kommen. Den andern Tag wurde ich aufs Hofamt citirt, wo mir der Chef des Kassenwesens, der Geheime Hofrath Kirms, eröffnete, daß ich von nun an in Gage treten und wöchentlich sieben Thaler erhalten solle. Ja, nun war die ganze Welt mein. Mein nächster Weg war zu Goethe, um ihm ebenfalls meinen Dank auszusprechen, denn ohne seine Zustimmung wären mir ja diese Unsummen nicht zu Theil geworden; nebenbei wollte ich auch erlauschen, ob

er mit meiner Darstellung zufrieden gewesen sei, aber er war bereits nach Berka, seinem gewöhnlichen Frühlingsaufenthalt, abgereist. Von da eilte ich zu der Frau, die ich von Jugend auf als ein Heiligenbild verehrt hatte.

Mit freundlich lächelndem Gesicht empfing sie mich und sagte: „Ei, Sie haben ja gestern Abend, wenn man Ihre Jugend in Anschlag bringt, das Möglichste geleistet und unverkennbares Talent bewiesen, aber Ihre Kräfte, lieber Eduard, sind noch nicht ausreichend für solche große Rollen. Nun, nun, machen Sie kein so trübes Gesicht, ich meine es gut mit Ihnen, darum sage ich Ihnen die Wahrheit. Was mich aber unangenehm berührt hat, ist, daß ich gar keine Angst bei Ihnen bemerkt habe; doch wird sich diese schon finden, wenn Sie erst zur Einsicht gekommen sind, was die dramatische Kunst bedeutet, und fände sie sich nicht, so könnte ich Ihre Zukunft nur bedauern.“ Wie recht hatte die treffliche Frau! Ja wohl fand sie sich recht bald, diese Angst, und hat mich während meiner theatralischen Wirksamkeit nie verlassen.

Da ich mich nun als ihren Collegen betrachten durfte, so stellte sich ein öfterer Verkehr zwischen uns her. Die freien Abende brachte ich zumeist in ihrer Familie zu, die aus ihr, ihrem Mann und ihrer Mutter bestand. Traf es sich nun zufällig, daß wir allein beieinander saßen, so überhörten wir uns wechselweise die Rollen, welche zu-

nächst zur Darstellung kamen, und solches glückliche Alleinsein benutzte ich allerdings, um ihr zu gestehen, wie grenzenlos ich sie liebe, aber sie lächelte stets zu meinen heißen Betheuerungen. Außer mir über diese furchtbare Gleichgültigkeit, lief ich dann gewöhnlich wie ein Rasender im Zimmer umher, aber das steigerte nur ihre Heiterkeit und mit Lachen rief sie mir als Entgegnung die Worte der Elvire aus der „Schuld“ zu: „Der Hugo ist ein reißend Thier.“ Einstens aber, als ich ihr wieder solch eine Scene gespielt hatte, wurde sie sehr ernst und sagte: „Eduard! vergessen Sie nie, daß ich verheirathet bin. Ich darf Ihnen sagen, daß ich Sie gern, ja daß ich Sie sogar lieb habe, soweit es mir die Pflicht und meine Ehre gestattet, aber noch ferner solche ungehörige Betheuerungen, die mich und meinen Mann beleidigen, solch unpassendes Aufbrausen, und ich ersuche Sie sofort, Ihre Besuche in meinem Hause einzustellen.“ Natürlich fiel ich ihr zu Füßen und bat sie tausendmal um Verzeihung mit dem Versprechen, daß es nie wieder geschehen sollte. Sie hatte mir ja gesagt, daß sie mich liebe, wenn auch ganz anders, wie ich es wünschte. Von nun an wurde ich geduldig wie ein Lamm und war überglücklich, wenn sie mir beim Abschiede die Hand drückte und mich dabei voll Milde ansah.

Diese herrliche, tugendhafte Frau war der Genius

meiner Jugend und hielt mich heißblütigen Burschen von vielen Thorheiten ab.

Acht Tage ungefähr nach meinem ersten Auftreten überraschte mich mein Papa mit der angenehmen Nachricht, daß Goethe ihn, den Kammersänger Moltke und mich zum Mittagessen nach Berka eingeladen.

Goethe liebte es, die erwachende Natur zu beobachten, wozu er in dem kleinen Badeorte, der von bewaldeten Bergen eingeschlossen und nur zwei Stunden von Weimar gelegen ist, die beste Gelegenheit hatte.

Im Jahre 1811 war auf Veranlassung und unter Leitung des damaligen Landschafts-Vicepräsidenten von Müffling, des nachmaligen berühmten preußischen Generals, eine Chaussee entstanden, auf welcher man, ohne Gefahr, den Hals zu brechen, den letzten Berg vor Berka hinab gelangen konnte. Auf der Spitze desselben steht ein Stein, der aus dankbarer Erinnerung an den Schöpfer dieser Straße noch heutigen Tages von allen Kutschern und Fuhrleuten der Müffling genannt wird. Von diesem Stein aus hat man einen reizenden Blick in das Thal, durch welches sich die Ilm wie eine silberne Schlange windet. So oft Goethe nach Berka fuhr, pflegte er hier halten zu lassen und einen Imbiß zu sich zu nehmen. Darum nannten wir Schauspieler den Stein Goethe's „Tischlein decke dich“.

Bei unserer Ankunft fanden wir Goethe mit dem Inspector Schütz vor seiner Wohnung, jenseits der Ilm, lustwandelnd. Er war zu jener Zeit 65 Jahre alt, und wie ein Jüngling schritt er, in bloßem Hals und Kopf, in seinem langen blauen Ueberrock einher.

Nachdem er mit meinem Vater und Moltke einige Zeit gesprochen, sagte er zu mir: „Du hast bei Deinem ersten Auftreten viel Lebendigkeit entwickelt, hier und da etwas übers Maß und nicht ganz passend für den Charakter des Osmin; indessen sehe ich das Zuviel nicht ungern bei einem Anfänger, allzuviel Feuer läßt sich dämpfen, das Gegentheil schwer erwecken. Hierbei muß ich Dir aber doch bemerken, daß Deine Stimme noch nicht reif zu solchen Partien ist."

Bei Tische war außer dem Inspector Schütz und uns nur noch sein Secretär John anwesend. Die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um das Theater; Goethe rühmte die Musik Eberwein's zur „Proserpina" und erwartete viel Gutes von der Aufführung dieses Monodrams. Nach Tische spielte Schütz einige Fugen von Sebastian Bach, an denen Goethe großes Gefallen fand und sie mit illuminirten mathematischen Aufgaben verglich, deren Themata so einfach wären und doch so großartige poetische Resultate hervorbrächten. Dann sang Moltke ihm einige Lieder vor, die er kürzlich com-

ponirt hatte und von denen das Lied „Die Lustigen von Weimar“ Goethe's ganze Zufriedenheit erwarb. Gegen sechs Uhr fuhren wir nach Weimar zurück.

Dem Osmin folgte als zweite Rolle der Utobal in „Jakob und seine Söhne“; dann wurde mir der Rittmeister Neumann in „Wallenstein's Tod“ zugetheilt. Ich fand es sehr sonderbar von meinem Papa, daß er mir dabei sagte ich möchte mich zusammennehmen, denn solche wichtige Meldung auf der Bühne sei eine sehr kitzliche Sache. Ich lachte in meinem Herzen und dachte: Mein lieber Papa, Du schlägst mein Talent doch etwas gering an es wäre ja eine Schande, wenn ich die paar Worte nicht nach dreimaligem Ueberlesen auswendig wüßte. Mit großem Selbstgefühl trat ich in der Probe heraus, aber kaum hatte ich gesagt: „Die Pappenheimischen sind abgesessen“, da saß ich fest. „Noch einmal! und paß auf!“ donnerte mir der Herr Vater zu. Ich kam abermals, und der Souffleur, der es gut machen wollte, schrie wie ein Zahnbrecher. Dies sowohl wie auch das Lächeln meiner Collegen verwirrte mich immer mehr und ich blieb wieder stecken. Voller Zorn über mich selbst schrie ich den Souffleur zu, er sollte schweigen. Wie ein Automat die Augen ins Wesenlose gerichtet, fing ich die Rede von vorn an und nun ging es. Von dieser Zeit an stellte sich, wie meine liebe Freundin vorausgesehen hatte, die Angst ein

Vor unserer Abreise nach Halle war mir noch vergönnt, den Masseru im „Opferfest“ zu singen. Meine Vorgesetzten wußten recht gut, daß ich zu solchen Aufgaben noch lange nicht reif war, aber die Noth war da; Opern mußten gegeben werden, und so griff man denn zu solchen Wagnissen.

Am 13. Juni reiste die Gesellschaft nach Halle ab. Mit wie ganz andern Gefühlen betrat ich diesmal die Musenstadt und welche ganz andere Stimmung herrschte dies Jahr dort! Jubel und Freude hatten im Palaste wie in der Hütte ihren Wohnsitz aufgeschlagen, denn der Unterdrücker war ja besiegt; Deutschland konnte wieder frei aufathmen, da das Joch der Tyrannei abgeworfen war.

Riemer hatte nach Goethe's Angabe eine Fortsetzung von „Was wir bringen“ geschrieben, die als Gedächtnißfeier des trefflichen Reil, der inzwischen gestorben war, dienen sollte. Mit diesem Vorspiel und Goethe's „Tancred“ war die Bühne am 17. Juni eröffnet worden.

Mein Weizen blühte; „Fanchon“, „Die schöne Müllerin“ und die „Schweizerfamilie“, worin ich den Abbé, Pistofolus und den Grafen sang, kamen aufs Repertoire. Das Publikum war gegen den Anfänger, der wenigstens Talent zeigte, nachsichtig und ich fühlte mich überglücklich, denn fast jeden Tag war ich beschäftigt,

und wenn ich auch nur eine Anmelderolle oder einen Statisten darzustellen hatte, so konnte ich mich doch auf den geliebten Bretern herumtummeln. Freilich blieb diesmal die Oper, gegen frühere Jahre, hinter dem Schauspiel merklich zurück, da die besten Kräfte derselben, die Jagemann und Stromeyer, fehlten. Demungeachtet war der Besuch des Theaters sehr bedeutend. Auch in Lauchstedt gab man im Juli wöchentlich zwe Vorstellungen, die sich aber nur auf das Schauspiel beschränkten. Die Einnahmen waren gut, besonders ber tete man die Sonntage aus, wo in Halle und Lauchste zugleich gespielt wurde. In ersterer Stadt gab man g wöhnlich an solchen Tagen Oper, aber wie vollzählig d Personal war, kann man daraus ersehen, daß an eine dieser Tage in Halle „Die deutschen Kleinstädter" und Lauchstedt die „Schuld" gegeben wurde.

Der reiche sächsische Adel und die leipziger Ka mannschaft hatten beschlossen, das kleine Bad, wel damals noch zu Sachsen gehörte, auf den Standp seines frühern Renommée zu bringen, was freilich n gelang, denn der ganze Besuch umfaßte höchstens 60 70 Familien. Sonntags war allerdings das H enorm voll, denn die Bewohner der Umgegend strö herbei.

Auch mir wurde einmal das Vergnügen zu The

mein Talent als Reitknecht Holm in der „Schuld" dort producіren zu dürfen. Ich hätte meinen Papa küssen mögen, daß er mir die Rolle, die der Schauspieler Lortzing, der aber an diesem Tage in Halle beschäftigt war, eigentlich im Besitz hatte, übertragen, denn erstens schwärmte ich für das Stück und zweitens fuhr ich mit meiner Angebeteten in einem Wagen dahin.

Ein Herr S.., der mit seiner Familie als Badegast sich in Lauchstedt aufhielt und mit meinem Vater, Wolffs und Oels befreundet war, lud sämmtliche Darsteller zum Mittagessen ein. Hier lernte ich eine Frau kennen, über deren Ruf und Erlebnisse man sich mancherlei erzählte.

Sie hatte sich in ihrem fünfzehnten Jahre mit einem Herrn von X. vermählt, hatte diesem zwei Töchter geboren und dann sich von ihm scheiden lassen, um seinen Bruder zu heirathen, aber auch diese Ehe war nach kurzer Zeit gelöst worden. Sie war schön, sehr schön! Goldblonde Locken umflossen ihre Wangen und ihren blendendweißen Nacken; das Gesicht war oval; die Lippen, deren Purpurfarbe durch den Perlenglanz ihrer Zähne noch erhöht wurde, leicht aufgeworfen, Brauen, Wimpern und Augen, aus denen ein versengendes Feuer sprühte, dunkelfarbig. Der Bau ihres Körpers war ebenmäßig und kam der Schönheit ihres Kopfes gleich. So dachte ich mir die Adelheid im „Götz von Berlichingen", und gern hätte ich

mit ihr den Franz gespielt. Meine Augen hingen fast beständig an ihr, und mit inniger Freude bemerkte ich, daß auch die ihrigen zuweilen auf mir ruhten. Meine Freundin, die an meiner Seite saß, mochte dies Augenspiel nicht entgangen sein, denn ganz unerwartet sagte sie zu mir: „Nicht wahr, die Dame ist sehr schön und kann einem jungen Manne recht gefährlich werden? Ihr Aeußeres ist ohne allen Makel; ob ihre Seele ebenso fleckenlos ist, will ich dahingestellt sein lassen.“ Doch ich war schon bezaubert, meine Blicke hafteten immer von neuem an dem verführerischen Frauenbild.

Nach dem Kaffee machte die Gesellschaft einen Spaziergang durch den Garten. Der Hausherr führte meine Freundin, aber ich wagte es nicht, der schönen Frau meinen Arm anzubieten und ging stumm neben ihr her; endlich eröffnete sie selbst das Gespräch. „Ich bitte Sie, wenn wir ins Haus zurückgekehrt sind, mir einige Goethe'sche Lieder zu singen; ich habe ein Klavier in meinem Zimmer und besitze selbst einige von Reichardt componirte.“ Statt zu antworten: „Ich werde mir ein großes Vergnügen daraus machen“, oder: „Es wird mir eine Ehre sein“, stotterte ich verlegen: „Wenn Sie gütigst befehlen, werde ich so frei sein.“ Ich hätte über diese gimpelhafte Erwiderung mich hinter die Ohren schlagen mögen, denn ein leichtes Lächeln überflog ihr Gesicht.

n mich zusammen und wickelte mich nach und
meiner Verlegenheit heraus, indem ich über
Lieder und deren-Compositionen von Reichardt,
ıd Moltke sprach. Zuletzt spann ich einen ganz
Faden.

ırem Zimmer angelangt, sang ich ihr mehrere
r, unter andern „Willkommen und Abschied",
mposition von Ehlers sie noch gar nicht kannte
hr ganz besonders gefiel. Schüchtern bemerkte
Goethe sich über meinen Vortrag dieses Liedes
tig ausgesprochen habe, weil mir noch das Ver-
dazu fehle; sie meinte, das werde sich mit der
ı finden.

ıs Theater in Lauchstedt um 5 Uhr seinen An-
n, so war es üblich, daß die Darsteller den näm-
nd nach Halle zurückkehrten. Die schöne Frau
rte mich auf, doch noch einen Tag zu bleiben,
r zu musiciren, da sie auch ein wenig sänge; die
; von meinem Papa hätte sie schon ausgewirkt.
ich nun wie Hercules am Scheidewege! Die
mit meiner geliebten Freundin, im offenen
beim schönsten Mondschein, hatte ich mir so
ısgemalt, und doch hielt es mich unwiderstehlich
t.

g, ich blieb, womit auch meine Freundin, welche

nicht Eis in den Adern hatte.

Nach dem Abendessen, welches wir in Gesell
Gouvernante ihrer Kinder eingenommen hatten
sie den Vorschlag, den schönen Abend im Freie
nießen, und so wandelten wir denn bei dem he
Sonnenuntergang in den langgezogenen Schatt
duftenden Blumen einher, um endlich in einer
laube Platz zu nehmen, wohin der Bediente die
bringen mußte. Sie sprach viel über Goethe, ü
Gedichte, Romane und dramatischen Werke; in de
war sie bewanderter als ich, besonders rühmt
„Wahlverwandtschaften", die sie Goethe's Me
nannte. Ueber das Lyrische und Dramatische k
allenfalls mitsprechen, aber du lieber Gott, was
zu den Wahlverwandtschaften sagen? Diese ha
noch nie gelesen und schämte mich doch, es il

mußte ich die Frage verneinen und stotterte eine Art von Entschuldigung hervor. Sie schwieg, stützte den herrlichen Kopf in die weiße Hand und sah mich mit ihren dunkelglühenden Augen so sonderbar an, als wollte sie mein Inneres durchschauen. Plötzlich fragte sie: „Wie alt sind Sie?" „Siebzehn Jahre", erwiderte ich. „Da sind Sie freilich noch ein halbes Kind, aber ein liebes und unverdorbenes, nicht wahr?" Dann stand sie auf; ich hielt das für ein Zeichen des Aufbruchs und wollte folgen. „Bleiben Sie sitzen", flüsterte sie mit einer bezaubernden Stimme und nahm ihren Platz dicht an meiner Seite; ein Beben ging durch alle meine Nerven. „Jetzt singen Sie mir noch einmal Willkommen und Abschied", hauchte sie mir zu. Gehorsam griff ich in die Saiten und sang. Beim Anfang des dritten Verses legte sie ihre Hand auf meine Schulter und sah mir ins Gesicht. Wie glühendes Feuer durchströmte meine Adern dieser Flammenblick. Als ich geendet hatte, bemerkte sie mit einem unwiderstehlichen Lächeln: „Diese Scene stimmt ja fast zum letzten Vers des Liedes, nur daß nicht die aufgehende, sondern die untergehende Sonne zum Abschied mahnt." Dann nahm sie meinen Kopf in ihre beiden Hände und küßte mich auf die Stirn. „Kommen Sie morgen um 9 Uhr zum Frühstück und essen Sie auch zu Mittag bei mir", sagte sie. Ich war so verwirrt,

daß ich eben erwidern wollte: „Wenn Sie gütigst erlauben, werde ich so frei sein“, aber mein guter Stern schlo mir zur rechten Zeit die Lippen. Ihre Hand küssen und drückend, entfernte ich mich mit einer stummen Verbeugung.

Wie ein Trunkener kam ich zu den Freunden meine Vaters, bei denen ich bereits als Schlafgeselle angekün digt war, und eilte aufs Stübchen, um das eben Erleb noch einmal zu durchleben, doch es umfing mich mit ve wirrender, traumhafter Unbestimmtheit. Ich suchte me Lager, konnte aber keine Ruhe finden, sprang wieder a öffnete das Fenster und starrte nach dem hellen Mo hinauf. Erst nach Mitternacht kam der Schlaf ü mich.

Mit der frühen Sonne erwachte ich und eilte ins Fr um mir am Brunnen und im Morgenthaue die he Brust zu kühlen. Die neunte Stunde hatte die Ho mir bestimmt und jetzt war es leider erst 6 Uhr. wanderte durch die schattigen Lindenalleen; alle Lä des Bazars waren noch geschlossen, und ganz im Ge satze zu meinem Innern herrschte eine friedliche Ruhe mich; ein paar Schwäne zogen still und langsam Furchen auf dem Wasserspiegel. Vergeblich umkr ich das Haus und den Garten, doch es regte sich nichts darin. So mußte ich mit wachsender Ungeduld

Zaghaftigkeit meinen Spaziergang fortsetzen, bis die ersehnte Stunde schlug und ich mich klopfenden Herzens nähern durfte. Die schöne Frau saß jetzt unter dem schattigen Vordache des Hauses, ihre beiden reizenden Kinder neben ihr. Sie forderte mich auf, ihr gegenüber Platz zu nehmen, ließ das Frühstück auftragen und bestimmte die Eintheilung des Tages; Entzücken durchschauerte mich bei der Aussicht, immer um sie, oft mit ihr allein sein zu können. Doch es war anders bestimmt. Gleich nach Tische kam ein Kutscher und überbrachte mir einen Brief meines Vaters, der den Befehl enthielt, augenblicklich nach Halle zurückzukehren, um eine Rolle in einem Stück zu übernehmen, welches den andern Tag gegeben werden sollte. Ich war außer mir und ihre lieblichen Züge verdüsterte ein Ausdruck des Unmuths. Was war aber zu thun? Ich mußte gehorchen, empfahl mich zunächst der Familie F....., dann eilte ich nach ihrem Zimmer, wohin sie sich begeben hatte, und nahm Abschied von ihr, mit dem Versprechen, sobald als möglich wiederzukommen.

Mein Versprechen blieb unerfüllt, und erst nach langen Jahren sollte diese Frau mir nochmals auf meinem Lebenswege begegnen.

Elftes Kapitel.

Ein heimkehrendes Kürassierregiment. — Feste in Halle. — Reste des Schill'schen Corps. — Eine weibliche Kokette. — Die „Räuber".

In Halle war großer Jubel! Alt und Jung war auf den Beinen; alle Fenster waren mit geschmückten Damen besetzt, um ein aus Frankreich heimkehrendes Kürassierregiment mit Jauchzen, Blumen und Kränzen zu empfangen, und die Jungfrauen warfen die Kränze so geschickt, daß fast jeder Kürassier einen solchen mit seinem Schwerte fangen konnte. Drei Tage dauerten die Feste.

Für uns arme Civilisten war das eine schlimme Zeit, denn die Sieger in ihren weißen Collets, schwarzen Helmen mit Roßkamm drängten die Rundhüte und schwarzen Fracks ganz in den Hintergrund.

Manches hübsche weibliche Auge hatte bis dahin mit Wohlgefallen auf diesem oder jenem jungen Schauspieler geruht, der von der Natur nicht eben stiefmütterlich behandelt worden war, aber von dem Augenblicke an, wo das zweierlei Tuch aufgetaucht, waren alle Sympathien

den Frauenherzen für die Kunst und ihre Jünger
löschen. Es war auch nicht zu verwundern, denn in
m Corps befanden sich bildhübsche Offiziere, deren
ußeres durch den Schmuck der Waffen noch erhöht
urde.

Der große Saal im Fürstenthal war zu den Festen
d Bällen auf das prachtvollste decorirt und machte den
ordnern alle Ehre, nur mit den Kindern der Flora
d des Waldes war man etwas zu verschwenderisch um=
gangen; die Gesellschaft erstickte fast vor Blumen= und
henlaubduft. Ueberall flatterten die preußischen Far=
und die bunteste Menge wogte in den geschmückten
umen umher, unter der sich nicht blos Kürassier=, son=
n auch Ulanen=, Husaren= und andere Offiziere befan=
, die theils als Beurlaubte, theils als Reconvalescenten
Standquartier in Halle hatten.

Wie gesagt, der schwarze Frack spielte, namentlich bei
Bällen, eine klägliche Rolle; wie verlassene Schafe
ückten wir uns in den Ecken umher und sahen mit
idesblicken zu, wie sich die begeisterten Mädchen in
Armen ihrer militärischen Tänzer wiegten. Ob=
ich die Galanterie unter den jungen Männern zu
ner Zeit noch Mode war, so machte doch keiner von uns
Miene, eine Sitzengebliebene zu engagiren, wenn nicht
gend eine Convenienz dazu Veranlassung gab. Süß

war für uns diese Rache, aber noch süßer war der Punsch, der servirt wurde, und darum hielten wir es mit dem Gott Bacchus, da uns Venus den Rücken kehrte.

Während die Tafeln in der Tanzpause zu einem frugalen Mahl hergerichtet wurden, zerstreute sich die Gesellschaft in den Anlagen des Fürstenthals, das durch bunte Lampen brillant erleuchtet war, und manches liebliche Mädchen, am Arm eines bunten Rocks, überschritt die Grenzen des erleuchteten Terrains, wahrscheinlich um ihrem Begleiter ungestört zuflüstern zu können, daß auch sie mit ganzer Seele ihr deutsches Vaterland und dessen Befreier liebe. Mancher Bund der Herzen mag wohl an diesen Abenden geschlossen worden sein, und wahrlich, es war den schönen Kindern nicht zu verdenken. Der Enthusiasmus für die Freiheitskämpfer hatte ja nicht nur die weiblichen, sondern auch die männlichen Herzen erfaßt, ich selbst war Feuer und Flamme für diese Tapfern und pries mich glücklich, als sich mir die Gelegenheit bot, einige von den Offizieren näher kennen zu lernen.

Die schönen Tage und Abende nahmen jedoch auch ein Ende; die Damen mußten sich wieder mit den Civilisten und stationirten Offizieren begnügen; die geselligen Verhältnisse kamen wieder in ihr altes Gleis.

Es war abermals ein Fest im Salon des Fürsten-

thals, welches der Kanzler Niemeyer, hauptsächlich zu Ehren der weimarschen Hofschauspieler, gab. Da kamen, als die Gesellschaft den Kaffee vor dem Salon einnahm, zehn bis zwölf Männer in dem ärmlichsten Costüm die Straße dahergezogen, die, als wir sie befragten, sich als Schill'sche Husaren documentirten, welche von den Galeeren zurückkehrten. Es war ein erschütternder Anblick, und tiefes Mitleid ergriff uns alle, als wir diese Armen in abgeschabten, verschiedenen Uniformen und theilweise zerrissenem Schuhwerk, mit abgezehrten, sonnenverbrannten und vernarbten Gesichtern vor uns sahen. Das waren also die Helden, die ihrem Führer, als er sie und sich in Stralsund nach England hatte einschiffen wollen, zugerufen: „So weit die Erde fest und der deutsche Himmel über uns ist, wollen wir ziehen, aber nie zu Schiffe!" Das waren die Männer, deren Muth ganz Europa in Erstaunen gesetzt und den corsischen Tyrannen auf seinem Thron zittern gemacht hatte; das waren die Helden, die, obgleich von ihrem König geächtet, dennoch ihr Blut für die Befreiung ihres Vaterlandes mit Freuden hingegeben, und die der große Napoleon, als er die wenigen übrig Gebliebenen — von denen keiner sich, ohne vom Blutverlust erschöpft zu sein, ergeben hatte — in seine Gewalt bekam, wie Räuber und Mordbrenner auf die Galeeren schmieden ließ. Wie aber kam es denn, fragte sich jeder, daß

diese Leute in solchem Zustande den weiten
Frankreich nach Deutschland zurückgelegt? Le
immer die Acht, die ihr König gezwungen übe
verhängen müssen, auf ihnen? Für uns war
stens nicht mehr da und war nie dagewesen. A
waren sogleich geöffnet und jeder gab, was e
sich hatte. Die ganze Gesellschaft fühlte sich n
Act der Anerkennung und Wohlthätigkeit hei
das junge Volk belustigte sich mit Reif= u
Spielen, dann wurde noch ein kleines Bällch
staltet, bei dem nun aber die Civilisten die
behielten; nur einer der Offiziere blieb Hahn
des Kanzlers Sohn, Eduard Niemeyer, der
schwarzen Husaren als Freiwilliger gedient u
Feldzug beendet war, seinen Abschied genom
um als Arzt seine Studien zu vollenden.

Er war ein bildschöner Jüngling und man
keinem Mädchen verdenken, wenn ihre Pul
schlugen, sobald er in ihre Nähe kam. Unter
reizenden Kindern war eine, die Nichte eines a
Schriftstellers, die sich nicht durch blendende
auszeichnete, aber durch Witz, Geist und die
Koketterie alle andern Mädchen überstrahl
fast die ganze junge Männerwelt an ihrem
wagen zog. Sie tändelte mit jedem, wußte b

bald jenen durch einen Blick oder leisen Händedruck in die Falle zu locken, und hatte sich so ein Gimpel fangen lassen, ließ sie ihn nach kurzer Zeit abziehen. Auch meinem Collegen Durand und mir ging es nicht besser, aber wir suchten uns zu revangiren. Als sie unsere Tischnachbarin war und zu gleicher Zeit unsere Hände verstohlen drückte, gaben wir uns das verabredete Zeichen und riefen wie aus einem Munde: „Ach, was für ein schönes, kleines Händchen!" Sie wurde jedoch darüber gar nicht verlegen und wollte sich über diese Uebereinstimmung halb todt lachen.

Nur den bildhübschen Husaren gelang ihr nicht, trotz aller Manöver weiblicher Koketterie, ins Garn zu locken; es war verlorene Mühe, denn dieser that, als ob sie gar nicht in der Welt wäre. Voller Ingrimm sagte sie während des Tanzes zu mir: „Nein, dieser Eduard Niemeyer ist doch ein unausstehlich eitler Mensch! Da tanzt er schon wieder mit dem Fräulein von T. Was hat er nur an dem lang aufgeschossenen Ding?" Ich dachte: Warte, jetzt sollst Du eine Pille von mir bekommen! und erwiderte, da der Tanz just zu Ende war: „Wahrscheinlich, weil er überzeugt ist, daß sie nur Augen für ihn und nicht für alle Männer hat!" Sie mußte ihr aber gar nicht bitter gewesen sein, denn lachend rief sie: „Ach, das ist der Reiz des Lebens!" und flog

wie ein Schmetterling von meiner Seite durch den Saal.

Am Ende der diesjährigen Vorstellungen in Halle fand noch ein kleiner Skandal im Theater statt.

Frau Wolff spielte die Iphigenie von Goethe, in welcher Rolle sie, namentlich in plastischer Hinsicht, vortrefflich war; auch Oels als Orest und Wolff als Pylades waren ausgezeichnet. An diesem Abend war das Publikum launenhaft und überschüttete Oels mit Beifall, während es, sonderbarer Weise, das Wolff'sche Ehepaar mit auffallender Kälte behandelte. Die Wolff war nicht die Frau, eine solche Zurücksetzung im Gefühl eigenen Werthes gelassen hinzunehmen. Wenige Tage darauf gab man die „Räuber", worin sie die Amalie spielte. Mit absichtlicher Nachlässigkeit betrat sie die Scene und plapperte ihre Rolle, stets mit gekreuzten Armen, ohne allen Ausdruck herunter. Das Publikum wußte im Anfang nicht, was es davon denken sollte, bis es den Grund errieth; da verbreitete sich ein Murren und Scharren im ganzen Zuschauerraum, und wenn die Dame, durch das Zureden meines Vaters und ihrer Freunde, die auf die Bühne kamen, nicht andern Sinnes geworden wäre, so hätte man sie, ohne weitere Rücksicht zu nehmen, ausgepocht.

Bei dieser Darstellung fand noch ein kleines Inter-

mezzo statt, was uns junge Schauspieler höchlich belustigte. Haide, unser Karl Moor, war zuweilen von einer ausnehmenden Ungeschicklichkeit. Bald trat er einer Mitspielerin auf den Fuß, daß sie hätte in Ohnmacht fallen mögen, bald drückte er einer andern die Hand, daß sie einen Schmerzensschrei nicht unterdrücken konnte. An diesem Abend nun, im fünften Act, wo Moor die Amalie ersticht, lag die Wolff in seinem Arm, und während er sprach, bohrte er ihr, gewiß ganz unbewußt, die Finger seiner linken Hand in die Seite. Wir Umstehenden hörten, ohne die Ursache uns erklären zu können, wie die Wolff ihm leise zuflüsterte: „Haide! um Gotteswillen! hören Sie auf! Ich halt' es nicht aus!" — Aber mein Haide sah und hörte nicht, wenn er im Affect des Spiels war. In ihrer Verzweiflung faßte sie seinen rechten fleischigen Arm, der nur mit einem feinen Lederkoller bekleidet war, und drückte tief ihre Nägel in denselben. Mitten im Redefluß entströmte seinen Lippen ein hoher Schmerzenston, der dem Schrei eines kranken Papageis nicht unähnlich war, und sofort ließ er seine Amalie zur Erde niedergleiten. Kaum war der Vorhang gefallen, so sprang, mit unserer Hülfe, die Wolff wüthend auf und schrie: „Nein, Haide! Sie sind doch der ungeschickteste Mensch, den es unter Gottes Sonne geben kann." — „Madame", erwiderte er mit vollem Pathos,

„danken Sie Gott, daß ich Sie nicht wirklich erst habe.“

Zum Beschluß der diesjährigen Saison wurde „Carlos“ aufgeführt und zu aller Zufriedenheit, beson meines Papas, der eine Einnahme von 7125 Th der Hoftheaterkasse zuführte, die Rückreise nach Wei angetreten.

Zwölftes Kapitel.

Frau von Goethe und ihre Abendcirkel. — Die gequetschte Nase. — Einfachheit von Goethe's Schlafzimmer. — Goethe und die berliner Fleischersfrau.

Eine neue Aera begann für mich. Da ich nun zu dem Rang eines wirklichen Hofschauspielers aufgerückt war, so wurde mir öfters die Ehre zu Theil, in die Abendcirkel der Frau Geheimräthin von Goethe eingeladen zu werden, bei denen sich die Unterhaltung zunächst um Tagesneuigkeiten drehte, dann Whist, Boston und Ragusa gespielt wurde und zuletzt ein gutes Abendessen folgte.

Die Gesellschaft bestand, außer ihrer Pflegetochter, der Ullrich, spätern Geheimen Hofräthin Riemer, meist aus jungen Mitgliedern des Theaters. Selten erschien Goethe und dann nur auf Augenblicke. Er sprach dann mit diesem oder jenem, sah auch wohl dem Spiele, was auf seinen Befehl nicht unterbrochen werden durfte, eine Weile zu, und entfernte sich wieder.

Einstmals trat er herein und zeigte seiner Frau ein kleines Etui mit den Worten: „Sieh, liebes Kind, was mir meine liebe Freundin, die Geheimräthin Willmers, für eine allerliebste Neuigkeit zum Andenken übersandt hat!“ Es war eine goldene Schnalle, woran seine Orden im kleinsten Format mit venetianischen Kettchen befestigt waren. Madame Lortzing, die neben der Geheimräthin saß und ein großer Liebling Goethe's war, fragte ganz unbefangen, welcher ihm der liebste von allen Orden sei. Keinem Andern hätte ich solche Dreistigkeit rathen mögen, denn er liebte es gar nicht, um seine Gedanken befragt zu werden und noch dazu in solchem difficilen Fall, aber bei ihr machte er eine Ausnahme und erwiderte: „Kleine Neugier! Doch den Kindern muß man zuweilen den Willen thun“ — und wies auf die Ehrenlegion.

Sein Sohn, der Kammerrath August von Goethe, und sein Secretär John erschienen mitunter nach geendetem Spiel beim Essen; dann kam allerdings ein anderes Leben in die Gesellschaft, denn der junge Goethe war ein höchst geistreicher Mensch, voll Witz und Humor. Von Vater und Mutter hatte er die körperliche Schönheit geerbt, und jedes Auge weilte mit Wohlgefallen auf seiner männlichen Gestalt und seinen edlen Zügen. Sein Begleiter John hingegen war klein und sehr schmächtig, das

Gesicht langgezogen und mit einer sehr großen Nase ausgestattet; seine hohe Stirn trug das Gepräge des Scharfsinns. Um die feingeschnittenen Lippen spielte gewöhnlich ein sarkastisches Lächeln, hinter welchem sich entweder eine boshafte Bemerkung oder Gott Bacchus verbarg, dem er mit ganzer Seele ergeben war. Seine Verehrung für diesen heidnischen Gott veranlaßte einmal eine höchst drollige Scene.

Zuweilen lud Goethe auch einige seiner Eleven zum Mittagessen ein. Mir war eines Tages ebenfalls dies Glück zu Theil geworden.

Goethe verlangte von seinen Untergebenen und namentlich von seinen Hausgenossen die größte Pünktlichkeit; vor ein Uhr mußte Alles versammelt sein. Gerade an dem Tage, wo ich die Ehre hatte, bei dem Meister zu speisen, traf es sich, daß John ausblieb. Wir setzten uns ohne ihn zu Tische und Goethe schien sehr ungehalten zu sein. Da öffnete sich endlich die Thür, der Verbrecher trat mit ungeheurer Grandezza herein und machte die ceremoniöseste Verbeugung. Goethe wollte ihm wahrscheinlich eine Bemerkung anzuhören geben, aber das Wort erstarb ihm beim Anblick des Missethäters auf der Lippe. Die Riesennase desselben war mit Puder bedeckt, unter dem ein purpurner Schimmer hervorleuchtete. Dem Anschein nach war dieser hervorstehende Theil seines Ge-

sichts mit einem Prellstein in zu nahe Berührung g[illegible] kommen, und der Puder sollte die Folgen verdecken. Goet[illegible] war selten aus seiner gemessenen Haltung zu bring[illegible] aber hier war es denn doch damit zu Ende; er erhob s[illegible] und begab sich lachend in das andere Zimmer. Sei[illegible] Entfernung war das Signal zu einem allgemeinen [illegible] lächter, bei welchem sich John ganz verwundert umbli[illegible] und die Frage stellte: „Wodurch hat mein Eintritt so[illegible] allgemeine Heiterkeit erregt?“ — „John“, rief der ju[illegible] Goethe, „was für ein Zufall hat Ihre Nase mit ei[illegible] Mehlsack in Berührung gebracht?“ Damit war für de[illegible] Armen das Räthsel des Gelächters gelöst und augenb[illegible]lich entfernte er sich. Der Meister trat wieder ein un[illegible] begab sich ohne jegliche Bemerkung auf seinen Platz, nu[illegible] seine Gemahlin sagte: „Lieber Geheimrath, John läß[illegible] sich entschuldigen, er ist nicht ganz wohl.“ — „Nun, dan[illegible] servire man ihm auf seinem Zimmer“, erwiderte Goethe und damit war die Sache ein für allemal abgethan.

Frau von Goethe war sehr lebenslustig, aber dabe[illegible] voll Güte und Liebenswürdigkeit; wo sie jemand ein[illegible] Freude machen oder Hülfe leisten konnte, geschah es mit Wohlwollen und Uneigennützigkeit. Sie liebte es, junge Leute um sich zu haben, und nahm öfters Theil an deren muthwilligen, heitern Spielen. In „Die Lustigen von Weimar“ beschreibt Goethe die Eintheilung ihrer Tage,

nur daß die Fahrten nach Jena höchstens alle vier Wochen stattfanden; aber Donnerstag, Montag, Dienstag und Mittwoch waren zumeist stehend. Donnerstags fuhr sie mit der Ullrich und noch einigen jungen Damen nach Belvedere, wohin sich auch ihr gewöhnlicher Cirkel von jungen Mädchen und Männern begab. Da wurde zunächst Kaffee getrunken, dann in den Park gegangen, dort Gesellschaftsspiele vorgenommen und die Schaukeln benutzt. Dienstag war das schon erwähnte Spielkränzchen, Montag und Mittwoch ihre Theaterabende. Bei aller Vergnügungslust war sie jedoch eine der trefflichsten Hausfrauen und die aufmerksamste Gattin, die es geben konnte.

Wie sein erhabener Fürst und Freund, so war auch Goethe ein Mann nach der Uhr und machte die Glocke zu seiner Herrin. Früh um sechs Uhr im Winter, im Sommer um vier Uhr, verließ er sein Bett, dessen Gestell nicht aus Mahagoniholz verfertigt und mit Goldleisten verbrämt, noch mit seidenen Decken und Kissen ausgefüllt war, sondern aus braungebeiztem weichen Holz, einer Matratze und gewöhnlicher Decke und Kissen bestand. Außerdem befand sich in dem nur geweißten, einfenstrigen Kämmerchen noch ein alter Großvaterstuhl und ein dreibeiniges Ecktischchen, worauf ein Waschbecken von Steingut stand, ein großer Schwamm und die nöthigen

Reinigungsutensilien lagen; daneben hing an einem Nage das Handtuch. Bis um die Mittagsstunde arbeitete er dann fuhr er eine Stunde spazieren, wobei gewöhnlich Riemer sein Begleiter war. Punkt ein Uhr wurde zu Mittag gespeist. Um drei Uhr zog er sich von der Tafe zurück oder dehnte auch, wenn um vier Uhr eine Theater probe abzuhalten war; die Unterhaltung bis dahin aus Die Abende, an denen kein Theater war, verbrachte e zumeist mit gelehrten Freunden.

Er liebte auch musikalische Unterhaltung, die in fri herer Zeit, unter Eberwein's Leitung, viel ausgedehnt stattfand. Seit diese größern musikalischen Aufführunge in seinem Hause aufgehört, begnügte er sich mit Lieder Meist wurde dann der Kammersänger Moltke, der ein Menge Gedichte von ihm componirt hatte, herbeigerufen Auch ich hatte einst die Freude, zu diesem Zweck zu ihm beordert zu werden; wahrscheinlich wollte er sich über zeugen, ob ich Fortschritte im Vortrag, der bei ihm die Hauptsache war, gemacht habe. Ich sang ihm zuerst „Des Jägers Abendlied", von Reichardt componirt. Er saß dabei in einem Lehnstuhl und bedeckte sich mit der Hand die Augen. Gegen Ende des Liedes sprang er auf und rief: „Das Lied singst Du ganz schlecht!" Dann ging er, vor sich hinsummend, eine Weile im Zimmer auf und ab und fuhr dann fort, indem er vor mich hintrat und

mich mit seinen wunderschönen Augen anblitzte: „Der erste Vers sowie der dritte müssen markig, mit einer Art Wildheit vorgetragen werden; der zweite und vierte weicher, denn da tritt eine andere Empfindung ein; siehst Du, so (indem er scharf markirte): da ramm, da ramm, da ramm, da ramm!" Dabei bezeichnete er zugleich, mit beiden Armen auf- und abfahrend, das Tempo und sang dies „da ramm" in einem tiefen Tone. Ich wußte nun, was er wollte, und auf sein Verlangen wiederholte ich das Lied. Er war zufrieden und sagte: „So ist es besser! Nach und nach wird es Dir schon klar werden, wie man solche Strophenlieder vorzutragen hat." Nachdem ich ihm nun noch „Zwischen Weizen und Korn" und „Da droben auf jenem Berge" vorgesungen, bat ich um die Vergünstigung, ihm „Willkommen und Abschied" wieder einmal vorsingen zu dürfen, wobei ich bemerkte, daß ich das Lied seit längerer Zeit fleißig studirt habe. Mit einem freundlichen Kopfnicken gewährte er mir meine Bitte. Die Scene von Lauchstedt trat lebendig vor meine Seele. Ich trug das Lied mit wachsender Empfindung vor, und diesmal sang ich dem Meister mehr zu Dank.

Da ich vorhin der Morgenspazierfahrten Goethe's erwähnte, so will ich hier eine Anekdote mittheilen, die große Heiterkeit im Goethe'schen Hause wie in der Stadt verbreitete.

Eine Fleischersfrau aus Berlin, die nur nach Weim
gekommen war, um Goethe persönlich kennen zu lerne
hatte, nachdem sie stets mit ihrem Gesuch, bei Sr. Excelle
gemeldet zu werden, von dem Bedienten abgewiesen wo
den war, von einem Spaßvogel die Ausfahrstunde Go
the's erfahren, der ihr zugleich den Rath ertheilte, si
leise die Haupttreppe hinaufzuschleichen, wenn der Wag
vor der Thür halte; auf dem obern Absatz würde
links eine Doppelstatue erblicken, dahinter möge sie si
verstecken und warten, bis Goethe aus der Thür tre
auf deren Schwelle „Salve" stehe; er liebe dergleich
Huldigungen und sie würde gewiß sehr freundlich an
genommen werden. Die Fleischersfrau folgte pünktl
allen Anweisungen, und als Goethe kam, trat sie soglei
aus ihrem Versteck mit den Worten hervor: „Bin
endlich so jlücklich, den jroßen Dichter vor mich zu sehen
Goethe sah sie verwundert an und fragte: „Kennen S
mich, Madame?" — „Jott, wer sollte Ihnen nicht ke
nen? Festjemauert in der Erde steht die Form aus Leh
jebrannt!" Goethe lachte und erwiderte: „Es freut mi
daß Sie meine Werke so gut kennen! Adieu, Madame!
und damit ging er an ihr vorüber. Ueberglücklich ka
die Frau in den Gasthof Zum Elephanten, dessen Wir
ein höchst jovialer Mann war. Entzückt rief die Fra
Fleischerin ihm entgegen: „Nun habe ick ihn jesehen un

jesprochen! Jott, welch ein Mann!" Folgendes Gespräch entspann sich nun zwischen beiden.

Er. So? Sie haben also Goethe gesehen und gesprochen? Was haben Sie denn mit ihm gesprochen?

Sie. Na, wovon anderster denn als von seine Werke? Ick habe ihm jleich vordeclamirt: Festjemauert in der Erde.

Er. Das haben Sie ihm angethan? Das verzeiht Goethe Ihnen im Leben nicht!

Sie. Wo so? Er hat ja jelacht und jesagt: Es freut mir, deß Sie meine Werke so jut kennen!

Der Wirth machte ihr nun die arge Verwechselung, deren sie sich schuldig gemacht, klar. Die ästhetische Fleischersfrau sank fast in Ohnmacht, sich so blamirt zu haben, und verließ in höchster Eile das deutsche Athen.

Dreizehntes Kapitel.

Goethe bei den Proben zu Calderon's „Zenobia“.

Das Theater in Weimar war am 10. September der „Schuld“ und einem Prolog wieder eröffnet word Bis zu Ende des Jahres wurde das Repertoire mit bere gegebenen beliebten Opern und Schauspielen in reic Abwechselung ausgefüllt.

Am 30. Januar 1815 kam als erste bedeute Neuigkeit die „Zenobia“ von Calderon zur Aufführu

Da ich in dem Stück beschäftigt war, so wurde Gelegenheit, zum ersten Mal einer Goethe'schen Lesepro die bei großen Werken stets in seinem Hause abgeha wurde, beizuwohnen, und ich konnte mich persönlich der Wahrheit dessen überzeugen, was ich bisher dari gehört hatte.

Ein langer, grünbehangener Tisch stand in der Mi

von Goethe's Empfangszimmer. Obenan nahm er seinen Platz; ihm gegenüber, am Ende der Tafel, der Regisseur. Zur Rechten von Goethe saß die Wolff, zur Linken Oels; die Uebrigen reihten sich der Ordnung gemäß an; der junge Nachwuchs bildete den Schluß. Ich hatte die Ehre, neben meinem Papa zu sitzen. Vier Exemplare lagen auf dem Tisch, wovon eins Goethe, ein zweites mein Vater und die beiden andern die Wolff und Oels in Besitz nahmen. Mein Vater flüsterte mir zu: „Nimm Dich zusammen!" Du lieber Gott! was brauchte ich mich denn da zusammen zu nehmen, ich hatte ja nur ein Paar Worte zu sagen und diese wußte ich bereits auswendig.

Goethe las nun die Namen der handelnden Personen, dann gab er mit einem Schlüssel, womit er auf den Tisch klopfte, das Zeichen zum Beginn und Oels fing an zu lesen; auf ein abermaliges Klopfen las Madame Wolff weiter und Oels gab sein Buch an seinen Nachbar; ein Gleiches that dann die Wolff. So gingen die Bücher von Hand zu Hand. Nun war mir klar, was der Herr Papa mit dem „Nimm Dich zusammen!" gemeint hatte; nun sah ich erst, welch kitzliche Sache es ist, Calderon'sche Verse correct vom Blatt zu lesen und dabei einigen Ausdruck hineinzulegen. Zum Glück hatte ich das Stück auf meines Vaters Pult vorgefunden und bereits für

mich gelesen; der Rhythmus und das Tempo n
mir durch Oels und die Wolff trefflich angegeben
so sah ich denn mit einiger Ruhe dem Zeitpunk
gegen, wo das Klopfen des Schlüssels mich au
würde.

Solche Leseproben hatten das Gute, daß sie di
merksamkeit aller Mitwirkenden verlangten und m
diese Weise eine genaue Kenntniß des Ganzen e
was auch Goethe dabei bezweckte. Von solchen
bereitungen ist heutigen Tages freilich nicht meh
Rede und die jetzige Generation der dramatischen
steller würde solche Zumuthungen als Beleidigun
trachten.

Bei der zweiten Leseprobe wurden die Rollen
tionirt und bei der dritten im Charakter gelesen.

Es wurde den Schauspielern Zeit genug zum
moriren ihrer Rollen gewährt; darum verlangte
auch Goethe, daß jeder bei der ersten Theaterprobe
Aufgabe mächtig sei; er konnte sehr heftig werden,
einer sich eine Nachlässigkeit darin zu Schulden
men ließ.

Bei der ersten Theaterprobe zur „Zenobia" soll
zelmann, welcher den Soldaten spielte, das U
treffen, Goethe's Zorn zu erregen. Er war eine
fleißigsten Schauspieler und ein Liebling Goethe's,

er gehörte auch zu denen, die sich durch ein Zorneswort des Meisters nicht einschüchtern ließen.

Bei jener Probe nun trat Unzelmann mit der Rolle in der Hand auf die Scene und las dieselbe ab. Sogleich ertönte mächtig Goethe's Stimme aus seiner Loge, die sich im Hintergrund des Parterre befand: „Ich bin es nicht gewohnt, daß man seine Aufgabe abliest!“ Unzelmann entschuldigte sich mit dem Bemerken, daß seine Frau seit mehreren Tagen krank daniederliege und er deshalb nicht zum Lernen hätte kommen können. „Ei was!“ rief Goethe, „der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Nacht mit eingerechnet!“ Unzelmann trat bis in das Proscenium vor und sagte: „Ew. Excellenz haben vollkommen Recht! Der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Nacht mit eingerechnet; aber ebenso gut, wie der Staatsmann und Dichter der Nachtruhe bedarf, ebenso gut bedarf ihrer der arme Schauspieler, der öfters Possen reißen muß, wenn ihm das Herz blutet. Ew. Excellenz wissen, daß ich stets meiner Pflicht nachkomme; aber in solchem Falle bin ich wohl zu entschuldigen!“ Diese kühne Rede erregte allgemeines Erstaunen und jeder stand erwartungsvoll, was nun kommen würde. Nach einer Pause rief Goethe mit kräftiger Stimme: „Die Antwort paßt! Weiter!“

In dieser Probe sollte noch ein Unglücklicher an die Reihe kommen, und dieser Unglückliche war ich.

Ich spielte den Hauptmann der Zenobia, der den Aurelianus gefangen zu nehmen und nur wenige Worte zu sprechen hat. Mit großer Sicherheit trat ich aus der vierten Coulisse heraus und schritt mit Würde über die Bühne, um die Heldenthat, die Gefangennahme des Aurelianus, zu vollbringen. Da ertönte es: „Schlecht! So nimmt man keinen Kaiser gefangen. Noch einmal!“ Ich kam also noch einmal, dann zum dritten, vierten und fünften Mal, und immer blieb der Ausspruch derselbe, nur daß er bei jeder Wiederholung markiger wurde. Ganz zerknirscht wagte ich endlich die bescheidene Frage „Excellenz, wie soll ich's denn nur machen?“ — „Anders!“ war die belehrende Antwort. Ja, das war leicht gesagt, aber wie? Mein Herr Papa, der seinen Sitz rechts im Proscenium hatte, warf mir schon längst ingrimmige Blicke zu; ja der hatte gut werfen, ich hätte mich lieber selbst hinauswerfen mögen, um der Qual und Schande zu entgehen. So trat ich denn den schauerlichen Gang zum sechsten Mal an, um dem Willen Goethe's nachzukommen und es „anders“ zu machen, aber es blieb beim Alten. Da rief der Gewaltige: „Ich werde Dir es vormachen.“ Nach einer Weile betrat er in seinem langen blauen Radmantel, den Hut halb schräg auf seinem

„piterhaupte, die Bühne. Er nahm mir das Schwert aus der Hand, stellte mich als Zuschauer in den Vordergrund der Bühne und kam nun mit einem martialischen Gesicht und — ich kann's nicht anders bezeichnen — mit Hahnenschritten im raschesten Tempo auf den Aurelianus losgestürzt, das Schwert drohend über dessen Haupte schwingend. Das war allerdings ganz anders, wie ich es gemacht hatte, aber ich wußte nun, wie er es wollte, und ahmte ihm treu nach. Da kniff er mich mit dem Zeige- und Mittelfinger, wie seine Art war, wenn er seine Zufriedenheit zu erkennen geben wollte, in die Backe, daß ich hätte laut aufschreien mögen, und ging dann wieder hinab in seine Loge. Mein Vater wandte sich mit einem sarkastisch-freundlichen Lächeln gegen mich und flüsterte mir über die Achsel zu: „Ich breche Dir den Hals, wenn Du es so machst!" Ich stand da, wie gewisse Thiere am Berge, der Papa aber fuhr fort: „Wenn wir nach Hause kommen, werde ich Dir schon erklären, wie es Goethe meint."

Bei der Hauptprobe dieses Stücks sollte Goethe nochmals in Harnisch gebracht werden. Sein Princip war, diese gleichsam als die erste Vorstellung zu betrachten; darum durfte kein Unberufener während der Handlung auf der Scene stehen oder auch nur den Kopf aus der Coulisse stecken. Letzteres Verbrechen ließ sich in dieser

Probe ein ästhetischer Maschinist mit einem gew dicken Schädel zu Schulden kommen. Sogleich donn Goethe herauf: „Herr G'nast! schaffen Sie mir den gehörigen Kopf aus der ersten Coulisse rechts, der unanständiger Neugier sich in den Rahmen meines des drängt."

Ebenfalls war es ihm ein Greuel, wenn die Sc spieler ihre Stichworte nicht abwarteten und dem spieler vor der Zeit in die Rede fielen; da rief er seiner Stentorstimme: „Man lasse den Andern reden! Gute Sitte verlangt dies in anständiger G schaft, um wie viel mehr auf der Bühne. In Herbe und bei Trinkgelagen kann solche Unsitte stattfinden der Bühne aber darf sie nie vorkommen!"

Die Darstellung der „Zenobia" ging rund gut zusammen, errang sich aber nicht den Beifall, dem „Standhaften Prinzen" und dem „Leben ein Tra zu Theil geworden war. Goethe spricht sich in se „Jahres- und Tagesheften" folgendermaßen darüber „Die drei ersten Acte geriethen vortrefflich, die letzten, auf nationales, conventielles und temporäres teresse gegründet, wußte niemand zu genießen, noc beurtheilen, und nach diesem letztern Versuche verl gewissermaßen der Beifall, der den ersten Stücke reichlich geworden war."

In denselben Annalen sagt er dann weiter: „Das weimarsche Theater war auf seinen höchsten, ihm erreichbaren Punkt zu dieser Epoche gelangt, der man eine erwünschte Dauer auch für die nächste und folgende Zeit versprechen durfte." Dem war aber leider nicht so, denn zwei Hauptstützen des Dramas, beide Wolff, verließen die weimarsche Bühne schon im folgenden Jahre und Goethe selbst zog sich 1817 von der Leitung des Theaters zurück.

Vierzehntes Kapitel.

Chronologische Fortsetzung der neuen Stücke „Proserpina" ler's und Iffland's Todtenfeier — Gastdarstellungen — Meine fernere Beschäftigung. — Intermezzo bei der „Lear". — Goethe's Ausspruch über mein Talent. — L treten des Wolff'schen Ehepaars.

Der „Zenobia" folgte schon am 4. Feb „Proserpina". Karl Eberwein hatte zu diesen drama eine höchst sinnige Musik geschrieben un das Ganze angeordnet und mit großem Eifer i gesetzt.

Die Wolff, die länger als ein Jahr unt unmittelbaren Leitung sich dem Studium dies mit unermüdlichem Fleiß hingegeben, war ganz lich als Proserpina und ließ in Plastik und nichts zu wünschen übrig; das Einzige, was d endete Leistung etwas abschwächte, war das ziemlich klanglose Organ der Darstellerin. war die Wirkung eine gewaltige zu nennen. Das tableau wurde mit großem Beifall aufgenomn ein ähnliches Bild auf der weimarschen Büh nicht gesehen worden war.

Ich könnte hier auf Goethe's Theater und dramatische Poesie verweisen, um aber dem geehrten Leser das Nachschlagen zu ersparen, lasse ich Goethe's eigene Worte (Rubrik Proserpina) über sein Arrangement des Orcus folgen:

„Das Schattenreich war also gedacht und geordnet. In der Mitte eine schwachbeleuchtete Höhle, die drei Parzen umschließend, ihrer Beschäftigung gemäß von verschiedenem Alter und Kleidung, die jüngste spinnend, die mittlere den Faden ausziehend und die älteste mit der Scheere bewaffnet; die erste emsig, die zweite froh, die dritte nachdenkend. Diese Höhle dient zum Fußgestell des Doppelthrons, auf welchem Pluto seinen Platz ausfüllt, die Stelle jedoch zu seiner Rechten leer gesehen wird. Ihm linker Hand, auf der Nachtseite, erblickt man unten, zwischen Wasserstürzen und herabhängenden Fruchtzweigen, bis an den Gürtel in schäumenden Wellen, den alten Tantalus, über ihm Arion, welcher das ihn aus einer Höhle fortreißende Rad aufhalten will, gleichfalls halbe Figur; oben auf dem Gipfel des Felsens Sisyphus, ganze Figur, den auf der Klippe schwebenden Steinblock hinüberwerfend.

Auf der lichten Gegenseite waren die Seligen vorgestellt. Und wie nun Laster und Verbrechen am Individuum kleben und solches zu Grunde richten, alles Gute und Tugendhafte dagegen uns in das Allgemeine

zieht, so hatte man hier keine besonders benannten Gestalten angeführt, sondern nur das allgemeine Wonnevolle dargestellt. Wenn auf der Schattenseite die Verdammniß auch dadurch bezeichnet war, daß jener namhaften Heroen jeder allein litt, sprach sich hier die Seligkeit dagegen dadurch aus, daß allen ein geselliger Genuß bereitet war.

Eine Mutter, von vielen Kindern umgeben, zierte den würdigen Grund, worauf der elysische Hügel emporstieg. Ueber ihn eilte den Berg hinan eine Gattin dem herabkommenden Gatten entgegen; ganz oben in einem Palmenlusthaine, hinter welchem die Sonne aufging, Freunde und Liebende im traulichen Wandeln. Sie wurden durch Kinder dargestellt, welche gar malerisch fernten. Den Farbenkreis hatte der Künstler über das Ganze vertheilt, wie es der Licht- und Schattenseite zukam."

Zum Andenken Schiller's und Iffland's, der am 22. Sept. 1814 gestorben war, wurden am 10. Mai die beiden letzten Acte der „Hagestolzen" nebst einem Nachspiel von Goethe und Peucer gegeben. Bis auf die letzte Rede, die von Madame Lortzing als Margarethe vortrefflich gesprochen wurde, fand das Nachspiel nur geringen Beifall. Den Schluß des Abends bildete, mit verändertem Epilog, die „Glocke."

Da schon seit längerer Zeit die Reisen nach Lauchstedt und Halle von einer Seite her mißfällig betrachtet worden, wußte man den Herzog zu dem Befehl zu bestimmen, inskünftige die Sommerreisen einzustellen und den Sommer über das weimarsche Hoftheater nicht zu schließen; nur der Antrag der erfurter Kaufmannschaft: die Hofschauspieler möchten in den Monaten Juli und August zwölf Gastvorstellungen geben, wovon jede mit 150 Thlrn. garantirt werden sollte, wurde höchsten Orts genehmigt. Da die Kosten jeder Vorstellung kaum 50 Thlr. betrugen, so erwuchs der Theaterkasse dadurch ein Vortheil von 1200 Thlrn.

Meine Beschäftigung beim Theater war, mein Alter in Erwägung gezogen, eine höchst günstige zu nennen.

Nach Stromeyer's Rückkehr von Paris nahm ich die Stelle eines zweiten Bassisten ein; im Schauspiel warf mich Goethe in allen Fächern herum; zumeist verwandte er mich als dritten Liebhaber. Nebenbei studirte ich für mich Don Carlos, Mortimer, Don Cesar &c., und Goethe erwies mir die große Gunst, daß ich ihm dann und wann Scenen aus diesen Rollen recitiren durfte. Frohen Muthes ging ich dann zu ihm, kam aber immer in sehr gedrückter Stimmung zurück, weil er fast mit Allem unzufrieden war. Mein Vater fand das aber ganz in der Ordnung, denn ich wäre ja zu solchen Aufgaben noch gar

nicht reif; er begriff Goethe's Geduld und Nachsicht nicht und meinte, ich hätte überhaupt gar kein Talent für Liebhaber. Solche Aeußerungen waren allerdings sehr niederschlagend für mich. In späterer Zeit erkannte ich freilich, daß beide Recht gehabt hatten.

„König Lear" sollte gegeben werden, aber der Schauspieler, der gewöhnlich den Grafen Kent spielte, war krank geworden und ich mußte für ihn eintreten. Voll Erstaunen empfing ich die Rolle von meinem Vater, der dabei sagte: „Goethe will einen Versuch mit Dir machen; solch eine Aufgabe ist einem Burschen in Deinem Alter noch nicht geworden." Und nun kam wieder das beliebte: „Nimm Dich zusammen!" Weder Goethe noch mein Vater nahmen sich beim Studium meiner an. Ei was! dachte ich, du willst den beiden Herren beweisen, daß du ebenfalls auf eigenen Füßen stehen kannst. Ich kam in die Probe, bei welcher der Meister gegenwärtig war, und hatte meine Rolle so gelernt, daß mir auch nicht ein Jota fehlte. Nach meiner Ansicht machte ich die Sache gut und erwartete ein „Nicht übel" oder „Gut" von des Meisters Lippen zu hören, aber weder ein: „Schlecht" noch „Gut" drang an mein Ohr. Ganz schlecht konnte meine Leistung nicht sein, das sagte mir die zufriedene Miene des Vaters. Ohne jegliche Bemerkung von Goethe über mein Spiel ging die Probe

der, worin nur, zur Belustigung aller, ein kleines
rmezzo vorkam.

Der Schauspieler nämlich, welcher den Haushofmeister
ellte und eben kein Licht war, trat bei den Schmähun-
welche Kent ihm zuschleudert, ganz entrüstet vor und
: „Aber Ew. Excellenz! ich kann mir doch vor dem
en Publikum von einem so jungen Menschen nicht
e Dinge sagen lassen?“ Eine Pause entstand, in der
alle lächelnd ansahen und die Goethe mit folgenden
ten unterbrach: „Dieser Einwurf hat allerdings,
man ihn vom menschlichen Standpunkt aus be-
tet, etwas für sich; wir wollen es überlegen. Einst-
n fahre man fort!“ Der Arme hatte wegen dieser
mheit lange Zeit zu leiden.

Den andern Tag wurde ich zu Sr. Excellenz be-
den. „Nun, siehst Du, mein Sohn“, sagte er, „gestern
Du mir bewiesen, daß Du Talent für das Charakterfach
Einen guten Liebhaber wirst Du in Deinem Leben
abgeben, denn Dein Organ entbehrt aller Weiche,
dazu gehört, aber Rollen wie Wallenstein und Götz
ten Dir, wenn Du in Deinem Fleiß und Eifer nicht
übest, in spätern Jahren gar nicht übel anstehen.“
Er entließ mich sehr wohlwollend und ich eilte freudig
ben davon.

Es wurden mir nun mehrere ältere Rollen zugetheilt,

durch einen Zufall auch der Illo in „Wallenstein's Tod"; Herr Wolff, der, seit er das Engagement für sich und seine Gattin nach Berlin mit dem Grafen Brühl abgeschlossen hatte, ein ganz Anderer geworden war und von seiner frühern Bescheidenheit und einschmeichelnden Liebenswürdigkeit keine Spur mehr zeigte, trat, wo er nur konnte, den Anordnungen der Direction hindernd entgegen. Er hatte Goethe schon oft ersucht, ihm die Rolle des Illo abzunehmen, aber Goethe war, namentlich wenn es ein Schiller'sches Stück betraf, was er stets mit den besten Kräften besetzte, unerbittlich. An dem Tage, wo „Wallenstein" gegeben werden sollte, ließ sich Herr Wolff krank melden. Ich wurde zu Goethe beschieden, dieser ging die Rolle mehrere Male mit mir durch, und abends spielte ich den Illo. Auch Madame Wolff griff zu solchen unkünstlerischen Mitteln, um unbequeme Rollen sich vom Halse zu schaffen. Natürlich lockerte sich dadurch das frühere freundschaftliche Verhältniß zwischen dem Wolff'schen Ehepaar und Goethe immer mehr.

Am 23. März 1816 beschlossen sie ihre Wirksamkeit bei dem weimarschen Theater und traten, ohne von dem Publikum besonders ausgezeichnet zu werden, beide in „Romeo und Julie" ab.

Fünfzehntes Kapitel.

rief Goethe's an meinen Vater über „Epimenides' Erwachen".
Aufführung des letztern auf der weimarschen Bühne.

Bis zu Ende des Jahres 1815 kam nichts Neues n Bedeutung aufs Repertoire. „Epimenides' Erwachen", lche Dichtung Goethe für Berlin zur Jahresfeier der lkerschlacht bei Leipzig geschrieben und am 30. März 15 dort gegeben worden war, konnte nicht, wie er genscht, am 18. Oct. desselben Jahres auf der weimaren Bühne zur Darstellung kommen und wurde erst am . Jan. 1816 zur Aufführung gebracht.

Für die Ausstattung hinsichtlich der Decoration, aschinerie und Costüme war das Möglichste gethan. ue Uniformen hatte man für die Armeen der Preußen, ssen und Engländer machen lassen; zum Glück trug s Militär damals noch keine Waffenröcke, sonst hätte : Theaterkasse sich bankrott erklären müssen. Goethe erwachte das Ganze mit unermüdlichem Eifer und war i den Proben äußerst sorgsam, besonders was die Gruppirungen betraf. Alle Augenblicke donnerte er ein „Halt!" n Darstellenden zu; dann hieß es: „Madame Eberein — gut!" „Madame Unzelmann, mehr vor!" — „Herr

Wolff, den Kopf mehr lauernd nach rechts gebogen, son gut!“ — „Herr Oels — sehr gut!“ — „Der darauf Fo gende — schlecht!“ und nun begann die Auseinandersetzun Es war eine Eigenheit Goethe's, den Schauspieler, m dem er unzufrieden war, niemals bei seinem Namen nennen; man konnte dies nun nehmen, wie man woll- als Rücksicht oder Kränkung. Mein Vater behaupte es sei das Erstere.

Das Gelingen dieser Darstellung lag Goethe se am Herzen, darum fanden lange vorher Vorbereitung statt. Im Sommer 1815 schrieb er von Wiesba an meinen Vater:

„Für so manche gute Nachrichten bin ich Ih werthester Genast, viel Dank schuldig, möge die Sommer alles recht erwünscht gehen! Meine danken sind auf Herbst und Winter gerichtet. nun der Feldzug so glücklich vorwärts schreitet das Beste zu erwarten ist, so wünsche ich, daß a bei uns Epimenides erwache und uns Freude bring

Wollen Sie wohl mit Herrn Geheimehof th (Kirms) überlegen, wie man sich mit Herrn Kap ll- meister Weber*) in Verhältniß setzt, um gegen bil ge Vergütung die Partitur zu erlangen. Besetzen kön en

*) Anselm Weber, Kapellmeister am königl. Hoftheate zu Berlin, welcher die Musik zum „Epimenides“ geschrieben hat

wir das Stück sehr gut; Herr Beuther wird uns an Decorationen nichts fehlen lassen und Ihre Sorgfalt würde über das Ganze hinaushelfen. Denken Sie doch darüber! Ich wünsche es zum achtzehnten October zu geben. Es scheint lange hin, will aber vorbereitet sein. Noch einige Zeit treffen mich Ihre Briefe hier. Da ich in die Nachbarschaften dringend und freundlichst eingeladen bin, kehre ich doch immer hierher zurück.

In dem bewußten Geschäft kennen Sie meine Wünsche. Auf welche Weise Sie denselben zu Gunsten wirken, soll durchaus meinen Beifall haben.

Wenn Sie mir mit umgehender Post schreiben, wie die Sache steht, werden Sie mich sehr verbinden.

Empfehlen Sie mich aller Orten und sagen mir etwas von den letzten Vorstellungen von Weimar und Erfurt.

Das Wetter ist nun wieder warm und bademäßig, mein getreuer, hart angegriffener Karl*) auch wieder auf gutem Wege, und so fügt sich's ja wohl, bis wir vergnüglich zusammentreffen.

Wiesbaden, den 15. Juli 1815.

Goethe."

*) Sein langjähriger Kammerdiener.

Der erste Act dieses Gelegenheitsspieles bewegt im Antiken und Allegorischen, erst im zweiten Act, der Jugendfürst erscheint, tritt die Handlung in Gegenwart und verschwistert sich am Schluß wieder der frühern. Bei dem Siegerzug trat zuerst Blüc mit der preußischen Armee auf, dann Schwarzenberg der Spitze der Oesterreicher, dann Wittgenstein mit Russen und endlich kam Wellington mit den Engländе Jede dieser Armeen bestand, außer den Feldmarschäl und einigen Adjutanten, aus zehn Mann Statisten — konnte das Publikum recht sehen, was dieser Kampf die Freiheit des Vaterlandes für Menschenopfer gekо hatte!

Aber Scherz beiseite, das Ganze war nach uns Verhältnissen würdig in Scene gesetzt und machte gut. Goethe's Ausspruch über Comparserie war: „T Wirklichkeit, die aus Hunderttausenden besteht, kann einem so engen Raume, wie die Bühne bietet, doch nic verkörpert werden; ob man da 10 oder 100 Mann scheinen läßt, bleibt sich gleich, man möge sich die Ande dazu denken."

Es versteht sich von selbst, daß jeder dieser Fel herren vom Publikum mit ungeheurem Jubel begrü wurde.

Sechzehntes Kapitel.

Reise nach Stuttgart. — Zusammentreffen mit dem König von Würtemberg.

Die Zeit war nun herangekommen, wo sich meine Stimme mehr entwickelt und den Klang eines Bariton angenommen hatte. Um sie tüchtig auszubilden, wurde beschlossen, mich einem anerkannten auswärtigen Meister zu übergeben. Goethe's Plan war, mich nach Italien zu schicken, mein Vater widerstrebte dem aber aufs entschiedenste, da er nicht hinreichende Mittel besaß, eine so kostspielige Reise zu bestreiten, und höhere Hülfe, wie Goethe sie in Vorschlag brachte, nicht erbitten wollte; es war eben sein Stolz, sagen zu können: Meine Kinder haben mir ihre Erziehung allein zu danken.

Nach reiflicher Erwägung schrieb mein Vater nach Stuttgart an den Kammersänger Wilhelm Häser, der als trefflicher und durch und durch gebildeter Musiker allgemein bekannt war; von diesem erhielt er eine

freundliche Zusage und so wurde meine Abreise nach Stuttgart auf Anfang Juli 1816 festgesetzt.

So sollte ich denn zum ersten Mal das väterliche Haus auf längere Zeit verlassen und allein in eine mir ganz fremde Umgebung treten; etwas bänglich war mi allerdings zu Muthe, aber mein Herz jauchzte doch au bei dem Gedanken, fremde Thäler und Berge kennen z lernen.

Alle Vorbereitungen zur Abreise wurden getroffe wobei hauptsächlich die liebende Hand der Mutter wa tete und mich mit allem Nöthigen reichlich versah.

Da ich zu dem Corps der Landsturmmänner gehör wurde natürlich die Uniform mitgenommen, um in Fremde zu den Vaterlandsvertheidigern gezählt zu w den. Sammtkragen und Aufschlägen noch einige gold Litzen, dem mächtigen Säbel ein goldenes Porteé beigefügt, und der Offizier war fertig.

Meinen Freunden und Bekannten sagte ich flüch Lebewohl; Goethe hatte mich mit Wohlwollen und ein Empfehlungsbrief an Cotta entlassen. Von meiner juge lichen Liebe, die mir durch das lauchstedter Abenteuer u ihre stete Zurückhaltung doch etwas gleichgültiger geword war der Abschied kühler, als man hätte erwarten dürf Um so wärmer war er von Vater, Schwester und M ter, die auf dem Sopha saß und bitterlich weinte,

es mir durchs Herz schnitt. Mit einem unbeschreiblichen Wehgefühl riß ich mich endlich aus ihren Armen; mein Vater und Schwager begleiteten mich zur Post, wo wir mit einem herzlichen Kuß und Händedruck schieden und ich die prächtige fürstlich Thurn- und Taxis'sche Postcarrosse, die mit großer Umsicht für die Bequemlichkeit der Passagiere eingerichtet war, bestieg.

Um den geehrten Lesern einen kleinen Begriff von dem damaligen Postwesen zu geben, will ich hier eine Beschreibung derselben folgen lassen.

Auf zwei mit Kuhhaaren gepolsterten, mit Leder überzogenen Bänken und halber Rücklehne, in Riemen hängend, konnten sechs Personen bequem Platz nehmen, wenn nämlich ihr Hüftenumfang das Maß von je fünfzehn Zoll nicht überstieg. Der Wagen war lang gestreckt, damit im Hintergrunde desselben das Gepäck aufgenommen werden konnte; wenn umgeworfen wurde, lief man weniger Gefahr, den Hals zu brechen, als von Koffern und Kisten todtgeschlagen zu werden. Das Gerippe des Verdecks war mit Segeltuch überzogen und äußerlich mit gelber oder auch grüner Oelfarbe angestrichen. Dieser Luxus wurde aber nur auf den Hauptstraßen entfaltet. Auf den Nebenstationen waren die Postbeförderungen weniger glanzvoll; sie bestanden aus Leiterwagen, auf denen zwei Breter mit Ketten befestigt waren, und ob-

dachlos fuhren die armen Passagiere dahin. Wenn man so ein Unglücklicher ins Wirthshaus kam und erschöpft und halbtodt auf den nächsten Stuhl hinsank, fragte der Wirth gewöhnlich: „Sie sind gewiß mit der ordinären Post gefahren? Ja, ja, das ist schrecklich! Da sind die neuerfundenen Gefängnisse mit den scharfen Latten nichts dagegen."

Um vier Uhr nachmittags setzte sich unsere Fahrmaschine in Bewegung und wir erreichten glücklich nach neun Uhr Erfurt, ein Weg, den ein leidlicher Fußgänger in vier Stunden zurücklegt; indessen tröstete ich mich mit dem Sprichwort: „Besser schlecht gefahren als gut gegangen."

Der Weg wurde mir aber doch nicht lang, denn mir gegenüber saß ein sehr hübsches Mädchen, das vielleicht einige Jahre mehr zählte als ich; und da Schüchternheit nicht zu meinen Haupttugenden und ich nicht zu den Menschen, die wie murrende Kater in der angenehmsten Gesellschaft dasitzen können, gehörte, so eröffnete ich sehr bald ein Gespräch mit dem lieblichen Schwarzkopf, aus dem mir ein paar wunderschöne blaue Augen entgegenblickten, und im Laufe desselben erfuhr ich, daß sie nach Würzburg zu einer Tante reise. „Ei", rief ich, „das trifft sich ganz prächtig. Mein Weg führt mich auch dahin!" Es schien ihr nicht unlieb zu sein, daß ich ihr

gefährte blieb. Wir schlossen uns aneinander an
nser Geplauder nahm fast kein Ende.

n Gotha angekommen, blieb die Post abermals sechs
den liegen, wir hatten also Zeit genug, uns die
t und ihre Umgebungen, sowie den nahen Inselsberg
trachten. Von dem Thüringer Walde, über den
tzt fuhren, konnten wir freilich nichts sehen, da wir
m zwölf Uhr nachts in Schmalkalden ankamen.
dortige lange Aufenthalt war für uns sehr erquick-
denn wir waren wie gerädert und jedes suchte
chnell ein Plätzchen, um einige Stunden ruhen zu
n.

ndlich, nach beinahe 48 Stunden, erreichten wir
ich Meiningen; dort aber sollte unser trauliches
mmenleben durch die trefflich eingerichtete Postver-
ng zerstört werden, denn zu unserm Schrecken er-
n wir, daß eine Beförderung nach Würzburg erst
zwei Tagen erfolgen würde. Dem lieben Kind
n die Thränen in den Augen, und auch mir war es
unbehaglich; das bewog mich, eine Gelegenheit nach
burg, die allerdings nur in einem Einspänner be-
, anzunehmen und meinem Schützling einen Platz
anzubieten, den sie mit Dank annahm, denn ihre
kasse schien eben nicht überfüllt zu sein.

Den andern Morgen fuhren wir bei dem schönsten

Wetter in einer allerliebsten Halbkutsche, deren Verdeck ich hatte zurückschlagen lassen, durch die idyllischen Umgebungen Meiningens nach Würzburg. Mit einer gewissen Verlegenheit nahm das liebliche Mädchen an meiner Seite Platz; es mochte ihr seltsam vorkommen, mit einem ihr doch noch fremden jungen Menschen so in die Welt hineinzufahren. Es war auch ein ganz eigenes Gefühl für mich, an der Seite dieses hübschen Mädchens zu sitzen, deren Wangen, so oft ich ihr still ins Antlitz sah, sich mit einer Rosenglut überzogen. Es war wahrlich ein reizendes Geschöpf, das der Zufall oder besser gesagt die treffliche Einrichtung der Thurn- und Taxis'schen Post unter meinen Schutz gestellt hatte; in ihrer freundlichen Dankbarkeit lag aber eine solche Sittigkeit, daß auch nicht ein unlauterer Gedanke in mir wach wurde, und auch sie mußte seit unserm Beisammensein bereits erkannt haben, daß ich nicht zu jenen unverschämten Burschen gehörte, die ein weibliches Wesen durch Zudringlichkeit in Verlegenheit bringen können.

So fuhren wir unter traulichem Gespräch durch die lachenden Fluren dahin, als wir einige Schritte von der Landstraße entfernt in der Nähe eines Dorfes ein Crucifix aufgestellt sahen, an dem ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren kniete und bitterlich weinte. Ich ließ halten, und da das Mädchen sich dadurch nicht in ihrem heißen

Gebet unterbrechen ließ, so stieg ich aus. Auf langes Befragen erst erfuhr ich ihr Leid, welches darin bestand, daß ihre Mutter und zwei ihrer Geschwister sehr krank daniederlagen, daß sie keinen Vater mehr hatte und kein Geld, um einen Doctor herbeizurufen. Augenblicklich gab ich dem Kinde, das so fromme Augen besaß, die jeden Verdacht des Betrugs unterdrückten, einen Gulden. Auch meine Reisegefährtin zog ihr Beutelchen, aber ich bat sie, mich ihren Seckelmeister machen zu lassen, und gab dem Kind noch einen Gulden. Im Weiterfahren sahen wir uns nach dem Kinde um: da stand noch das arme Ding, mit der einen Hand die Thränen trocknend, mit der andern uns Kußhändchen nachwerfend, dann lief es eilig dem Dorfe zu.

Nach diesem Act der Wohlthätigkeit wurde meine liebliche Gefährtin herziger gegen mich, und es entwickelte sich ein Gespräch zwischen uns, als ob wir schon alte Bekannte wären. Sie sagte, der Schmerz des Kindes hätte sie tief gerührt; sie wüßte, wie schrecklich es wäre, Vater und Mutter zu verlieren, denn auch sie sei eine Waise und reise jetzt zu ihren Verwandten nach Würzburg, um dort durch deren Vermittelung ein Unterkommen zu finden, da sie ganz unbemittelt sei. Bei ihrer Muhme könne sie nicht bleiben, denn diese sei selbst arm, aber der liebe Gott würde auch ihr Gebet erhören, wie er das des

armen Kindes erhört hätte, damit sie als ehrliches Mädchen durchs Leben gehen könne.

Von diesem Augenblick an wurde ich noch zarter gegen sie und verdoppelte meine Aufmerksamkeit.

Der Abend kam heran, und da Werneck nicht erreicht werden konnte, so mußten wir in einem Dorfe übernachten, dessen Wirthshaus gerade nicht einladend erschien und in dem wir nur eine Stube mit zwei Betten erhalten konnten, wodurch das Mädchen in nicht geringe Verlegenheit versetzt wurde, aus der ich sie sogleich zog, indem ich erklärte, in der Gaststube auf der Streu schlafen zu wollen. Sie wollte es durchaus nicht annehmen und meinte, für sie würde sich wohl noch ein kleines Kämmerchen finden; aber ich blieb bei meinem Entschluß. Nachdem wir auf ihrer Stube ein frugales Mahl eingenommen und einander gute Nacht gesagt, verfügte ich mich hinab in den schwefligen Pfühl, wo mein Lager, in Gemeinschaft mit meinem Kutscher und einigen Fuhrleuten, gerade nicht zu den angenehmsten gezählt werden konnte. Noch ehe die Sonne am Himmel erschien, war ich im Freien und badete mich in der frischen Morgenluft. Nach und nach wurde das Haus lebendig und auch mein lieblicher Schwarzkopf erschien am Fenster, mich aber nicht gewahrend, und ich hütete mich wohl, ihr einen „Guten Morgen!“ zuzurufen, denn mit aufgelöstem Haar,

das in reichster Fülle ihren schönen weißen Nacken umfloß, bog sie sich heraus, faltete die Hände und blickte zum Himmel. Es war für mich ein entzückendes Gefühl, dies fromme unschuldsvolle Gesicht zu betrachten. Um sie nicht in der Stube, wo sie geschlafen hatte, zu belästigen, ließ ich ihr durch die Dienstmagd sagen, daß sie, sobald sie reisefertig sei, herunterkommen möge, um mit mir in der Laube, die vor dem Wirthshaus stand, zu frühstücken. Vorher berichtigte ich unsere Rechnung. Auch das Mädchen zog vor unserer Abfahrt ihr Beutelchen, aber der Wirth erwiderte ihr: „Der Herr Bruder haben schon Alles bezahlt.“ Schüchtern und ohne ein Wort zu sagen, drückte sie mir die Hand.

Endlich lag sie vor uns, die prachtvolle Bischofsstadt, und voll Entzücken blickten wir hinab in das reizende Thal mit seinem belebten Fluß und seinen smaragdgrünen Weinbergen. Wir fuhren zunächst zu der Wohnung der Tante meiner lieben Reisegefährtin. Dort trennten wir uns mit einem herzlichen Blick und Händedruck, nachdem sie mir noch tausendmal für alles Gute, was ich ihr gethan, gedankt. Ich sagte ihr noch, daß ich sie den andern Tag besuchen würde, sie lehnte es aber ab und gab mir dafür das Versprechen, mich im Bairischen Hof, wo ich abstieg, aufzusuchen. Sie hielt auch Wort und kam den andern Tag, um mir nochmals zu danken

und mir zu sagen, daß sie nicht in Würzburg bei ihrer Muhme bleiben könne, diese ihr aber eine Stelle als Wirthschafterin in einem Gasthof zu Mergentheim verschafft hätte, die sie in einigen Tagen antreten werde. Nicht ohne Rührung sagten wir einander Lebewohl.

Im Bairischen Hof erwartete mich eine große Freude, denn ich fand daselbst meine Jugendgespielin, Corona Werner, die Tochter der unvergeßlichen Christiane Neumann. Aus dem reizenden Kind war ein bildschönes Weib und eine recht gute Sängerin geworden, was ich zu erkennen sogleich Gelegenheit fand, da sie in Würzburg Gastrollen gab und an dem Tage meiner Ankunft als Prinzessin von Navarra in „Johann von Paris" auftrat. Ein bedeutendes Schauspieltalent entwickelte sie nicht, auch war ihre Stimme, obwohl klangvoll, nicht sehr kräftig, aber sie war in guter Schule gebildet und ihr Erscheinen bezaubernd.

Nach des Vaters Bestimmung sollte sich mein Aufenthalt in Würzburg höchstens auf drei Tage erstrecken, doch ich dehnte ihn auf das Dreifache aus, um mit meiner Freundin länger zusammen zu sein; dann mußte ich ja auch das Theater, was unter der Leitung des Barons von Münchhausen zu jener Zeit recht brav war, näher kennen lernen und alle Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein nehmen. Besonders machte die katholisch-

kirchliche Pracht, die mir hier zum ersten Male entgegentrat, einen gewaltigen Eindruck auf mich.

Ich hatte meine Landsturmsuniform angezogen und stolzirte, das goldene Porteépée an dem mächtigen Säbel, durch die Straßen, hauptsächlich durch die, wo Posten standen, damit sie mir die militärischen Honneurs machten; auch mancher Offizier begrüßte mich mit „Herr Kriegskamerad". Du lieber Gott, leider hatten sich meine Heldenthaten nur auf Exerciren, Marschiren und kleine Manöver mit Platzpatronen beschränkt; ein einziges Mal hatten wir Kosacken, die in einem Dorfe bei Weimar arg hausten, zur Raison gebracht. Aber ich hütete mich wohl, die Ehre, für die Befreiung des Vaterlandes mit gefochten zu haben, von mir abzulehnen, die Eitelkeit und ein gewisses Schamgefühl verhinderten mich daran.

Ich führte in Würzburg ein Leben voller Freude. Endlich sah ich mit Schrecken, daß mein Reisegeld, das nach des Vaters Berechnung ganz gut bis Stuttgart ausgereicht hätte, bis auf wenige Gulden geschwunden war, was mich in nicht geringe Verlegenheit setzte. Meine Jugendgespielin konnte und wollte ich nicht anborgen, also faßte ich mir ein Herz und ging zu dem Baron von Münchhausen, an den mich mein Vater, der mit ihm befreundet war, empfohlen hatte. Dieser wackere Mann half mir auch bereitwillig aus der Noth, und so konnte

ich unbesorgt meine Reise nach Stuttgart fortsetzen, wo ich abermals eine Retourkutsche benutzte.

Früh um 4 Uhr holte mich mein Kutscher ab und hielt dann vor einem Hause an, das mir nicht unbekannt vorkam; zu meinem Erstaunen trat aus demselben meine liebenswürdige Reisegefährtin von Weimar heraus, die ebenso freudig überrascht schien, wie ich es war. Also führte uns der Zufall abermals, wenn auch nur bis Mergentheim, zusammen! Ich betrachtete es als einen Wink des Schicksals — da hielt der Wagen abermals, es stieg ein schäbiger Handelsjude ein und zerstörte meine schönen Hoffnungen. Gleich beim Eintritt rief er: „Kutscher, was soll das? Hab' ich doch gemiethet einen Platz im Fonds, und Se haben mer gesagt, daß ich haben soll den zweiten, und nu sitzt äne Mamsell druff!" Das Wort „Mamsell" brachte mich so in Harnisch, wie den Mercutio das „Harmoniren", und voll Ingrimm schnauzte ich den Juden an: „Sie werden doch nicht so frech sein zu verlangen, daß eine Dame rückwärts fahren soll?" Verlegen und ängstlich wollte das liebe Mädchen ihren Platz auf dem Rücksitz nehmen, aber ich bat sie, ganz ruhig sitzen zu bleiben. „Was? frech?" schrie der Kerl. „Kutscher, ich habe bezahlt mein Geld und verlange meinen zweiten Platz, oder geben Se mer meinen Gulden wieder." — „Kutscher!" donnerte ich, „hier ist der Gulden

fahren Sie zu!" — „Um Gottes willen, Herr Offizier!" — ich trug meine Uniform — jammerte der Kerl, „ich muß heute nach Ochsenfurt und kann's Rückwärtsfahren nicht vertragen!" Ich gebot dem Kutscher fortzufahren, denn ich gab ja sehr gern einen Gulden, um mit dem holden Mädchen allein zu sein; der Kutscher wollte dem eben nachkommen, als der Kerl ängstlich schrie: „Halten Se! halten Se! Gott der Gerechte! Ich will's versuche!" Nicht lange waren wir gefahren, so stöhnte er: „Gott, was werd mer so übel!" und dabei sah er leichenblaß aus. Alle Wetter! dachte ich, das kann eine saubere Geschichte werden! — und schnell wechselte ich meinen Platz mit dem seinigen und setzte mich meiner Schönen gegenüber, die sich ganz in die Ecke drückte, um jede Berührung mit dem schmuzigen Juden zu vermeiden. Nun wurde der Bursche gesprächig und that alle möglichen Fragen, die ich immer lakonisch beantwortete. „Sind Se auch mit im Krieg gewesen, Herr Offizier?" — „Ja!" — „Haben Se auch de große Batallge bei Leipzig mitgemacht?" — „Ja!" — „Gott der Barmherzige! so jung un schon so ene große Batallge mitgemacht! Se sollen aus tausend Kanonen geschossen haben?" — „Aus zweitausend!" — „Gott! was muß das für ä Gebummer gewesen sein!" Der Kerl wurde mir immer unerträglicher. Ich und mein liebliches Gegenüber athmeten freier auf,

als er in Ochsenfurt ausstieg, sich seinen Quersack geben ließ mit den Worten: „Abraham sei mit Ihnen!“ sich empfahl. Ich setzte mich wieder an die Seite des Mädchens, und unsere Unterhaltung wurde so innig und lebhaft, daß man hätte für Liebesleutchen halten können. Doch blieb ihr Benehmen so jungfräulich und sittsam als vorher, und erst auf langes Bitten gewährte sie mir kurz vor Mergentheim einen Kuß.

Obgleich der Kutscher in dem Gasthof, wo sie als Wirthschafterin künftig walten sollte, Mittagsrast hielt, nahmen wir doch, ehe wir dort vorfuhren, mit tiefer Betrübniß voneinander Abschied.

Bei ihrer Ankunft wurde sie von dem Wirth, der ein angehender Vierziger sein konnte, freundlich empfangen. Ich hatte so viel Takt, dem Mädchen oberflächlich Adieu zu sagen, was sie mir mit einem innigen Blick dankte.

Unser Aufenthalt daselbst dauerte über zwei Stunden, aber das Mädchen kam nicht wieder zum Vorschein, und meine Hoffnung, sie nochmals zu sehen und zu sprechen, blieb unerfüllt.

Der Herr Wirth, welcher ein recht ehrlich schwäbisches Gemüth zu sein schien, war sehr rührig und gesprächig bei Tische, und so erfuhr ich denn auch, daß er Witwer sei; dadurch wurden allerhand Gedanken in mir wach, die mich sehr verdrießlich machten. Ehe das M

tagsmahl geendet war, stand ich auf und durchspähte alle Räume des Flurs, in dem festen Glauben, daß sie ebenfalls Gelegenheit nehmen würde, mich nochmals zu sehen, jedoch vergebens. Voll Unmuth bestieg ich den Wagen, nahm aber meinen Platz rückwärts, um das Haus im Auge zu behalten und die Fenster beobachten zu können, denn ich konnte mir gar nicht denken, daß sie mich so theilnahmlos dahinziehen lassen würde. Und ich hatte mich nicht getäuscht. Im zweiten Stock öffnete sich ein Fenster, was wahrscheinlich zu ihrem Stübchen gehörte, und weinend sah das liebe Mädchen auf mich herab, mir nickend und Kußhändchen zuwerfend, wie damals das Kind an der Landstraße; ich that das Gleiche und rief ihr zu: „Auf Wiedersehn bei meiner Rückreise!“ Ein Strahl der Freude flog über das liebliche Gesicht. Mein Weg in die Heimat zurück führte mich leider über Frankfurt, aber wir sollten doch im Leben noch einmal zusammenkommen, wenn auch unter ganz andern Verhältnissen.

Als ich sechs Jahre später, 1822, von Leipzig mit meiner Frau und Schwägerin eine Kunstreise nach Stuttgart machte, ließ ich, da ich meiner Frau dies kleine Abenteuer aus meinem Junggesellenstand mitgetheilt hatte, den Postillon vor dem Gasthof in Mergentheim halten, um mich nach dem lieben Mädchen zu erkundigen, und fand sie als Frau Wirthin, Gattin und

Mutter. Sie empfing mich mit einem Freudenschr[redacted] und gab mir vor ihrem Manne einen herzlichen Ku[redacted]. Jedenfalls hatte sie ihm unsere gemeinschaftliche Rei[redacted] und mein Betragen dabei erzählt, denn auch er begrüß[redacted] mich mit großer Herzlichkeit. Sie brachte einen prächtig[redacted] Knaben von vier und ein liebliches Mädchen von zwei Ja[redacted] ren herbei, Glück strahlte aus ihren schönen blauen Aug[redacted] Natürlich unterließ ich nicht, sie, ihren Mann und die K[redacted] der auch meiner Familie vorzustellen. Sie reichte mei[redacted] Frau, die sie freundlich begrüßte, die Hand in den [redacted] gen und sagte: „Was ist Ihr lieber Mann früher [redacted] mal so gut gegen mich gewesen, das werde ich in mein[redacted] Leben nicht vergessen!" Die guten Leute wollten [redacted] gar nicht fortlassen, aber da die Pferde schon gewech[redacted] waren, mußte geschieden sein.

Es war doch ein recht wohlthuendes Gefühl für m[redacted], sagen zu können: Wie ganz anders würde der Empf[redacted] dieser Frau gewesen sein, wenn du zu jener Zeit in ihrer [redacted] drückten Lage dich unbescheiden gegen sie benommen hätt[redacted]

Mein guter Lohnkutscher nahm sich Zeit und wir [redacted] reichten Küngelsau, ein kleines Fabrikstädtchen im J[redacted] kreise, erst spät abends, wo wir in der Glocke bei He[redacted] Glöckner, so hieß der Mann, übernachteten. Ich [redacted] ganz erstaunt, als ein Kellner, mit einem silbernen A[redacted] leuchter bewaffnet, mich in ein Zimmer der ersten Et[redacted]

führte, welches mit Mahagonimöbeln, von dem schwersten seidenen Stoff überzogen, gestickten Vorhängen, Parquetboden ꝛc. aufs eleganteste ausgestattet war, und bereitete mich vor, gehörig zahlen zu müssen, da auch Abendessen, Bett, Frühstück und Bedienung nichts zu wünschen übrig ließen, fand aber zu meiner nicht geringen Verwunderung gerade das Gegentheil, denn meine ganze Rechnung betrug 1 fl. 20 kr.

Diese prachtvolle Einrichtung der ersten Etage, welche aus sechs Zimmern bestand, stammte von Friedrich I. von Würtemberg her, der sie dem Wirth geschenkt, als er dessen Gasthof nicht mehr als Absteigequartier benutzte.

Der Weiber von Weinsberg wurde nur im Vorbeifahren gedacht und in Heilbronn in der Goldenen Sonne übernachtet. Da wir frühzeitig dort ankamen, besah ich mir den Thurm, in dem man Götz von Berlichingen gefangen gehalten hatte, ein kleines Kämmerchen, kaum sieben Fuß hoch, aber mit einer reizenden Aussicht auf den Neckar. Da hatte also vor beinahe 300 Jahren der Mann gesessen, dessen Namen Goethe mit unauslöschlichen Zügen in die Weltgeschichte eingetragen hat. Den folgenden Tag besuchte ich auch das Rathhaus und las den Absagebrief von Franz von Sickingen und den des Götz an die Rathsherren von Heilbronn. Beide Briefe hat Goethe in der Gerichtsscene seines Dramas benutzt.

Zwischen Ludwigsburg und Stuttgart rief mir de Kutscher zu: „Jetzt müsse Se aussteige. Da komm Se. Majeschtät der König!“ Curiose Zumuthung, dach ich; aber dennoch stieg ich aus und stellte mich, militärisc grüßend, parademäßig hin. Vier Gardes-du-Corps ritte im scharfen Trabe voraus, dann folgte ein vierspännig Wagen, worin Se. Majestät und, wie mir dann de Kutscher sagte, Graf Dillen saß; an jedem Schlag ri ein Offizier, und dann kamen wieder vier Gardes-d Corps. Als ich eben wieder einsteigen wollte, kam ein von den Offizieren herangesprengt. „Was ischt das fi Uniform?“ fragte er. — „Weimarsche Landsturmuniform erwiderte ich. — „Wie heiße Sie und wo komme Sie her — „Ich heiße Genast und komme von Weimar, habe mi dem Theater gewidmet und gehe jetzt nach Stuttgart, u bei dem Kammersänger Wilhelm Häser Unterricht im G sang zu nehmen.“ — „Das ischt recht! Grüß Gott und damit sprengte er von dannen. Wetter! das w kurz und bündig, dachte ich; aber die Folge dieses Z sammentreffens war, daß ich freies Theater, einen Pla wenn Oper in Ludwigsburg war, in einem dahin fahrend Hofwagen erhielt und bei den Hofconcerten mich unter Musiker mischen durfte.

Siebzehntes Kapitel.

Mein Aufenthalt in Stuttgart. — Eßlair. — Die Catalani. — Der Freund Häser's. — Die Töchter meiner Wirthin. — Rückreise über Frankfurt am Main. — Geheimrath Willmers. — Scene bei der Aufführung des „Tell" im dortigen Theater.

Mein erster Gang in Stuttgart war zu meinem künftigen Lehrer Häser. Er und seine treffliche Gattin nahmen mich so herzlich auf, daß ich bald wie zur Familie gehörte. Zunächst führte mich mein Lehrer zu einer Pfarrerswitwe, die, in einer kleinen Gasse wohnend, eine Stube zu vermiethen hatte. Es war allerdings nur ein Stübchen zu nennen, in welchem ein Bett, ein Waschtisch und zwei Stühle standen und höchstens meine beiden Koffer und ein Klavier Platz finden konnten.

Das einzige Fenster, welches dieser Salon hatte, mündete in des Nachbars Hof und befand sich unglücklicherweise gerade über der Düngerstätte, sodaß man, um frische Luft einzulassen, die Thüre öffnen mußte.

Bei der Besichtigung dieses Feentempels sah mich

mein Lehrer fragend an, aber ich war ganz zufrieden damit, denn ich hatte ja in diesem kleinen Raum nichts weiter zu thun, als meine Singübungen vorzunehmen, hier und da einen Brief zu schreiben und zu schlafen; auch hatte mich meine Wirthin freundlichst eingeladen, sie, so oft ich nur wollte, zu besuchen, wovon ich sehr gern Gebrauch machte, da unter den vier Töchtern, die sie besaß, eine besonders hübsch war.

Sofort wurden meine Sachen aus dem Wirthshaus Zum wilden Mann herbeigeschafft. Als meine kleine Einrichtung in Ordnung war, eilte ich fort, um die Haupt- und Residenzstadt Würtembergs in Augenschein zu nehmen. Das Schloß mit seiner kolossalen goldenen Krone, vor dem vier berittene Gardes-du-Corps Wache hielten, die Eberhardsburg, das alte Schloß genannt, in dem man bis unter das Dach zu Pferde gelangen konnte, der große Paradeplatz und das Theater, Alles das machte einen gewaltigen Eindruck auf mich, und wie ein Träumender lief ich Tage lang umher.

Vor allem zog mich aber doch das Theater an, denn mein Lehrer war als Sänger ganz vortrefflich und zudem ein gewandter Schauspieler, in Eßlair aber lernte ich einen dramatischen Künstler kennen, wie ich noch keinen gesehen. Dieses prachtvolle sonore Organ, diese imponirende Gestalt, diese Mimik und Plastik und die Harmonie,

die das Ganze durchwehte, waren wahrhaft bezaubernd. Obgleich sehr tüchtige Kräfte neben ihm standen und mit ihm wirkten, so ragte doch Eßlair nicht allein körperlich, sondern auch künstlerisch über alle empor. Sein Wallenstein, Tell, Philipp im „Don Carlos“, Hugo in der „Schuld“, Kriegsrath Dallner, Otto von Wittelsbach und besonders in plastischer Hinsicht sein Metellus im „Regulus“ werden mir unvergeßlich bleiben. Wenn er eine dieser Meisterrollen gespielt hatte, war ich von Entzücken und Bewunderung so hingerissen, daß ich mich gewöhnlich an die Thür hinstellte, wo er herauskommen mußte, und ihm dann wie ein junger Pudel nachlief, da ich es nicht wagte ihn anzusprechen; und doch gehörte es zu meinen innigsten Wünschen, diesem großen Mann näher treten zu dürfen. Allein mein Lehrer wich meiner Bitte, mich ihm vorzustellen, immer aus. Endlich fand sich doch die Gelegenheit, wo er mein sehnliches Verlangen befriedigen konnte; aber wie ganz anders fand ich ihn als Menschen; als solcher machte er auf mich durch sein kühles, steifes Wesen sogar einen unangenehmen Eindruck. Mit einem stolzen Kopfnicken und ungeheurer Vornehmthuerei fragte er mich: „Sie sind ein Schüler Goethe's?“ Nachdem ich dies bejaht hatte, fuhr er fort: „Spielt Herr von Goethe noch immer Schach mit seinen Schauspielern?“ Ich wußte gar nicht, was er meinte, und sah ihn fragend

an. „Nun, ich meine, ob sie noch immer da stehen müssen, wo er sie hinstellt? Mich sollte er nicht matt machen! Als König würde ich mich vor seinen Bauern in Sicherheit zu bringen wissen!“ Nach diesen Worten nickte er wie vorher und wandte sich von mir. Ich stand ganz verblüfft da, denn diese Arroganz überschritt doch alle Grenzen. Dasselbe Betragen beobachtete er auch gegen seine Collegen und machte sich dadurch nur Feinde. „Siehst Du, mein lieber Eduard“, sagte Häser, „nun hast Du außer dem großen Künstler auch den liebenswürdigen Menschen kennen lernen. Ich habe darum mit dieser Vorstellung so lange gezögert, weil ich Dir Deine Illusion nicht nehmen wollte.“ Aber als ich ihn wieder auf der Bühne sah, vergaß ich doch alle Impertinenz und Schroffheit.

Im Jahr 1816 war Eßlair noch frei von aller Manier und überließ sich seinem glücklichen Naturell, wodurch er stets das Rechte traf; alle seine Darstellungen waren von erschütternder Wahrheit. Erst in spätern Jahren, als er in Paris öfters das Théâtre français besucht und dort die schauerliche Unnatur, eine Rede bis zum höchsten Pathos zu steigern und dann die letzte Phrase tonlos herzuplappern, kennen gelernt, war er verblendet genug, diese Fratze in seinen Meisterrollen anzuwenden. Das deutsche Publikum war bisher gewöhnt, die letzten Worte oder Verse besonders hervorgehoben zu hören; Eßlair

that von nun an fast bei allen solchen Stellen das Gegentheil und machte natürlich bei dem befangenen Zuschauer den außerordentlichsten Effect damit.

Nicht weniger nachtheilig war für ihn, daß einst ein alberner Recensent, um sich selbst eine tiefe Urtheilskraft beizulegen, von ihm schrieb: „Dieser große Meister spricht kein Wort, was er vorher nicht reiflich überlegt hat." Dieser Ausspruch schmeichelte Eßlair's Eitelkeit so, daß er nun wirklich zu klügeln und zu deuteln anfing und dadurch die sonderbarsten Auffassungen zu Tage brachte, die von Tieck und andern bedeutenden Männern mit Recht getadelt wurden.

Im Jahre 1822 ward er vom Hofrath Küstner zu einem Gastspiel nach Leipzig berufen. Wie freute ich mich, ihn wieder zu sehen, denn seine Meistergebilde standen ja noch so lebhaft vor meiner Seele! Aber mit tiefer Betrübniß mußte ich sehen, welche Schlacken der Unnatur sich an dies so reine Gold gehängt hatten. Nur sein Kriegsrath Dallner und Otto von Wittelsbach standen in ihrer ursprünglichen Wahrheit da. Abgesehen von diesen Abnormitäten blieb er doch der erste Schauspieler in diesem Fach und hat noch bis heute keinen ebenbürtigen Nachfolger erhalten.

Ich machte bald Bekanntschaft unter den Mitgliedern des stuttgarter Theaters, und unser Treiben beschränkte

sich nicht blos auf gesellige Vergnügungen und Wirthshausleben, sondern es wurde viel über dramatische Kunst, Musik und Literatur gesprochen; in allen diesen Branchen stand ich gegen sie noch zurück. Mein trefflicher Häser, dem die deutsche wie italienische Literatur zu Gebote stand, war auch hierin mein Lehrer. Seine Compositionen von Arien und Liedern athmeten Wärme und Leben, und wie mächtig er der italienischen Sprache war, beweist, daß er es unternommen hatte, den „Don Carlos" in dieselbe rhytmisch zu übertragen, worüber sich Sachverständige, zu denen ich allerdings nicht gehörte, höchst günstig aussprachen.

Daß ich das Theater niemals versäumte, war ganz natürlich, aber ich war auch gewöhnlich der Erste, der durch die Parterrethüre schritt, um ja einen guten Platz zu erhalten. Einige Gebräuche, die hier stattfanden, waren mir neu. Sobald der König erschien, mußte sich das Publikum erheben. Das war ich zwar schon von Weimar aus gewohnt, daß sich beim Erscheinen der Herzogin Louise die Personen des ersten Rangs, des Parket und Parterre erhoben, hier aber erstreckte es sich diese Sitte bis auf den letzten Platz. Das gab denn allemal einen Heidenspektakel, der aber höchsten Orts, wie man mir sagte, nicht ungnädig vermerkt wurde; und zu diesem Lärm, der auch stattfand, wenn die Vorstellung bereits begonnen hatte, gesellten sich

noch Pauken und Trompeten. Die Handlung auf der Bühne wurde natürlich unterbrochen und nahm erst ihren Fortgang, sobald der König Platz genommen. Ferner durfte niemand applaudiren, bevor nicht letzterer das Zeichen gegeben hatte.

Ein Schauspieler, der ausgezeichnete Komiker Vinzenz, war ein besonderer Liebling des Königs und durfte sich daher Vieles auf der Bühne erlauben. Folgende Episode wurde mir von ihm erzählt.

Einst erhielt der König einen eiligen Brief in der Hofloge, den er rasch erbrach und las. Vinzenz, der mit einem Mitspieler auf der Scene eben in der Action war, bemerkt es, unterbricht die Handlung und stellt sich, den König fixirend, unter dessen Loge. Die Stille fällt dem hohen Herrn auf, er blickt herab auf die Bühne und sieht in das dummlächelnde Gesicht von Vinzenz, der ihm ganz gemüthlich zuruft: „Geniren sich Ew. Majestät nicht! Wir brauchen uns hier unten nicht zu übereilen und können warten!“ Der König lachte von ganzem Herzen über seinen Spaßmacher und schickte ihm nach der Vorstellung ein Dutzend Flaschen Wein und 10 Fl. Vinzenz war in seinem Fach sehr bedeutend, aber als würtemberger Kind hatte er einen geringen Gehalt, von dem er mit seiner Familie nur knapp leben konnte; aus diesem Grunde stellte er sich bei Jahrmärkten in die Bude

seiner Frau, die Putzmacherin war, und pries mit allerhand Witzen und Späßen deren Waaren an.

Ein hoher Genuß wurde mir durch Gerstecker's Gastspiel zu Theil, der gewiß zu jener Zeit der beste lyrische Tenor der deutschen Bühne und dabei ein höchst ansprechender Schauspieler war. Zu seinen Glanzrollen durfte man wohl den Tamino, Belmonte, Sargino, Murney und Johann von Paris zählen.

Kurze Zeit darauf kam die Catalani und sang zunächst in einem Concert bei Hof, dann gab sie ein gleiches im Theater, wo die Einnahme, die ihr unverkürzt gelassen wurde, 1000 Fl. betragen haben soll; außerdem erhielt sie vom König 400 Dukaten. In dem Hofconcert spielte zum ersten Mal auch Hummel, der als Kapellmeister engagirt worden war. Da hatte ich das Glück, die zwei größten musikalischen Celebritäten von ganz Europa zu hören. Mein Lehrer, der in dem Concert nicht beschäftigt war, stand neben mir und äußerte sich ungefähr folgendermaßen: „Siehst Du, das ist nun die weltberühmte Sängerin, die von der Natur dreizehn mächtige klangvolle Töne erhalten, vom untern gestrichenen h bis zum g, denn was darüber hinausgeht, steht in keiner regelrechten Verbindung mit den Mittelregistern. Ihre Coloratur ist nicht perlenartig, sondern sie überstürzt dieselbe, wie man mit einem Stäbchen über

eine Strohfidel fährt; ihr Triller gleicht einer Vibration zwischen zwei halben Tönen, wovon der eine viel stärker hervortritt als der andere, oder er artet in kleine Terzen aus; ihre chromatische Tonleiter ist unsauber, denn sie überspringt öfters in einer Octave ein bis zwei Intervalle, dafür aber schlägt sie in einer rasenden Schnelligkeit jeden Ton zweimal an, was ihr schwerlich eine Andere nachmachen wird. Dieses Manöver, womit sie den Laien verblüfft, hat einen klugen Recensenten verführt, den Ausspruch zu thun: die Catalani mache die chromatische Scala in Vierteltönen.. Was man an ihr bewundern muß, sind die dreizehn Töne, die sie in höchster Vollendung zu einer ungeheuern Kraft, ohne den Wohllaut zu verlieren, ausgebildet hat. .Sie steht in ihrer Kunst bei weitem nicht so hoch wie Hummel in der seinen. Das ist ein Meister auf seinem Instrument, wie es in Europa keinen zweiten gibt! Der weiß das Herz zu erwärmen!"

Mein Lehrer hatte Recht. Ich war ebenfalls entzückt über Hummel's Spiel, während ich die eminente Stimme der Catalani bewundern mußte, die beispiellose Fertigkeit aber nur anstaunen konnte. In dem Theaterconcert trug sie zum Schluß „God save the king" vor und übertönte mit ihrer gewaltigen Stimme einen Chor von fünfzig Personen.

Bei Häser hatte ich Gelegenheit, einen höchst interessanten Mann kennen zu lernen, den Artillerie-hauptmann F., der in früherer Zeit mit Häser engagirt und zuletzt am Kärntnerthor in Wien als erster Tenorist angestellt war. Die Lust zum Gesang war in ihm noch unerstorben und Häser's Bitten und die meinen bewogen ihn, „Dies Bildniß ist bezaubernd schön" uns vorzu-tragen. Da hörte ich, was für ein Sänger er gewesen sein mußte, denn sein Vortrag war herrlich und seine Stimme noch schön. Wenn das Alles sich so verhielt, was mir über seinen Lebenslauf mitgetheilt wurde, so hatte dieser liebenswürdige treffliche Mann ein ganz sonderbares Schicksal gehabt.

In Wien hörte ihn der damalige König von Württem-berg, dem er sehr gefiel. Durch Zufall erfuhr der hohe Herr, daß dieser beim Publikum so sehr beliebte Sänger ein geborener Würtemberger sei. Sofort ließ ihm der König bei seinem Hoftheater ein Engagement anbieten, und zwar als zweiter Tenor, da Krebs erster war. Da F. diesen Antrag ablehnte, so wurde er ohne weiteres in der Nacht aufgehoben, in einen Wagen gepackt und nach Stuttgart, mit dem Befehl, sich bei dem dortigen Intendanten zu melden, transportirt. Er kam, dort angelangt, diesem Befehle nach und machte dem Intendanten, der schon die Instruction, im Namen des

igs ein Engagement mit F. abzuschließen, bekommen
:, seine Aufwartung. F. aber war ein willens-
:iger Mann und erklärte dem Intendanten auf das
hiedenste, daß er die Bühne in Stuttgart niemals
eten werde. Was war da zu thun? Die Ankunft des
igs mußte abgewartet werden. Als diese erfolgte
F., trotz aller Ermahnungen, dennoch bei seiner
igerung blieb, so wurde er als Soldat eingestellt,
: wegen seiner wissenschaftlichen Bildung an die Ar-
:rie abgegeben. Seine imposante und schöne Persön-
keit, die Kenntnisse, die er sich auch in den Kriegs-
enschaften bald erwarb, und seine Tapferkeit, die er
das hervorragendste im Freiheitskampfe bewiesen,
erten ihn von Stufe zu Stufe, sodaß er am Schluß
er militärischen Laufbahn eine der höchsten Würden
ahm und endlich als Gesandter bei einer europäischen
ßmacht accreditirt wurde.

Meine stuttgarter Theaterfreuden sollten bald ein
e haben. Friedrich I. von Würtemberg starb; mit
em Tode hörten alle Kunstgenüsse und Lustbarkeiten
Nicht allein, daß ich so Vieles entbehrte, was zu
ner fernern Bildung nöthig war, ich wurde dadurch
zu größern Ausgaben verleitet, weil ich meine
nde, statt im Theater, in einer Wein- oder Bierkneipe
rachte. Letzteres war noch anständiger, denn es

existirten zu jener Zeit nur zwei Bierhäuser, während es Weinkneipen die Hülle und Fülle gab, die meist von den untern Volksklassen besucht wurden. Cotta, der mein Zahlmeister war, kanzelte mich wegen meiner Verschwendung im Namen Goethe's und meines Vaters gehörig ab.

Da ich Komödien nicht mehr sehen konnte, so spielte ich deren selbst welche vor, und zwar meiner Wirthin und ihren liebenswürdigen Töchtern, von welchen die jüngste mein besonderes Wohlgefallen erregt hatte.

In der Hoffnung, an einem oder dem andern Theater zum Gastspiel zu gelangen, was schon in Stuttgart sich realisirt hätte, wenn die Landestrauer nicht eingetreten wäre, hatte ich meine Theatergarderobe mitgenommen. Diese wurde abwechselnd angezogen und in der Pfarrerin großer Stube Scenen aus „Don Carlos", „Maria Stuart" und der „Braut von Messina" den jungen Damen vorgespielt; öfters wurden sogar noch einige junge Freundinnen zu diesen theatralischen Genüssen eingeladen. Die Mädchen blieben stets ein dankbares Publikum und behaupteten, daß ich zum Liebhaber geboren sei, was Goethe doch ganz in Abrede gestellt hatte. Wenn meine Kunstleistungen beendet waren, folgte ein frugales Mahl, das Frohsinn und Tändeleien würzten.

Die Mädchen spielten mit dem neunzehnjährigen, bartlosen Jüngling wie mit ihrer Puppe und duldeten niemals, daß ich meine Rittercostüme mit meinem bürgerlichen vertauschte, sondern als Don Carlos, Cäsar oder Mortimer mußte ich an ihrer Seite Platz nehmen.

Nach Tische griff man zu Gesellschaftsspielen, bei denen sich die Mama stillschweigend in ihr Kämmerlein zurückzog; den Schluß derselben bildete stets das beliebte Pfänderspiel. Da war ich nun recht Hahn im Korbe weil kein anderes männliches Individuum mir den Rang streitig machen konnte. Die geistigen Themen des Spiels waren bald erschöpft und „Ich stehe hier und schneide Schinken" oder „Ich stehe hier und schneide Speck" kamen an die Reihe. Es waren für mich in jeder Beziehung höchst angenehme Abende.

Da durch Schließung des Theaters mein Lehrer von allen Geschäften bei demselben befreit war, widmete er mir täglich mehrere Stunden. Die Beweglichkeit meiner Stimme hatte so erfreuliche Fortschritte gemacht, daß ich jede beliebige Coloratur, wie Triller und Läufer, schulgerecht ausführen konnte, und Partien, wie Don Juan, Figaro und andere wurden neu einstudirt.

Die Zeit meiner Rückreise nach Weimar kam endlich heran, und obwohl ich mich namenlos freute, Vater und Mutter wiederzusehen, so that es mir doch innig weh,

von meinem lieben guten Häser und seiner trefflichen Familie zu scheiden. Der Abschied war sehr betrübt und reichliche Thränen flossen auf beiden Seiten. Auch meine Wirthin und ihre Töchter waren voll Wehmuth.

Ich nahm meinen Weg über Frankfurt a. M., weil Goethe mir für dort einen Empfehlungsbrief an den Geheimrath Willmers geschickt hatte, was mir höchst erwünscht war, da ich dadurch Gelegenheit fand, diese langjährigen Freunde Goethe's kennen zu lernen.

Mein erster Gang in Frankfurt war dahin gerichtet; ich gab meinen Brief ab, wurde in ein elegantes Zimmer geführt, und eine kleine Dame mit geistreichem Gesicht, zierlich von Gestalt, empfing mich auf das freundlichste. Das war also die Frau, mit der Goethe seit langer Zeit in vertrautestem Briefwechsel stand; man sagt, daß diese Briefe nach Goethe's Tode verbrannt worden seien. Unsere Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um Goethe, und manche kleine Vorkommnisse in seinem Hause und bei den Proben, die ihr noch unbekannt waren, schienen sie außerordentlich zu amüsiren. Schließlich sang ich ihr noch seine neuesten Lieder, von Moltke componirt, vor und ward dann von ihr auf den folgenden Tag freundlichst zum Mittagessen eingeladen. Auch der Geheimrath war sehr wohlwollend gegen mich und gab sich ganz besondere Mühe, mir ein Gastspiel bei dem frankfurter

Nationaltheater auszuwirken; allein der Director Ihle, der das entscheidende Wort dabei zu sprechen hatte, war eine zähe Natur, und ich mußte, ohne meinen Zweck zu erreichen, abreisen.

Das Theater in Frankfurt besaß damals noch bedeutende Kräfte: Weidner, Werdy und seine Frau (frühere Bohs), Otto, Frau von Busch, Heigel ꝛc. Das „Opferfest“, die „Mündel“ und „Wilhelm Tell“ hatte ich Gelegenheit zu sehen.

Die Oper stand, das Orchester ausgenommen, gegen das Schauspiel zurück. Die „Mündel“ waren, namentlich in den Hauptrollen, eine vortreffliche Darstellung, aber im „Tell“ sollte ich Zeuge einer Scene werden, wie sie in den Theaterannalen noch nicht dagewesen ist und gewiß auch nie wiederkommen wird.

Im vierten Act, wo Attinghausen eben verschieden ist und Rudenz nach dem Glockenläuten mit den Worten „Lebt er?“ hereinzustürzen hat, erschien dieser nicht. Die Schauspieler sahen sich verlegen um und an; hinter den Coulissen hörte man rufen; das Publikum wurde unruhig und fing an zu murren und zu lachen; endlich, nach einer Pause von drei bis vier Minuten, stürzte der sehnlichst Erwartete heraus und wurde natürlich mit Pfeifen und Pochen empfangen. Er trat vor und entschuldigte sich mit der Bemerkung, daß ihm das Stichwort nicht gebracht

worden sei, Madame Werdy aber, welche die Hel-
spielte, behauptete das Gegentheil, und nun entspann sich e-
Streit zwischen beiden, der von dem Publikum mit La-
chen, Pfeifen und Pochen begleitet wurde. Als der Skan-
dal seinen Höhepunkt erreicht hatte, stand Weidner (Altin-
hausen) von den Todten wieder auf, schritt gravitätisch b-
nahe an die Lampen vor und sagte im großartigsten Pa-
thos: „Ich will das verehrte Publikum über diesen Fall
aufklären. Das kommt daher, weil die Proben mit der
größten Unordnung und Nachlässigkeit zur Schmach un-
serer Kunstanstalt abgehalten werden! Unsere beiden
Regisseure (Otto und Werdy) haben weder die Kennt-
nisse noch den Fleiß für solch ein Amt!" — „Herr!" schrie
Werdy, „wie können Sie sich unterstehen, so" — „Lassen
Sie mich ausreden, Herr Werdy!" unterbrach ihn Weid-
ner. Ganz laut sagte Frau von Busch, die in der Prosce-
niumsloge im zweiten Rang saß: „Nein! das ist doch
ein wahrer Skandal!" — „Madame!" donnerte Weidner
hinauf, „Sie haben hier gar nicht mitzureden. Damit
das verehrte Publikum sich überzeuge, an wem die Schuld
dieser Störung gelegen hat, werde ich noch einmal ster-
ben!" Und richtig! Er trat zurück und recitirte seine
letzte Rede ebenso meisterhaft wie vorher, sodaß das
Publikum abermals in einen Sturm von Applaus aus-
brach. Weidner gehörte gewiß zu den genialsten Schau-

pielern jener Zeit. Die Vorstellung endigte ohne weitere Unterbrechung.

Ich muß hier noch einen Mann erwähnen, den Musik-directector Schmidt, den ich leider, als ich meinen Besuch machte, schon erkrankt fand und der bald darauf starb. Obgleich er kein Virtuos auf irgend einem Instrument war, wußte er doch alle Feinheiten eines musikalischen Werkes herauszufinden, und ihm kommt das Verdienst zu, das frankfurter Orchester, was damals als das erste in Deutschland galt, herangebildet zu haben.

Achtzehntes Kapitel.

Heimkehr. — Meines Vaters Pensionirung. — Goethe's Rücktritt.

Mit Jubel stürmte ich im Januar 1817 in das väterliche Haus; mir war, als hätte ich jahrelang die liebevolle Umarmung von Vater und Mutter und Schwester entbehren müssen, und doch war mir das Ganze wie ein Traum, allerdings der lieblichsten Art, denn ich hatte etwas gelernt und Zeit und Geld waren nicht vergeudet und manche ehrenwerthe Bekanntschaft geschlossen worden. Ich wurde von vielen Seiten mit großer Herzlichkeit empfangen; nur manche Achselträger, die mich früher mit Liebe und Freundschaft überhäuft hatten, begrüßten mich mit kühler Zurückhaltung; bald sollte mir der Grund davon klar werden.

Meines Vaters letzte Briefe, die ich in Stuttgart erhalten, berührten die Verhältnisse des weimarschen Theaters gar nicht mehr, und doch hatte er mir in allen frühern jede Neuigkeit darin mitgetheilt; erst mehrere

Tage nach meiner Rückkehr erzählte er mir von den Veränderungen beim Theater.

Der längst gehegte Plan der Frau von Heygendorf (Jagemann), die Verwaltung des Hoftheaters in andern Händen zu sehen, war endlich zur Reife gekommen, und um ihn auszuführen, mußte zunächst mein Vater von der Regie entfernt werden. Ein hohes Rescript ernannte Goethe zum Intendanten, seinen Sohn zum Director des großherzoglichen Hoftheaters und den Schauspieler Oels zum interimistischen Regisseur an Stelle meines Vaters.

Was Wolff's Intriguen vergebens erstrebt hatten, war einer Mächtigern gelungen.

Eitelkeit, künftig Intendant statt Director genannt zu werden, konnte Goethe zur Einwilligung in diese Veränderung natürlich nicht vermocht haben. Mein Vater behauptete, und wohl mit Recht, daß Goethe's Interesse am Theater seit Wolff's Abgang sehr geschwunden sei; doch konnte auch wohl die Ernennung seines Sohnes zum Director, den man dadurch zu seinem Nachfolger zu bestimmen schien, nicht ohne Einfluß gewesen sein; genug er war mit Allem einverstanden.

In dem Rescript war weiter ausgesprochen, daß mein Vater bei der Bühne als Schauspieler verbleiben solle; da er aber all seine guten und dankbaren Rollen an jüngere tüchtige Talente abgetreten und stets nur die Pflichten

des Regisseurs im Auge gehabt, so hätte er als Schauspieler eine ganz untergeordnete Stellung einnehmen müssen. Er ging demzufolge zum Großherzog und bat um eine Audienz, die ihm sofort gnädigst bewilligt wurde. Als er sein unterthänigstes Gesuch seinem Herrn eröffnet hatte, sagte dieser zu ihm: „Ich vermisse Sie ungern als Schauspieler; wo soll ich so einen trefflichen Kapuziner wieder herbekommen? Doch Ihre Verdienste, die Sie sich seit langen Jahren um mein Theater erworben haben, bestimmen mich, Ihr Gesuch zu bewilligen!“ Huldvoll, wie immer, entließ er meinen Vater und befahl, daß dessen Pension um die Hälfte erhöht werde.

Mit freudestrahlendem Gesicht kam mein Vater nach Hause und rief: „Gott sei Dank! Ich brauche nicht Schauspieler zu bleiben und bin nun die Last los, die mir zu tragen in den letzten Jahren recht sauer gemacht worden ist!“

Er stand Oels in seinem neuen Amte bis zum 1. April treulich bei und machte ihn mit allen Regiegeschäften vertraut. Seine letzte Rolle war der Farbenreiber in „Je toller, je besser“, hiermit sagte er der Bühne Valet.

Eine schmerzliche Stunde stand ihm noch bevor, der Abschied von Goethe, mit dem er länger als zwanzig Jahre gearbeitet und viele trübe, aber auch heitere und

genußreiche Stunden verlebt hatte. Er wußte, daß ihm Goethe stets gewogen bleiben würde, aber der fast tägliche Verkehr zwischen beiden hörte doch auf, und nur der Gedanke, daß beim Theater bald noch ganz andere Veränderungen vorgehen würden, tröstete ihn.

Goethe empfing ihn mit den Worten: „Alter Freund es thut mir leid, daß sich die Sache so gestaltet hat und wir in geschäftlicher Beziehung scheiden sollen; doch Ihr selbst seid ja damit einverstanden. Wo ich Eures Raths bedarf, werde ich ihn nach wie vor in Anspruch nehmen.“ Mein Vater erwiderte: „Ew. Excellenz wissen, wie treu ich Ihnen ergeben bin, darum brauche ich Ihnen nicht erst die Versicherung auszusprechen, wie schmerzlich mir es ist, nicht ferner in Ihrer Nähe weilen zu dürfen. Aber was meine Stellung beim Theater anlangt, so kann ich nur sagen, daß ich mich herzlich darüber freue, dieser nun enthoben zu sein, denn nur Ew. Excellenz Wohlwollen und freundliche Nachsicht haben mir in den letzten Jahren meine Last erleichtert, die man mir von anderer Seite her möglichst erschwert hat. Meine Entlassung, fürchte ich, ist nur die Exposition des Ganzen, was man vorhat, und wenn mich meine Beobachtungen nicht ganz trügen, so werden mir Ew. Excellenz bald nachfolgen.“ Goethe sah den kühnen Sprecher mit einem stolzen Blick an und erwiderte: „Glaubt Ihr nicht,

daß der Kapitän, der die Kraft seines Schiffes kennt, es ohne seinen alten Steuermann regieren wird?" „Ganz gewiß, Ew. Excellenz", war die Antwort meines Vaters, „aber man wird Ihnen das Steuerruder aus der Hand zu winden wissen." Ohne ein Wort hierauf zu erwidern, entließ Goethe mit einem kurzen Kopfnicken meinen Vater, der sehr betrübt nach Hause kam und sofort sein Gespräch mit Goethe mir erzählte. „Er zürnt mir, daß ich so ohne Rückhalt meine Ueberzeugung ausgesprochen", sagte er, „aber er wird sehen und vielleicht bald, daß die Jagemann nicht ruht, bis sie ihren längst entworfenen Plan zur Ausführung gebracht!"

Mit meinem fernern Bleiben in Weimar war es nun auch vorbei, und ich kam nach dieser Katastrophe um meine Entlassung ein, welche mir, da mein Contract zu Ostern zu Ende war, nicht vorenthalten werden konnte.

Mein Vater, der eine ausgebreitete Bekanntschaft unter den Directoren der deutschen Bühnen hatte, schrieb nach Hamburg, Bremen, Hannover, Dresden und Leipzig, und nur von letztgenanntem Ort erhielt er eine abschlägliche Antwort; von allen andern Bühnen wurde mir ein Gastspiel auf Engagement zugesichert. Diese herrlichen Aussichten machten mich fast übermüthig, und der Gedanke, nun wieder in die Welt hinauszuziehen und ihre Freuden und Herrlichkeiten in vollen Zügen zu genießen,

ließ mich oft jubeln; doch der Gedanke an die abermalige Trennung von Vater und Mutter und die Frage: Wirst du jemals ins Aelternhaus, in die Arme deiner geliebten Mutter zurückkehren? machte mir das Herz auch wieder schwer.

Goethe weilte seit Anfang März in Jena, und da die Mißstimmung zwischen ihm und meinem Vater längst verschwunden war, fuhren wir hin, um ihm Lebewohl zu sagen. Beim Abschied stürzten mir die Thränen unwillkürlich aus den Augen, obgleich ich wußte, daß er solche sentimentale Scenen gar nicht liebte; aber auch er wurde warm. Indem er mich in seinen Arm nahm und seine liebe Hand mir reichte, die ich mit Küssen bedeckte, sagte er: „Gott behüte Dich, Eduard, bleibe stets auf der Bahn des Rechten, sowohl im Leben wie in der Kunst, so wird sich Deine Zukunft gut gestalten!“ Hierauf nahm er ein Buch von seinem Schreibtisch und übergab es mir als Andenken. Wie ich zur Thür hinausgekommen bin, weiß ich nicht mehr, so hatte das herzliche Lebewohl alle meine Sinne befangen; erst im Wagen fand ich mich wieder zurecht. Das Buch, was er mir übergeben, waren seine Gedichte, erster und zweiter Band, bei Cotta 1815 erschienen. In dasselbe aber hatte er mit eigener Hand Folgendes eingeschrieben:

Eduard Genast,
von der Natur
begünstigt,
durch Fleiss und Uebung
gefördert,
nehme die besten Wünsche
zum Geleit
auf seine Kunstreise.

Jena
den 25. März
1817.

Goethe.

Ueberglücklich machte mich dieses theure Andenken und auf dem Rückweg nach Weimar beschäftigten mich ausschließlich die mich ehrenden Zeilen und seine Gedichte.

Nach fünfzehn Jahren, in denen ich noch so oft Gelegenheit hatte, in des Meisters Nähe weilen zu dürfen, um das Glück seiner Belehrung zu genießen, schied seine sterbliche Hülle auf ewig von uns, aber seine theuern Züge, wie sie in meiner Seele noch jetzt leben, gibt mir kein Bild und keine Büste wieder.

Meinen Freunden war ein kurzes herzliches Lebewohl gesagt; nur ihr, die mein jugendliches Herz mit so heißer Liebe erfüllt hatte, widmete ich den letzten Abend. Nachdem ich als Pygmalion von der weimarschen Bühne abgetreten war, erwartete mich die theure Freundin am Ausgang des Theaters und ging auf meinen Wunsch, den wundervollen Frühlingsabend im Freien zu genießen,

ein. Wir wanderten Arm in Arm bei dem schönsten Mondenschein durch die Esplanade und die Straßen der Stadt. Das hätte sie früher, oder wenn ich Weimar nicht für immer verlassen hätte, um keinen Preis gethan, aber sie fühlte wohl selbst, daß unsere Trennung eine dauernde sein würde, und darum gewährte sie mir diese erste und letzte Gunst.

Sie war kinderlos und ihre Ehe durfte deshalb nicht zu den glücklichen gezählt werden, aber dennoch blieb sie makellos, war eine sorgsame Hausfrau und treue Gattin. Wohl fühlte ich bei dieser letzten Unterredung heraus, daß seit meiner Rückkehr ein wärmeres Gefühl für mich in ihr wach geworden war, aber sie besaß Kraft genug, es zu beherrschen, und das machte sie mir nur noch werther und theurer. Einen Briefwechsel, den ich ihr vorschlug, lehnte sie entschieden ab und sagte: „Sollte das hinter den Rücken meines Mannes geschehen, so würde ich bald Ihre wie die Achtung gegen mich selbst verlieren. Mein Mann weiß, daß Sie mir theuer sind und dennoch vertraut er mir. Dies edle Vertrauen werde ich nie täuschen!“ Unter Thränen und einer innigen Umarmung trennten wir uns für immer.

Am andern Tag reiste ich mit meinem Vater nach Dresden.

Wir waren kaum drei Wochen dort; ich hatte mit

Glück debütirt und war bereits engagirt, da kam ein Brief von dem alten bewährten Freunde, dem Geheimen Hofrath Kirms, dessen Inhalt ohngefähr so lautete: „Goethe hat die Intendanz niedergelegt, ein Hund hat ihn weggebissen. Sie sind ein guter Prophet! Er ist Ihnen schneller gefolgt, als Sie und ich voraussetzen konnten."

Goethe's Theatergesetze bestanden aus zehn Paragraphen, deren letzter lautete: „Auch dürfen keine Hunde auf der Bühne erscheinen." Auf diesen Paragraphen berief sich Goethe, als man ihm die Zumuthung machte, die Aufführung des „Hund des Aubry" zu genehmigen. Trotz seiner Weigerung fand die Vorstellung statt, worauf Goethe seine Entlassung einreichte und erhielt.

So hatte denn die Allvermögende ihr Ziel erreicht, der große Wurf war gefallen und gelungen. Doch dies war nur der erste Act des Intriguenspiels, das in ganz Deutschland Aufsehen erregte.

Ein kleines Intermezzo wurde eingeschoben, in welchem Graf E. und Herr von V. die Rollen der Intendanten übernahmen; erst nach einigen Jahren wurde der zweite Act aufgeführt, worin des Pudels Kern zum Vorschein kam. Der Kammersänger Stromeyer ward zum Oberdirector des großherzoglichen Hoftheaters ernannt. Das kleine Intermezzo hatte nur als Uebergang gedient, und so wurde ein Mann, dessen alleiniges

Verdienst in einer schönen Stimme bestand, der Nachfolger Goethe's, der Leiter der Kunstanstalt, die durch Goethe und Schiller zur ersten ihrer Zeit erhoben worden war.

Als mein Vater von Dresden nach Weimar zurückgekehrt war und Goethe seine Aufwartung machte, überreichte ihm dieser zwei Handzeichnungen eigner Composition mit den Worten: „Nehmt das, alter Getreuer, zum Andenken für Euch und Eure Kinder. Es möge Ihnen besonders ein Erinnerungszeichen sein, in welchem Verhältniß wir beide zu einander gestanden.“

Die Landschaften sind getuschte Federzeichnungen. Die erste stellt eine Campanella vor, die mit Bäumen und Buschwerk umgeben ist. Nicht weit von ihr steht eine Grotte, welche einen Springbrunnen umfaßt. Die Unterschrift, von Goethe's eigener Hand beigefügt, lautet:

Zum Erinnern schöner Stunden,
Wo das Rechte war gefunden.

Die zweite ist eine Fernsicht mit Felsen, Wald und Ruinen. Unter dieser steht:

Zur Erinnrung trüber Tage,
Voll Bemühen, voller Plage.

Genast. Goethe.

Verzeichniß derjenigen classischen Werke,

welche in den Jahren 1784—1817 auf der weimarschen Bühne zur Darstellung gekommen.

a. Unter Belluomo.

(1784—1791).

Die Räuber, von Schiller, vom 30. November 1784 bis 11. December 1790. 7 Mal.

Emilia Galotti, von Lessing, vom 14. December 1784 bis 26. Februar 1791. 7 Mal.

Clavigo, von Goethe, vom 16. März 1785 bis 7. Februar 1791. 6 Mal.

Kabale und Liebe, von Schiller, vom 28. Mai 1785 bis 6. Februar 1790. 4 Mal.

König Lear, von Shakspeare, übersetzt von Schröder, vom 20. Juni 1785 bis 6. Februar 1788. 2 Mal.

Hamlet, von Shakspeare, übersetzt von Schröder, vom 30. April 1785 bis 27. December 1790. 9 Mal.

e Verschwörung des Fiesco, von Schiller, vom 30. November 1786 bis 14. Februar 1789. 3 Mal.

inna von Barnhelm, von Lessing, vom 6. März 1788 bis 24. März 1789. 3 Mal.

r Kaufmann von Venedig, von Shakspeare, übersetzt von Eschenburg, vom 7. Februar 1789 bis 23. März 1789. 3 Mal.

e Geschwister, von Goethe, vom 29. März 1789 bis 30. März 1789. 3 Mal.

ilius Cäsar, von Shakspeare, übersetzt von Wieland und Dalberg, am 4. April 1789.

gmont, von Goethe, am 31. März 1791.

m 7. Mai 1791 wurde das Hoftheater mit den Jägern von Iffland eröffnet.

b. Unter Goethe und Schiller.

(1791—1817).

önig Johann, von Shakspeare, übersetzt von Eschenburg, vom 29. November 1791 bis 5. December 1791. 2 Mal.

önig Johann, von Shakspeare, übersetzt von Schlegel, am 7. April 1806.

roßkophta, von Goethe, vom 17. December 1791 bis 10. März 1792. 3 Mal.

Clavigo, von Goethe, vom 7. Januar 1792 bis 23. April 1817. 8 Mal.

Hamlet, von Shakspeare, übersetzt von Eschenburg, vom 28. Januar 1792 bis 24. Januar 1801. 8 Mal.

Don Carlos, von Schiller, vom 28. Februar 1792 bis 3. Februar 1816. 24 Mal.

Heinrich IV. (erster Theil), von Shakspeare, übersetzt von Eschenburg und Goethe, vom 14. April 1792 bis 14. Februar 1793. 3 Mal.

Dasselbe (zweiter Theil), vom 21. April 1792 bis 2. März 1793. 2 Mal.

Die Räuber, von Schiller, vom 28. April 1792 bis 22. Juni 1816. 9 Mal.

Die Geschwister, von Goethe, vom 21. October 1792 bis 11. Juni 1817. 24 Mal.

Emilia Galotti, von Lessing, vom 1. April 1793 bis 7. September 1816. 12 Mal.

Der Bürgergeneral, von Goethe, vom 2. Mai 1793 bis 16. Januar 1805. 9 Mal.

Minna von Barnhelm, von Lessing, vom 9. Mai 1793 bis 30. December 1815. 15 Mal.

Egmont, von Goethe, vom 25. April 1796 bis 13. Januar 1816. 12 Mal.

König Lear, von Shakspeare, übersetzt von Schröder, vom 18. Juni 1796 bis 25. Mai 1816. 6 Mal.

allenstein's Lager, von Schiller, vom 12. October 1798 bis 10. März 1814. 30 Mal.

e Piccolomini, von Schiller, vom 30. Januar 1799 bis 20. April 1808. 6 Mal.

allenstein's Tod, von Schiller, vom 20. April 1799 bis 10. Mai 1817. 24 Mal.

lahomet, von Voltaire, übersetzt von Goethe, vom 30. Januar 1800 bis 2. Juni 1817. 9 Mal.

lacbeth, von Shakspeare, übersetzt von Schiller, vom 14. Mai 1800 bis 10. März 1810. 7 Mal.

laria Stuart, von Schiller, vom 14. Juni 1800 bis 25. November 1816. 20 Mal.

ancred, von Voltaire und Goethe, vom 30. Januar 1801 bis 10. Februar 1813. 11 Mal.

ie Brüder, von Terenz, übersetzt von Einsiedel, vom 24. October 1801 bis 22. Februar 1804. 9 Mal.

lathan der Weise, von Lessing, vom 28. November 1801 bis 14. Juni 1816. 15 Mal.

on, von Euripides, übersetzt von Schlegel, vom 2. Januar 1802 bis 4. Januar 1802. 2 Mal.

urandot, von Gozzi, übersetzt von Schiller, vom 30. Januar 1802 bis 29. Februar 1812. 7 Mal.

phigenie auf Tauris, von Goethe, vom 15. Mai 1802 bis 12. November 1815. 14 Mal.

Was wir bringen (in Lauchstedt), von Goethe, vom 26. Juni 1802 bis 25. September 1802. 3 Mal.

Die Braut von Messina, von Schiller, vom 19. März 1803 bis 7. October 1815. 17 Mal.

Die natürliche Tochter, von Goethe, vom 2. April 1803 bis 12. October 1805. 4 Mal.

Die Jungfrau von Orleans, von Schiller, vom 23. April 1803 bis 16. März 1816. 16 Mal.

Der Neffe als Onkel, von Schiller, vom 18. Mai 1803 bis 23. Mai 1803. 2 Mal.

Julius Cäsar, von Shakspeare, übersetzt von Schlegel, vom 1. October 1803 bis 8. October 1803. 2 Mal.

Der Parasit, von Schiller, vom 12. October 1803 bis 14. September 1805. 4 Mal.

Wilhelm Tell, von Schiller, vom 17. März 1804 bis 17. Februar 1806. 16 Mal.

Jery und Bätely, von Goethe, vom 9. Juni 1804 bis 30. October 1816. 15 Mal.

Götz von Berlichingen, von Goethe, vom 22. September 1804 bis 25. Februar 1806. 6 Mal.

Die Huldigung der Künste, von Schiller, vom 12. November 1804. Zum Empfang der Frau Erbprinzessin Maria Paulowna.

ädra, von Racine, übersetzt von Schiller, vom 20. Januar 1805 bis 11. September 1816. 10 Mal.

e Mitschuldigen, von Goethe, vom 6. Februar 1805 bis 27. Januar 1816. 18 Mal.

e Laune der Verliebten, von Goethe, vom 6. März 1805 bis 7. März 1810. 7 Mal.

hello, von Shakspeare, übersetzt von Voß, vom 8. Juni 1805 bis 30. April 1808. 3 Mal.

e Glocke (in Lauchstedt), von Schiller, vom 3. August 1805 bis 10. Mai 1815. 4 Mal.

ella, von Goethe, vom 15. Januar 1806 bis 4. Januar 1815. 9 Mal.

r Cid, von Corneille, übersetzt von Niemeyer, vom 30. Januar 1806 bis 2. Februar 1806. 2 Mal.

e Gefangenen, von Plautus, übersetzt von Einsiedel, vom 23. April 1806 bis 2. October 1809. 2 Mal.

esko, von Schiller, am 3. Mai 1806.

rquato Tasso, von Goethe, vom 16. Februar 1807 bis 22. September 1813. 10 Mal.

anda, Königin der Sarmaten, von J. Werner, vom 30. Januar 1808 bis 26. September 1812. 8 Mal.

r zerbrochene Krug, von Kleist, am 2. März 1808.

ntigone, von Sophokles, übersetzt von Rochlitz, vom 30. Januar 1809 bis 3. März 1813. 4 Mal.

Hamlet, von Shakspeare, übersetzt von Schlegel, vom 17. Mai 1809 bis 6. Februar 1815. 5 Mal.

Adalbert von Weißlingen, von Goethe, vom 23. December 1809 bis 8. December 1813. 2 Mal.

Götz von Berlichingen, von Goethe, vom 26. December 1809 bis 11. December 1813. 2 Mal.

Der vierundzwanzigste Februar, von Z. Werner, vom 24. Februar 1810 bis 9. Jüni 1817. 8 Mal.

Der standhafte Prinz, von Calderon, übersetzt von Schlegel, vom 30. Januar 1811 bis 13. December 1815. 8 Mal.

Romeo und Julie, von Shakspeare, übersetzt von Schlegel und Goethe, vom 1. Februar 1812 bis 23. März 1816. 7 Mal.

Das Leben ein Traum, von Calderon, übersetzt von Gries und Riemer, vom 30. März 1812 bis 19. Mai 1816. 9 Mal.

Die große Zenobia, von Calderon, übersetzt von Gries und Goethe, vom 20. Januar 1815 bis 1. Februar 1815. 2 Mal.

Proserpina, von Goethe, vom 6. März 1815 bis 12. Juni 1815. 4 Mal.

Epimenides' Erwachen, von Goethe, vom 7. Februar 1816 bis 19. October 1816. 3 Mal.

Von renommirten Dichtern kamen, außer den oben genannten Stücken unter Goethe's Leitung, vom Jahre 1791—1817 von Kotzebue 69 Dramen und Lustspiele in 410, von Iffland 31 Dramen und Lustspiele in 206, von Schröder 14 Dramen und Lustspiele in 105 Darstellungen zur Aufführung.

Erste und letzte Besetzung

der Schiller'schen und Goethe'schen Stücke unter Goethe

in den Jahren 1791—1816.

Großkophta.

1791.

Der Domherr	Herr Domaratius.
Der Graf	„ Krüger.
Der Ritter	„ Einer.
Der Marquis . . .	„ Becker.
Die Marquise . . .	Mad. Amor.
Ihre Nichte	Dlle. Neumann (Euphrosine).
Der Obrist	Herr Malcolmi.
Saint Jean	„ Gea st.
La Fleur	„ Mattstedt.
Jäck, ein Knabe . . .	Dlle. Malcolmi III. (Wolff).
Ein Kammermädchen.	„ Malcolmi II.

Don Carlos.

	1792.	1816.
:lipp II. . . .	Herr Fischer.	Graff.
. . . . . .	Mad. Mattstedt.	Lortzing.
›s	Herr Domaratius.	Oels.
ba	„ Becker.	Deny.
ria	„ Benda.	Genast d. J.
. . . . . .	„ Amor.	(blieb weg).
ıa	„ Genast.	Malcolmi.
. . . . . .	Dlle. Mattstedt.	Albertine Beck.
Olivarez . .	Mad. Amor.	Engels.
Eboli . . .	„ Gatto.	Wolff.
:, von Mondecar	„ Neumann.	Durand.
Posa . . .	Herr Liner.	Wolff.
erez (Domingo)	„ Krüger.	Lortzing.
:n . . .	Dlle. Neumann (Euphrosyne). Dlle. Malcolmi III.	Louise Beck.

Clavigo.

	1792.	8. März 1809.
. . . . . .	Herr Liner.	Wolff.
. . . . . .	„ Krüger.	Becker.
›ais	„ Domaratius.	Haide.
. . . . . .	Mad. Mattstedt.	Wolff.
. . . . . .	„ Gatto.	Engels.
. . . . . .	Herr Malcolmi.	
. . . . . .	„ Becker.	
·rge	„ Benda.	
. . . . . .	„ Amor.	

Die Räuber.

		1792.	22. Juni 1816.
Maximilian von Moor .	Herr	Malcolmi.	Malcolmi.
Karl	„	Einer.	Haide.
Franz	„	Krüger.	Unzelmann.
Amalie	Mad.	Mattstedt.	Lortzing.
Hermann	Herr	Domaratius.	Durand.
Magistratsperson . . .	„	Amor.	Genast.
Spiegelberg	„	Genast.	Lortzing.
Schweizer	„	Becker.	Graff.
Grimm	„	Benda.	Genast d. J.
Roller	„	Mattstedt.	Deny.
Schufterle	„	Bloß.	Uschmann.
Kosinsky	„	Demmes.	Oels.
Daniel	„	Amor.	Eilenstein.

Die Geschwister.

	1792.	23. October 1816.
Wilhelm	Herr Einer.	Oels.
Marianne	Dlle. Neumann.	Lortzing.
Fabrice	Herr Becker.	Lortzing.
Ein Kind	Dlle Mattstedt.	

Der Bürgergeneral.

		1793.	16. Juni 1805.
Röse	Mad.	Demmer.	Maas.
Görge	Herr	Bohs.	Unzelmann.
Märten	„	Malcolmi.	Malcolmi.
Der Edelmann . . .	„	Becker.	Cordemann.
Schnaps	„	Beck.	Becker.
Der Richter	„	Weyrauch.	Genast.

Egmont.

		1796.	16. Juni 1805.
Graf Egmont . . .		* * *	Oels.
Prinz von Oranien .	Herr	Malcolmi.	Haide.
Herzog Alba	„	Graff.	Graff.
Ferdinand	„	Leißring.	Durand.
Gomez	„	Veltheim.	Deny.
Silva	„	Schall.	Moltke.
Brackenburg	„	Vohs.	Wolff.
Richard	„	Becker.	Genast d. J.
Vansen	„	Beck.	Unzelmann.
Buyck	„	Eilenstein.	Genast.
Ruysum	„	Gatto.	Eilenstein.
Soest	„	Haide.	Agricola.
Zetter	„	Weyrauch.	Lortzing.
Zimmermeister . . .	„	Genast.	Malcolmi.
Seifensieder	„	Benda.	Uschmann.
Klärchen	Mad.	Becker=Neumann.	Wolff.
Ihre Mutter . . .	„	Beck.	Beck.

* * * Iffland als Gast.

Wallenstein's Lager.

	1798.	10. März 1814.
Wachtmeister	Weyrauch.	Lortzing.
Trompeter	Eilenstein.	Durand.
Erster Holk'scher Jäger .	Leißring.	Unzelmann.
Zweiter Holk'scher Jäger .	Becker	Genast d. J.
Dragoner	Benda.	Eilenstein.
Scharfschütz	Malcolmi.	Malcolmi.
Erster Kürassier	Haide.	Oels.
Rekrut	Lyliax.	Uschmann.
Kapuziner	Genast.	Genast.

Bauer	Beck.	Graff.
Bauernjunge	Malcolmi (Dlle.).	Louise Beck.
Marketenderin	Beck (Mad.).	Beck.
Aufwärterin	Götz (Dlle.).	Jung.

Die Piccolomini.

	1799.	20. April 1808.
Wallenstein	Graff.	Graff.
Octavio	Schall.	Haide.
Max	Vohs.	Oels.
Terzky	Leißring.	Unzelmann.
Illo	Cordemann.	Wolff.
Buttler	Malcolmi.	Malcolmi.
Isolani	Genast.	Genast.
Tiefenbach	Haide.	Heß.
Don Maradas		Stromeyer.
Götz	Benda.	Eilenstein.
Colalto		Deny.
Neumann	Eilenstein.	Morhardt.
Questenberg	Becker.	Becker.
Wrangel	Hunius.	
Seni	Beck.	
Herzogin	Malcolmi (Mad.).	Engels.
Thekla	Jagemann.	Jagemann.
Gräfin Terzky	Teller.	Peller.

Wallenstein's Tod.

	1799.	30. December 1814.
ein	Graff.	Graff.
. . . .	Schall.	Haide.
. . . .	Vohs.	Oels.
. . . .	Leißring.	Unzelmann.
. . . .	Cordemann.	Wolff.
. . . .	Malco mi.	Malcolmi.
ı	Genast.	Genast.
:r	Eilenstein.	Eilenstein.
. . . .	Haide.	Deny.
scher Hauptmann .	Becker.	Lortzing.
neister	Beck.	(blieb weg.)
ı	Malcolmi.	Engels.
:	Jagemann.	Jagemann.
. . . .	Teller.	Wolff.
. . . .	Beck.	Tribler.
:diener.		
ın	Eilenstein.	Genast d. J.
ın	Vohs (Mad.).	L. Beck.

Mahomet.

	1800.	19. Februar 1817.
et	Vohs.	Haide.
. . . .	Graff.	Graff.
. . . .	Becker.	Unzelmann.
. . . .	Haide.	Durand.
: .	Caspers, dann Jagemann.	Lortzing.
. . . .	Malcolmi.	Holdermann.

Macbeth.

	1800.	10. März 1810.
Duncan	Malcolmi.	Malcolmi.
Malcolm	Cordemann.	Oels.
Donalbain	Caspers (Dlle.).	Lortzing (Mad.)
Macbeth	Vohs.	Haide.
Banquo	Haide.	Graff.
Macduff	. . . .	Deny.
Lenox	Spangler.	Wolff.
Rosse	Becker.	Unzelmann.
Angus	Schall.	Strobe.
Seiward	Spitzeder.	Stromeyer.
Sein Sohn	Caspers (Dlle.).	Moltke.
Fleance	Götz (Dlle.).	Sophie Teller.
Verwundeter Hauptmann	Haltenhof.	Lortzing.
Arzt	Eilenstein.	Lortzing.
Alter Mann	Benda.	Eilenstein.
Lady Macbeth	Teller.	Teller.
Kammerfrau.	Beck.	Beck.
Hekate	. . . .	Wolff.
1. 2. 3. Mörder	Die Darsteller waren auf dem Zettel nicht angegeben.	
1. 2. 3. Hexe	. . . .	Engels. Genast (Dlle.). Häßler, (später Eberwein).
Drei Mörder		

Maria Stuart.

	1800.	21. Januar 1815.
th	Jagemann.	Wolff.
. . . .	Vohs.	Jagemann.
r	Cordemann.	Deny.
. . . .	Graff.	Graff.
gh	Becker.	Haide.
. . . .	Spitzeder.	Durand.
n	Haltenhof.	Lortzing.
. . . .	Malcolmi.	Genast.
ner	Vohs.	Oels.
ine	Schall.	Genast d. J.
re	Spangler.	Unzelmann.
. . . .	Genast	Uschmann.
. . . .	Haide.	Malcolmi.
m	Benda.	Uhlich.
. . . .	Malcolmi (Mad.).	Engels.
. . . .	Caspers.	Lortzing.
:	Eilenstein.	Eilenstein.
rbe	Metzner.	

Tancred.

	1801.	10. Februar 1813.
. . . .	Graff.	Graff.
in	Cordemann.	Oels.
t	Schall.	Unzelmann.
h	Becker.	Lortzing.
d	Haide.	Wolff.
n	Spitzeder.	Deny
de Caspers, d. 2. Mal	Jagemann.	Jagemann.
ie	Malcolmi (Dlle.).	Lortzing.

Turandot.

	1802.	29. Februar 1812.
Altoum	Graff.	Graff.
Turandot	Vohs.	Lortzing.
Adelma	Malcolmi (Wolff).	Wolff.
Skirina	Beck.	Beck.
Kalaf	Vohs.	Oels.
Timur	Malcolmi.	Malcolmi.
Barak	Haide.	Haide.
Ismael	Cordemann.	Deny.
Pantalon	Becker.	Lortzing.
Tartaglia	Spitzeder.	Frey.
Brigella	Genast.	Genast.
Truffaldin	Ehlers.	Unzelmann.

Iphigenie auf Tauris.

	1802.	12. Mai 1815.
Iphigenie	Vohs.	Wolff.
Thoas	Graff.	Graff.
Orest	Cordemann.	Oels.
Pylades	Haide.	Wolff.
Arkas	Becker.	Deny.

Die Braut von Messina.

	1803.	7. October
Isabella	Miller.	Wolff.
Manuel	Cordemann.	Deny.
Cesar	Haide.	Haide.
Beatrice	Jagemann.	Lortzi
Diego	Malcolmi.	Malc

s ersten Chors .	Graff.	Graff.
:s zweiten Chors	Becker.	Durand.
.	Zimmermann.	Oels.
Don Manuel .	Ehlers.	Agricola.
.	Eilenstein.	Eilenstein.
.	Oels.	Genast d. J.
Don Cäsar .	Brand.	Moltke.
.	Benda.	Uschmann.
. . . .	Spitzeder.	Lortzing.
. . . .	Unzelmann.	Lortzing.

Die natürliche Tochter.

	1803.	12. October 1805.
. . . .	Cordemann.	Wolff.
. . . .	Graff.	Graff.
. . . .	Spitzeder.	Unzelmann.
. . . .	Jagemann.	Miller (Mad. Becker.)
:in	Miller.	Peller.
. . . .	Oels.	Oels.
icher	Becker.	Becker.
ıth	Haide.	Haide.
ur	Ehlers.	Lortzing.
. . . .	Silie.	Silie.
. . . .	Malcolmi.	Malcolmi.

Die Jungfrau von Orleans.

	1803.	16. März 1816.
. . . .	Oels.	Oels.
. . . .	Teller.	Engels.
. . . .	Maus.	Lortzing.
. . . .	Becker.	Haide.
. . . .	Cordemann.	Deny.

	Ehlers.	Durand.
La Hire	Malcolmi.	Genast d. J.
Du Chatel	Spitzeder.	(blieb weg.)
Erzbischof	Graff.	Graff.
Talbot	Haide.	Unzelmann.
Lionel	Eilenstein.	Eilenstein.
Fastolf	Götz (Dlle.).	Moltke.
Chatillon	Unzelmann.	(blieb weg.)
Montgomery	Genast.	Agricola.
William	Zimmermann.	Malcolmi.
Thibaut	Beck.	Beck d. J.
Margot	Silie.	Beuther.
Louison	Miller.	Wolff.
Johanna	Eilenstein.	
Claude Marie	Brand.	
Etienne	Benda.	Uschmann.
Raimond	Genast.	Genast.
Bertrand	Unzelmann.	Lortzing.
Raoul		

Der Parasit.

	1803.	14. September 180[illegible]
Narbonne	Graff.	Graff.
Madame Belmont	Beck.	Beck.
Charlotte	Silie.	Silie.
Selicour	Zimmermann.	Haide.
La Roche	Becker.	Becker.
Firmin	Malcolmi.	Malcolmi.
Karl Firmin	Oels.	Oels.
Michel	Genast.	Genast.
Robinau	Ehlers.	Unzelmai

Wilhelm Tell.

	1804.	17. Februar 1816.
	Grüner.	Deny.
sen	Graff.	Graff.
	Oels.	Duraud.
er	Becker.	Wolff.
ng	Wolff.	Agricola.
Fürst	Malcolmi.	Malcolmi.
	Haide.	Haide.
nn	Genast.	Genast.
	Ehlers.	Lortzing.
	Benda.	Genast d. J.
	Wolff.	Moltke.
	Cordemann.	Oels.
ten	Grimmer.	Unzelmann.
d	Unzelmann.	(blieb weg)
	Brand.	(desgl.)
	Peller.	Engels.
	Becker, frühere Malcolmi-Müller.	Wolff.
	Maas.	Lortzing.
	Silie.	Eberwein.
	Beck.	Riemann.
	Ehlers.	Durand.
	Baranius.	Rauscher.
Tell	Corona Becker.	Mar. Becker.
Tell	Sophie Teller.	Gustav Moltke.
er Harras	Zimmermann.	
t	Eilenstein.	Eilenstein.
	Benda.	Uschmann.
t	Genast.	(blieb weg.)
	Unzelmann.	Genast d. J.

Phädra.

	1805.	11. Septbr. 1816.
Theseus	Haide.	Haide
Phädra	Becker.	* * *
Hippolyt	Unzelmann.	Durand.
Theramen	Becker.	Lortzing.
Oenone	Teller.	Engels.
Ismene	Maas.	Unzelmann. (Dlle. Genast.)
Panope	Silie.	Becker d. J.

* * * Madame Köhler von Hannover, als Gast.

Die Mitschuldigen.

	1805.	27. Januar 1816.
Der Wirth	Becker.	Lortzing
Sophie	Silie.	Lortzing.
Söller	Unzelmann.	Deny.
Alcest	Wolff.	Wolff.

Die Laune der Verliebten.

	1805.	7. März 1810.
Amine	Brand.	Lortzing.
Egle	Silie.	Wolff.
Eridon.	Wolff.	Wolff.
Lamon	Werner.	Unzelmann.

Stella.

	1806.	4. Januar 1815.
Stella	Wolff (Becker).	Wolff.
Cäcilie	Silie.	Jagemann.
Fernando	Haide.	Oels.
Lucie	Corona Becker.	Louise Beck.
Verwalter	Graff.	Graff.
Postmeisterin	Brand.	Lortzing.
Annchen	Sophie Teller.	Mar. Becker.
Karl	Louise Becker.	L. Oels.
Wilhelm	Unzelmann.	Uschmann.
Postillon	Lortzing.	Genast d. J.

Torquato Tasso.

	1807.	
Alfonso	Oels.	Oels.
Leonore von Este . . .	Silie.	Jagemann.
Leonore Sanvitale . . .	Wolff.	Wolff.
Tasso	Wolff.	Wolff.
Antonio	Becker.	Haide.

Adelbert von Weislingen.

(Götzen's erster Theil.)

	1809.	8. Decbr. 1813.
Adelbert	Wolff.	Dieselbe Besetzung.
Götz von Berlichingen . .	Graff.	
Elisabeth	Teller.	
Marie	Lortzing.	
Karl	Louise Beck.	
Bischof von Bamberg . .	Deny.	
Abt von Fulda	Genast.	
Olearius	Haide.	
Narr	Ehlers.	
Selbitz	Malcolmi.	
Franz	Oels.	
Georg	Unzelmann.	
Faud	Lortzing.	
Peter	Moltke.	
Ein Wirth	Strobe.	
Nürnberger Kaufleute .	Röpke. Eilenstein.	
Metzler . . . Genast. Bruder Martin . Haide. Bamberg. Reiter Eilenstein	Auf dem Zettel waren die Namen nicht genannt.	

Götz von Berlichingen.

	1809.	11. December 1813.
nilian	Haide.	Dieselbe Besetzung.
. . . .	Graff.	
eth	Teller.	
. . . .	Lortzing.	
rt	Wolff.	
id	Wolff.	
gen	Stromeyer.	
z	Malcolmi.	
enau	Genast.	
. . . .	Deny.	
opf	Strobe.	
. . . .	Oels.	
. . . .	Unzelmann.	
. . . .	Lortzing.	
. . . .	Moltke.	
erger Kaufleute . .	Röpke, Eilenstein.	
nermutter	Beck.	
nertochter	Genast (Dlle.)	
nerknabe	Sophie Teller.	
Stumpf Malcolmi. nerhauptm. Haide. l. Rath Röpke. r . . Genast herr . . Eilenstein.	Die Namen der Darsteller waren auf dem Zettel nicht angeführt.	
des heiml. Gerichts &c.		

Proserpina.

Monodrama. Musik von Carl Eberwein.

1815.

Proserpina.	Wolff.

Epimenides' Erwachen.

1816.

Prolog: Die Muse	Wolff.
Wortführer: Epimenides	Graff.
Dämon des Krieges	Haide.
	Oels.
Dämonen der List	Wolff. Deny. Engels. Lortzing. Unzelmann.
Dämon der Unterdrückung	Stromeyer.
Chorführer: Der Jugendfürst	Moltke.
Chor der Tugenden.	
Glaube	Eberwein.
Liebe	Unzelmann.
Hoffnung	Wolff.
Einigkeit	Lortzing.
Begleitende: Zwei Genien	Beck d. J. Riemann.

Ende des ersten Theils

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Aus dem Tagebuche

eines

alten Schauspielers.

Zweiter Theil.

Aus dem Tagebuche

eines

alten Schauspielers.

Von

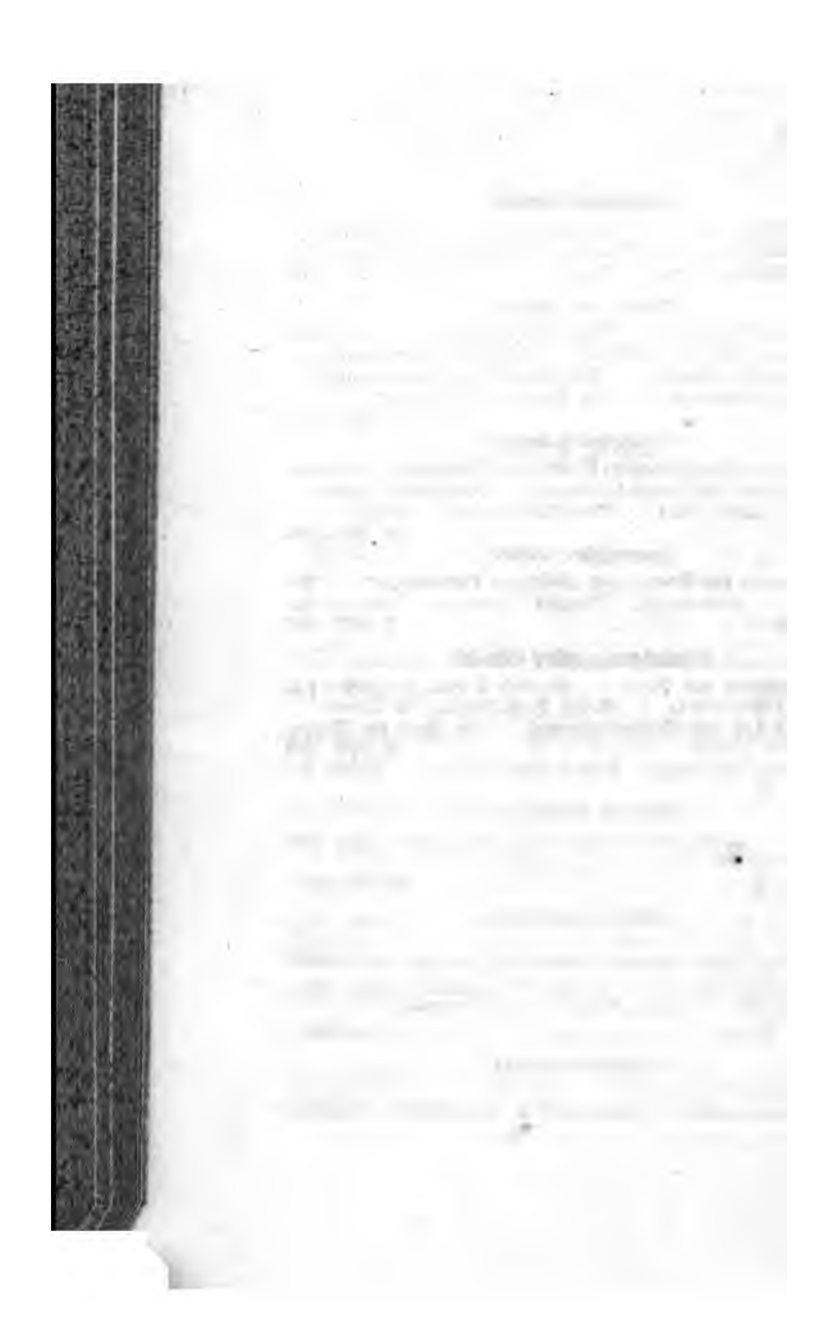
Eduard Genast.

Zweiter Theil.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Voigt & Günther.
1862.

Inhalt des zweiten Theils.



Erstes Kapitel.

Mein Engagement in Dresden. — Karl Maria von Weber. — Böttiger. — Winkler. — Verhältnisse Dresdens und seines Theaters.

Wie bereits erwähnt, reiste ich mit meinem Vater am 4. April 1817 von Weimar nach Dresden ab. Ein naumburger Lohnkutscher beförderte uns den ersten Tag zu der Stadt, von welcher er den Namen trug. Diese und die Kaste der dresdner Lohnkutscher hatten zu jener Zeit eine Art Berühmtheit, und jeder Reisende, dem seine Mittel nicht erlaubten mit Extrapost zu fahren, war glücklich, durch sie ein Fortkommen zu finden, denn man wagte doch, bei einem etwaigen Umwerfen, nach menschlicher Voraussicht nicht mehr als eine Quetschung, einen Arm- oder Beinbruch, während man in der ordinären Post in einem solchen Falle zunächst bedroht war, von den im innern Raume aufgestapelten Kisten und Koffern erschlagen

zu werden. Diese Lohnkutschen waren freilich etwas eng und kurz gebaut, und wen Gott mit langen Beinen wie mich begabt hatte, der fühlte sich wie in den spanischen Bock gespannt. Indessen konnten vier schlanke Personen, bis auf die Beine, doch bequem darin sitzen. Zu den schlanken gehörte mein lieber Papa nun freilich nicht im entferntesten, und das Unglück wollte, daß eine Schenkwirthin von gleicher Leibesbeschaffenheit an seiner Seite Platz zu nehmen versuchte, was jedoch durchaus nicht gelang.

Meine und des vierten Innenpassagiers Lage wurde nicht wenig bedrängt, als nun die beiden Wohlbeleibten sich einander gegenübersetzten. Dennoch mußten wir bis Naumburg so aushalten, denn auch die Plätze auf dem Bocke waren vergeben, sodaß der Kutscher den ganzen Weg über auf seinem Tritte stehen mußte. Freilich brauchte die Person bis Naumburg auch nicht mehr als einen Thaler zu bezahlen.

Die Kunststraße nach Eckardtsberga war übrigens so vortrefflich angelegt, daß wir öfters aussteigen und Vorspann genommen werden mußte. Besonders berüchtigt war der Berg, der nach Kösen hinabführte. Seine Steilheit hatte manchem Frachtfuhrmann Hab und Gut und im Anfang dieses oder Ende des vorigen Jahrhunderts einem sogar das Leben gekostet, der mit Pferd

und Wagen in den Abgrund gestürzt war. Wie man erzählte, hatte der König Friedrich August von Sachsen nach diesem traurigen Falle sofort eine große Summe zum Umbau dieser Straße aus seiner Privatchatoulle angewiesen, allein die Herren Baumeister jener Zeit hatten den Umbau für eine Unmöglichkeit erklärt.

Als dieser District im Jahre 1815 an Preußen fiel, wurde der Umbau sehr bald in Angriff genommen und eine Kunststraße geschaffen, auf der man mit einem leichten Wagen auf- und abwärts Trab fahren kann, während früher, bei einer nicht allzuschwer bepackten Kutsche, zwei Hemmschuhe eingelegt werden mußten.

In Naumburg wurde übernachtet und bei guter Zeit kamen wir den andern Tag nach Leipzig.

Hofrath Küstner, der damalige Director des Stadttheaters, dem mein Vater, welcher stets die Zukunft im Auge hatte, mich alsbald vorstellte, empfing uns mit vieler Freundlichkeit und stellte mir für den kommenden Winter ein Gastspiel in Aussicht.

Auch bei dem Oberhofgerichtsrath Blümner, dem die deutsche Bühne mehrere feine Lustspiele verdankte und den ich bereits als Knabe in Lauchstedt hatte kennen lernen, wurde ein Besuch gemacht und dann die Stadt besehen, die mir mit ihren vierstöckigen Häusern und engen Gassen gar nicht gefallen wollte. Ich ahnte damals

freilich nicht, daß gerade diese Stadt mit ihren Bewohnern mir einst so theuer werden würde und daß ich in ihr mein Lebensglück finden sollte.

Wir waren im Gasthaus zum Birnbaum, dem jetzigen Hotel de Pologne, damals die Herberge aller thüringischen und sächsischen Lohnkutscher, abgestiegen und hatten demnach die Auswahl unter diesen sich langsam dahin bewegenden Kutschmaschinen und deren Führern. Der Zufall wollte, daß wir unter diesen Rosselenkern einen ganz prächtigen Kerl fanden, der sich uns sogleich mit den Worten empfahl: „Sehen Se, meine lieben Herrchens, ich nehme in meiner bequemen Kutsche nich merre als vier Perschonen mit; was sich unterwegs drum un dran hängt, werd nich gerächent, und de Perschon zahlt bis Dres'n 3 Thaler!" Der Vertrag wurde abgeschlossen, unter der Bedingung, daß wir am zweiten Tag bei guter Zeit in Dresden sein müßten. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Als wir an die Mulde kamen, war diese so furchtbar ausgetreten, daß der Lagerplatz der Fähre fast mitten im Strome lag und Wurzen nur in einem leichten Kahne zu erreichen war.

Mit uns fuhr noch ein junger Mann, der Sohn eines in Dresden angestellten Beamten. Unterwegs erzählte er uns, daß er in Leipzig studire und daß das seinem Vater, trotzdem daß er sich jedes Vergnügen

versage, ein ungeheures Geld koste; er fahre auch aus Sparsamkeit mit einem Lohnkutscher, da er sonst gewohnt sei mit Extrapost zu reisen. Diese Aufschneiderei verdroß mich und ich wollte eben eine Bemerkung darüber machen, als der Papa das Wort ergriff und zu mir in pathetischem Tone sagte: „Siehst Du, mein lieber Sohn, an diesem wackern jungen Mann nimm Dir ein Beispiel!“ Dabei reichte er ihm die Korbflasche mit delicatem Doppelkümmel hin. Der Jüngling lehnte sie mit dem Bemerken ab: er wolle sich nicht an geistige Genüsse gewöhnen; um seinen Durst zu stillen, führe er auf Reisen stets eine Flasche Wasser mit Wein und gebranntem Zucker bei sich. Mein Vater stieß mich an, denn ich und er hatten längst bemerkt, daß die Flasche, zu der jener sehr oft seine Zuflucht nahm und bei deren Entkorken sich ein sehr starker Geruch verbreitete, nicht Wasser, sondern Rum enthielt und, noch ehe wir an die überfluteten Ufer der Mulde gelangten, über die Hälfte geleert war. Ganz außer sich wegen dieser Ueberschwemmung, sagte er, er müsse morgen in Dresden sein und es bliebe ihm nichts übrig, als den Weg zu Fuß zurückzulegen. Nachdem er dem Kutscher angegeben, wo dieser sein Gepäck in Dresden abzugeben habe, bestieg er einen Kahn und ließ sich nach Wurzen übersetzen; nur die Flasche nahm er mit. Ich hatte große Lust, ihm nachzusingen: „Vergeßt mir nur die

Flasche nicht!" Den andern Tag erfuhren wir, daß der ökonomische Sohn mit Extrapost seine Reise fortgesetzt hatte. Später traf ich den jungen Mann noch einmal, und Dr. K. bei dem er arbeitete, erklärte ihn für einen der scharfsinnigsten Juristen, dem leider seine Trunksucht ein frühes Grab bereitete.

Doch kommen wir auf unsere Reise zurück. Mein Vater war nicht gewillt, das Passagiergeld für drei Viertel des Weges umsonst gezahlt zu haben, er folgte also dem Beispiel des jungen Mannes nicht, sondern machte gute Miene zum bösen Spiele und wir blieben den übrigen Theil des Tages und die Nacht in einem elenden Dorfe. Ich war das Streuliegen schon gewöhnt, aber mein armer Papa stöhnte entsetzlich auf seinem harten Lager.

Die Annehmlichkeiten der Nacht waren überstanden und mit Freuden sahen wir den andern Morgen, daß die Mulde in ihr Bett zurückgekehrt war. So stand denn unserer Weiterreise nichts mehr im Wege, und wir gelangten den zweiten Tag nach Meißen, aber so spät, daß wir weder den Dom noch andere Sehenswürdigkeiten in Augenschein nehmen konnten. Von dem schönsten Wetter begünstigt, fuhren wir den dritten Tag durch das reizende Elbthal mit seinen Landhäusern und Weinbergen dem deutschen Florenz zu. Mein Herz schwelgte vor Wonne und Entzücken, die sich noch steigern sollten, als

ich die mächtige Kuppel der Frauenkirche und die weltberühmte Brücke mit ihrem goldnen kolossalen Crucifix erblickte; lebhaft entstand bei mir der Wunsch, in dieser herrlichen Stadt heimisch zu werden.

Wir nahmen unser Absteigequartier im Goldnen Engel, sahen uns aber noch denselben Tag nach einer Privatwohnung um, die wir auch in der Wilsdruffer Gasse bei einem Leihbibliothekar fanden. Gleich den andern Morgen wurde Besitz davon genommen, unser Koffer herbeigeholt und unsere Staatsanzüge ausgepackt, um zunächst zu dem Herrn Intendanten, dem Grafen von S., zu eilen, der uns auf vorherige Anfrage um 9 Uhr früh zu sich befohlen hatte. Wir wurden von diesem wackern Manne wohlwollend aufgenommen und seine Humanität sprach sich in allen Zügen aus. Zu mir sagte er: er wünsche, daß ich der königlichen Familie und dem Publikum gefallen möge, dann zweifle er nicht, daß mir eine Anstellung bei der königlichen Bühne werden würde, vorausgesetzt, daß ich meine Forderungen nicht zu hoch stelle. Daß mir dieser treffliche Herr, der den Aristokraten gegen uns gar nicht herauskehrte, wohlwollte, ersah ich daraus, daß er mir alle diejenigen nannte, denen ich noch vor meinem Auftreten meine Aufwartung machen möchte, da sie Männer von Einfluß wären und mir in vieler Beziehung nützlich sein könnten.

Nachdem er uns freundlich entlassen, wandten wir unsere Schritte dem italienischen Dörfchen zu, wo der Mann wohnte, dessen Ruhm später die ganze Welt erfüllen sollte. Karl Maria von Weber war damals noch nicht verheirathet und wohnte in einem kleinen Haus dicht am Zwinger, das mit Wein umrankt und von einem Garten umgrenzt war. Ich konnte es kaum erwarten, den Mann kennen zu lernen, der, wie mir mein Vater erzählte, schon in seinem achten Jahre in Weimar mit großem Glück bei Hof gespielt und der die „Silvana" und so wunderschöne Lieder geschrieben hatte.

Eine alte Frau führte uns in ein Zimmer von gewiß zwanzig Fuß im Viereck, dessen Höhe aber kaum acht Fuß betragen konnte; dann ging sie in ein Nebenzimmer, um uns dem Herrn Kapellmeister zu melden. Die Einrichtung des Zimmers war einfach. In der Mitte stand ein schöner Flügel, die Wände waren mit Bildern berühmter Männer geschmückt und auf dem Bücherbret befanden sich die deutschen, englischen und italienischen Classiker.

Endlich erschien der Ersehnte. Ein kleiner Mann mit langen Armen trat ein und kam uns etwas hinkend entgegen, indem er uns mit großer Freundlichkeit begrüßte, besonders meinen Vater, den er von früherer Zeit her kannte. Nachdem wir auf seine Einladung Platz ge-

kommen, sagte er zu mir: „Sie haben Goethe und Ihrem würdigen Vater ihre dramatische Bildung zu danken und Gesangunterricht bei dem trefflichen Häser gehabt? Das sind Lehrer, bei denen man allerdings was Tüchtiges lernen kann, und hoffentlich werden Sie Ihre Zeit gut angewendet haben. Haben Sie alle die Rollen, die sich auf Ihrem eingesandten Repertoire befinden, schon gesungen?"

„Außer dem Adrian von Ostade, Osmin, Masferu, Zistofolus und Abbé noch keine", erwiderte ich.

„Auch den Jakob nicht?"

„Auch diesen nicht."

„Nun", bemerkte er mit lächelndem Gesicht, „wir wollen schon durchkommen." Dann fuhr er fort: „Sie spielen jedenfalls Klavier?"

„Aber nur mittelmäßig."

„Das thut nichts, bei solcher Jugend kann man vieles nachholen, und wünschenswerth ist es allerdings, wenn ein Sänger auch Partituren lesen, noch besser, wenn er sie spielen kann, er braucht dabei eben kein Virtuos zu sein. Ich hatte ein junges Mädchen bei meinem Ensemble in Prag als jugendliche Sängerin, Christine Böhler, der ich getrost meinen Platz in den Klavierproben anvertrauen konnte, so wacker spielte sie Partitur. Leider war ihre Stimme zu schwach, deshalb trat sie

zum Schauspiel über und wurde Schülerin der Sophie Schröder. Darum rathe ich Ihnen, junger Mann, recht fleißig auch darin zu sein, man kann sich dadurch sehr nützlich machen, und Ihnen selbst erwächst ein großer Vortheil daraus."

Diese Worte grub ich in mein Gedächtniß, befolgte sie streng und die guten Früchte blieben später nicht aus. Mit freundlichster Herzlichkeit entließ uns der herrliche Mann.

Vor Tische wurde noch dem Oekonomierath Franz Seconda, dem Theatersecretär Winkler (Theodor Hell) und dem Regisseur Hellwig ein pflichtschuldiger Besuch abgestattet. Franz Seconda war noch ein Bild aus dem vorigen Jahrhundert, mit Zopf und gepudertem Haar. Er war ein rechtlicher, braver Mann, der dem Königspaar mit unbegrenzter Verehrung und aufopfernder Liebe ergeben war, die er besonders in den schlimmen Jahren 1813 — 15 seinem königlichen Herrn an den Tag gelegt. Bei seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft schmückte der König des treuen Dieners Brust mit dem Orden der Rautenkrone, zu jener Zeit eine seltene Auszeichnung.

Nachdem ich ein Engagement in Dresden abgeschlossen hatte, übergab mich mein Vater Seconda's Obhut und stellte mich gleichsam unter seine Vormund-

schaft, die mir in der Folge nicht ganz behagen wollte, weil, trotzdem daß ich einsah, wie gut er es mit mir meinte, bei allen seinen Ermahnungen der Zopf hervorsah.

Nach Tische ging das Laufen wieder an. Vor allem wurde dem Herrn Oberinspector des königlichen Theaters ein Besuch gemacht, den uns Seconda als einen der einflußreichsten Männer bezeichnet hatte, da er mit den Kammerfrauen und Kammerdienern der höchsten Herrschaften im Verkehr stand. Dieser alte Herr, ebenfalls aus der Zopfzeit, war der Typus eines königlich sächsischen Hofbeamten, selbst gegen die ihm Untergebenen servil, der vor meinem Auftreten mich sogar den Garderobiers, dem Soufleur und Theaterdiener vorstellte und mich ihrer Gewogenheit empfahl. Dann wurde den Hofräthen Kind und Böttiger, die nicht versäumt werden durften, da sie Männer der Presse waren, die Aufwartung gemacht; letzterer war überdies ein alter Freund meines Vaters. Ersterer, ein kleiner Mann, empfing uns mit vieler Hoheit und Herablassung, wahrscheinlich im Gefühl seines bedeutenden Dichtertalents; Goethe hätte einen Fremden nicht mit mehr Würde empfangen können. Böttiger hingegen mit seiner bekannten süßen Freundlichkeit, die Augen meist zudrückend und fortwährend die Hände reibend. Er gehörte zu jenen Naturen, die es mit

Niemand verderben wollen. So erzählt man eine Anekdote von ihm, wo er neben der Schauspielerin Hartwig im Theater saß und die Schirmer eine Rolle spielte, in der die Hartwig früher viel Glück gemacht. Den Kopf nach ihrer Seite wendend und seine Hände nach der andern, flüstert er ihr leise zu, als die Schirmer abgeht: „Lange, lange keine Hartwig!" applaudirt dabei aber auf der andern Seite höchst energisch.

Ganz erschöpft kamen wir nach den vielen Besuchen auf der Brühl'schen Terrasse an. Meine Müdigkeit war aber bald beim Anblick der Elbe mit ihren reizenden Ufern verschwunden, und wie ein Verzückter lief ich von einem schönen Punkt zum andern.

Abends war im Theater italienische Oper; „Tancred" von Rossini wurde gegeben. Bisher hatte ich nur einzelne italienische Sänger gehört, hier trat mir zum ersten Male ein Ensemble entgegen, und zugleich sollte ich einen männlichen Sopranisten, den berühmten Sassaroli, kennen lernen, der den Tancred sang. Obgleich ihm die Partie zu tief lag und seine Stimme der jugendlichen Frische entbehrte, gefiel mir seine Methode doch außerordentlich. Als Darsteller war er freilich schauerlich, man konnte aber auch hierin keine Forderungen an ihn stellen, weil er hauptsächlich nur Kirchensänger war. Trefflich in Gesang und Spiel war die Sandrini als Amenaide;

auch Tibaldi als Argiero sang recht brav. Dagegen war der Bruder Sassaroli's, der Bassist, in der Rolle des Orbasano in Spiel und Gesang unter aller Kritik; der Klang seiner Stimme glich einer knarrenden Thorfahrt, denn nicht einen gesunden Ton förderte der Mensch aus seiner Kehle. Als ich später Gelegenheit hatte, Herrn Hellwig, der sonst ein sehr wackerer Schauspieler war, als Sänger zu hören, fand ich große Aehnlichkeit im Stimmfonds dieser beiden Orpheuse, nur daß diese nicht, wie jener, Todte herauf, sondern Lebendige hinaussangen.

Die Musik Rossini's machte auf mich in ihrer Originalität einen wunderbaren Eindruck; die süßen, einschmeichelnden Melodien bezauberten mein Ohr. Denken durfte man freilich nicht dabei, denn die Musik schickte sich für die Worte, wie Solotanzen für einen Podagristen. Man hätte bei dem Racheduett zwischen Argiero und Tancred ebensogut die Worte: „Komm, holdes Mädchen, laß liebend Dich umfangen", statt: „Hier, bei dem Schimmer des rächenden Schwertes", unterlegen können. Daß diese Oper, einzig in ihrer Art dastehend, mit ungeheurem Beifall aufgenommen wurde, konnte den gebildeten Musiker nicht verwundern, weil hier dem Publikum etwas noch nie Dagewesenes zu Gehör kam. Bei dieser Oper brauchte man freilich nicht, wie der Schüler im

„Faust", zu sagen: „Denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen", die Melodien in ihrer fortwährenden Wiederholung bleiben einem, ohne besondere Aufmerksamkeit, unwillkürlich im Gedächtniß hängen, und das ist's ja, was der Italiener haben will. Daß aber die größere Zahl der Deutschen und namentlich in den höhern Ständen bis heutigen Tag nach diesem Ohrenkitzel, denn weiter ist es ja nichts, verlangt, ist unbegreiflich. Welchem Vernünftigen könnte eine Oper genügen, die, aller Melodien baar, sich nur auf originelle Rhythmen, Modulationen und Harmonien beschränkte? Gewiß keinem! Die Melodie ist und bleibt die Seele in jedem musikalischen Organismus und alles Uebrige kann nur als Körper gelten. Aber die Seele eines Kunstwerks soll, dem Kunstzwecke entsprechend, schön und bedeutend, im wahren Sinne ideal, nicht leichtfertig, schmeichlerisch und buhlerisch sein. Damals allerdings, wo ich zwanzig Jahre war, erfaßte mich der allgemeine Schwindel der Laien auch; aber er dauerte nicht lange, in Weber's Nähe schwand er mit jedem Tage mehr. Obgleich Weber, ein großer Verehrer alter classischer italienischer Musik, auch alles wahrhaft gute Neue anerkannte und selbst Rossini für ein großes Talent erklärte, so stimmte doch jene Oper mit seinen Ansichten von einem Kunstwerk durchaus nicht überein.

Am andern Tage wurden die Besuche bei den ersten Mitgliedern des königlichen Hoftheaters vorgenommen, und zwar nach der Rangordnung, von deren Aufrechthaltung das Wohl und Wehe des Kunstinstituts abhing. Ueberall empfahl mich der Papa dem Wohlwollen der geehrten Collegen und Colleginnen, und im Fall ich das Glück haben sollte, engagirt zu werden, zugleich gütigster Beaufsichtigung, da ich zwar ein guter, aber auch etwas wilder Bursche wäre. Auf diese Art bekam ich in wenigen Tagen eine Masse Vormünder und Vormünderinnen.

Nicht ohne Bangen ging ich den andern Tag in die Klavierprobe von „Jakob und seine Söhne", die auf der Brühl'schen Terrasse in einem Salon abgehalten wurde, da in dem alten Theater kein Raum dazu vorhanden war. Als ich in den Saal trat, fand ich Weber allein, am Klavier beschäftigt. Nachdem wir uns gegenseitig begrüßt, sah er nach der Uhr. „So ist's recht, Genast", sagte er, „immer lieber etwas vor als nach der bestimmten Stunde; Pünktlichkeit ist in allen Lebensverhältnissen gut, bei dem Soldaten- und Schauspielerstande aber ist sie unerläßlich; halten Sie stets darauf, Sie ersparen dadurch sich und andern Aerger." Der treffliche Mann war nicht allein ein Vorbild als Künstler, sondern auch als Mensch. Ich war verwundert über den wunderbaren

Klang des Flügels, auf dem er spielte, worauf er bemerkte: „Diese Flügel sind in der Mitte des 16. Jahrhunderts erfunden worden und die Saiten werden durch kleine, in die Zungen der Docken eingeschobene Rabenfedern angeschlagen; zum Einstudiren paßt er gar nicht, da der Ton nicht ausgiebig ist.“ Auf der andern Seite des Saales stand noch ein Flügel, der ein modernes Ansehen hatte, dieser war aber nur zum Gebrauch der Italiener bestimmt. Da man „Jakob und seine Söhne“ schon öfters gegeben hatte, wurden nur die Nummern, worin ich beschäftigt war, probirt. Nach dem Terzett nickte mir Weber freundlich zu, was mich so ermuthigte, daß mich meine Angst bei der Theaterprobe, bei welcher auch der Intendant gegenwärtig war, ziemlich verlassen hatte. Auch letzterer, wie das mitspielende Personal, sprachen ihre Zufriedenheit aus.

Ich war von Natur sehr empfänglich für weibliche Schönheit. Bei dieser Probe lernte ich ein Mädchen kennen, das nicht allein diesen Vorzug, sondern auch eine wunderschöne Sopranstimme besaß. Sie sang die Solis der Jungfrauen, und ich hätte mit Johann von Paris rufen mögen: „Ich höre Sphären erklingen“, so bezaubernd war dieser Silberton, und ich war sehr betrübt, daß nicht sie, sondern eine Andere den Benjamin

sang, die keine ihrer Vorzüge besaß. Sinne und Herz nahm mir das liebliche Kind gefangen.

Sonntag den 13. April trat ich in der genannten Oper zum ersten Mal auf und wurde von dem Publikum mit großer Freundlichkeit aufgenommen, doch war der Hof nicht gegenwärtig. Weber kam nach der Vorstellung zu mir in die Garderobe und war mit meinem Vortrag, insbesondere aber mit meinem Spiel zufrieden; er sprach sich dahin aus, daß wir wohl zusammenbleiben würden. Freudig bewegt ging ich am Arm meines geliebten Vaters, der gleiche Gefühle empfand, nach Hause.

Am folgenden Tage wurde zum ersten Mal „Yngurd" von Müllner gegeben. Es war die erste Vorstellung im höhern Drama, welcher ich beiwohnte. Hellwig als Yngurd, die Damen Hartwig und Schirmer als Brunhilde und Oskar waren sehr brav, der Trefflichste war aber, nach dem Ausspruch meines Vaters, Julius als Ritter Jarl, der die Exposition des Stückes mit einer außerordentlich klaren Auseinandersetzung sprach. Von einigen alten Schauspielern hörte man dagegen ein Deutsch, das zum Erbarmen war. So sagte unter andern Haffner als greiser Fährmann: „Ich habe ihn (den König Oskar) an seinen Ziegen (Zügen) erkannt." Daß Böttiger sehr ausführliche und breite Kritiken schrieb, war mir aus dem „Journal des Luxus und der

Moden" schon bekannt, aber die, welche über „Yngurd" in der „Abendzeitung" erschien, ging doch übers Maß, denn sie umfaßte zehn Seiten.

Mein zweites Debüt war der August in „Leichtsinn und gutes Herz" und der Adrian von Ostade. Diesen Abend waren die höchsten Herrschaften gegenwärtig. Nach der Vorstellung kam der Herr Intendant zu mir auf die Bühne und theilte mir mit, daß ich der Königin und den Prinzessinnen gefallen habe, dann setzte der wirklich liebenswürdige Mann lächelnd hinzu: „Auch Se. Majestät ist, wie ich vermuthe, mit Ihnen zufrieden, denn er hat nicht ein einziges Mal gehustet. Kommen Sie morgen früh mit Ihrem Vater zu mir." Ich war außer mir vor Freude, schrieb mir aber gleich hinter die Ohren: Wenn also Se. Majestät die Gnade hat zu husten, so gefällst du ihr nicht! Aber wenn nun der allverehrte Landesvater wirklich einmal den Husten hat, wie dann? Doch die Wenn und Aber warf ich vorläufig beiseite und eilte mit beflügelten Schritten nach Hause, um dem Vater die frohe Kunde zuzujubeln. Nun hing bei uns Beiden der Himmel voller Geigen, und Papachen machte sofort eine Berechnung, was mich Logis, Frühstück, Mittag- und Abendessen, Garderobe und sonstige Ausgaben kosten konnten, und da ich auch noch nach Hamburg, Bremen und Hannover Aussichten hatte, so dachte

er mich nicht unter einer Gage von jährlich 1000 Thlrn. loszuschlagen. Indessen fügte er sich doch, als mir den andern Tag Graf V. 18 Thlr. wöchentlich bot, und nahm den Antrag an. Meiner Meinung nach war das ein Geld, was gar nicht unter die Leute gebracht werden konnte, und die hochfliegendsten Plane wurden von meiner Seite gefaßt, denen aber der Papa sogleich die nöthigen Dämpfer aufsetzte, indem er mir den Rath gab, auch nach seiner Abreise wie bisher zu Hause zu essen und überhaupt alle unnöthigen Ausgaben zu vermeiden, damit ich mir etwas für kommende Fälle zurücklegen könnte. Ein altes bewährtes Sprichwort sage: „Kaufe, was du nöthig hast, und nicht, was du brauchen kannst.“ Ich versprach alles; aber zu meiner Schande muß ich gestehen, daß der Rath des besten Vaters nach seiner Abreise bald vergessen war.

Endlich waren alle die unzähligen conventionellen Besuche, die so kurz wie möglich abgemacht wurden, überstanden; nur einen, bei dem Großvater des bildhübschen Mädchens mit der Silberglockenstimme, dehnte ich fast bis zur Ungebühr aus, denn das liebliche Geschöpf zog mich unwiderstehlich an, und nur die Mahnung meines Vaters konnte mich vom Platze bringen. Der freundlichen Einladung, bald meinen Besuch zu wiederholen, kam ich fast täglich nach, und bald vereinigten mich mit

dem liebenswürdigen Mädchen, die ich hier Julie nennen will, die engsten Bande, denn sie wurde nach vier Wochen, mit Zustimmung meines Vaters und ihrer trefflichen Schwester, meine Braut. Unsere Jugend — sie war siebzehn, ich zwanzig Jahre alt — beachtend, war mein Vater nicht ganz einverstanden mit diesem raschen Entschluß, wir beide wollten aber nichts von solchem Einwand hören, und so gab er uns seinen Segen.

In meine Debüts fielen die Gastdarstellungen des damals so berühmten Charakterschauspielers Wohlbrück, der im feinen Lustspiel ganz vortrefflich war.

Ein Bassist, Herr Gned, sang zwischen zwei kleinen Stücken die Scene des Herzogs aus „Camilla". Er war zwar von kleiner Gestalt, hatte aber eine kräftige, schöne Baßstimme und gute Methode; man hatte die Absicht, ihn zu engagiren. Unglücklicherweise sah er jedoch dem Offizier ähnlich, der dem König Friedrich August seine Gefangenschaft im Jahre 1814 angekündigt hatte. Die Königin, die der Vorstellung beiwohnte, verließ bei seinem Erscheinen sofort ihre Loge, ließ den Intendanten rufen und soll zu ihm gesagt haben: „Haben Sie denn nicht gesehen, V., wem dieser Mensch täuschend ähnlich sieht? Das Gesicht erinnerte mich an die schmerzlichste Zeit meines Lebens. Daß Sie ihn nicht engagiren!"

Nun folgte das Gastspiel der unübertrefflichen Grün-

baum, deren Aeußeres nichts weniger als blendend war, die aber eine wundervolle Stimme, mit einem Umfang von mehr als zwei Octaven, in einer seltenen Reinheit und Gleichheit, und eine Methode besaß, welche die der Catalani ganz in den Hintergrund stellte. Sie trat zuerst am 3. Mai als Prinzessin von Navarra in „Johann von Paris“ auf, und ich hatte das Glück, neben ihr den Seneschall zu spielen. Zwei verschiedene Auffassungen dieses Charakters hatte ich bereits gesehen; in Weimar die Deny's, der ihn als einen alten Vielfraß darstellte und mehr einem Portier als einem Hofmarschall glich; dann in Stuttgart, wo ihn mein sonst so trefflicher Lehrer Häser als jungen Fant gab und seine Liebe zu der Prinzessin etwas zu scharf hervorhob. Ich wollte dieser Ansicht folgen, aber mein Vater stimmte nicht bei, und unter seiner Leitung mußte ich den Seneschall als einen in der Etikette ergrauten Hofmann spielen, womit auch Weber sich ganz einverstanden erklärte.

Das Haus war zum Erdrücken voll, und auch die ganze königliche Familie wohnte der Vorstellung bei. Der Beifall war außerordentlich, der der Grünbaum zu Theil wurde, denn sie brachte ihre bezaubernde Stimme und ihre herrliche Methode in dieser Rolle zur vollsten Geltung, und was für ein kleiner musikalischer Teufel sie war, davon will ich hier ein Beispiel erzählen.

Wilhelmi, der ein recht netter Schauspieler, aber ein sehr mittelmäßiger Sänger mit einer schwachen Tenorstimme war, mußte aus Noth, da Bergmann mit seiner prächtigen Stimme doch als Schauspieler nicht ausreichte, den Johann spielen. Da sich aber seine Stimmlage nur bis zum hohen gis erstreckte, so mußte der Troubadour in E-dur gelegt werden. Dagegen protestirte die Grünbaum gewaltig, und als Weber ihr bemerkte, daß einer doch nicht geben könne, was er von der Natur nicht erhalten habe, sagte sie ganz trocken: „In Gottes Namen! Mögen die beiden Herrschaften ihre Verse aus E-dur singen, ich singe die meinigen aus F-dur."

„Das müßte eine schöne Musik werden", erwiderte Weber. „Na, vorläufig wollen wir in E-dur anfangen und in dieser Tonart bleiben; meine liebe Nachtigall wird sich schon finden."

Nach den ersten Versen setzte sie, zum Grausen aller musikalischen Ohren, statt in h in c ein und sang mit einer beispiellosen Reinheit, während das Orchester in E-dur accompagnirte, ihre Strophe in F-dur, natürlich höchstens acht Takte, da warf Weber, sich die Ohren zuhaltend, den Taktstab hin und schrie: „Grünbaum, um Gotteswillen, hören's auf oder ich bekomme Krämpfe!" Ein allgemeiner Beifallssturm und Gelächter erfolgte

von seiten des Orchesters und der Sänger wegen dieser kolossalen musikalischen Sicherheit; die Grünbaum selbst lachte wie ein kleiner Kobold über Weber's Entrüstung.

Sie trat zweimal in der genannten Rolle, dann als Donna Anna (italienisch), Marie im „Blaubart" und schließlich als Adele im „Lotterieloos" auf. Bei ihrer Rückkehr von Berlin, wo sie ebenfalls neben einer Milder, Seidler und Schulz Furore gemacht, sang sie auf allgemeines Verlangen nochmals bei uns die Prinzessin.

Weber war sehr streng bei anerkannten Meisterwerken und duldete niemals, daß ein Sänger sich erlaubte, eine Verzierung anzubringen, wo sie nicht am Platze war. Dieses Vergehen ließ ich mir einmal in der Rolle des Jakob, die ich schon öfter gesungen hatte, zu Schulden kommen, indem ich im Duett mit Benjamin eine ganz kleine italienische Verzierung anbrachte. Durch meine zwinkernden Augen bemerkte ich den grimmigen Blick, den der Meister mir von seinem Pulte aus zuwarf; hätte es der Anstand erlaubt, ich glaube, er hätte mir den Taktstock an den Kopf geworfen und gar keine Rücksicht auf den gebrechlichen Greis genommen.

Sobald der Vorhang gefallen, eilte ich in die Garderobe und riß mir die Kleider vom Leibe, um der Strafpredigt zu entgehen, aber kaum hatte ich Mantel und Gewand abgeworfen und stand nur noch mit Perrücke

und Bart da, so trat er ein, und ohne alle Achtung vor meinen weißen Haaren, donnerte er alsbald los: „Was machen Sie denn für dummes Zeug? Glauben Sie nicht, daß Mehul, wenn er solchen Schnickschnack hätte haben wollen, es besser gemacht hätte als Sie? Ich muß mir das inskünftige verbitten! Haben Sie mich verstanden? Gute Nacht, und schlafen Sie Ihren italienischen Rausch aus."

Da hatte ich's schön weg, und nie fiel es mir ein, unter seiner Leitung auch nur ein Nötchen hinzuzufügen. Er duldete nur Cadenzen, wenn der Componist eine Fermate vorgeschrieben und dem Sänger absichtlich Freiheit gegeben hatte. Im „Johann von Paris" brachte ich deren eine Masse an, und er hatte nichts dagegen, weil sie da am Platze waren.

Der arme Weber nahm im Anfang als Director der deutschen Oper, die von oben herab stiefmütterlich behandelt wurde, eine böse Stellung ein. Nicht einmal unsere Originalwerke, welche vor ihm die Italiener in ihrer Muttersprache aufgeführt hatten, durfte er geben; überall trat ihm die Partei der italienischen Oper, die von den höchsten Kreisen der Gesellschaft sehr begünstigt wurde, hemmend in den Weg. Er mußte fort und fort kämpfen, wenn er sein Ziel, eine würdige deutsche Oper herzustellen, erreichen wollte. Und welche Mittel waren ihm

dazu gegeben? Sein Ensemble bestand aus einer allerdings tüchtigen Sängerin, Frau von Biedenfeld, die aber eine ziemlich passirte Stimme hatte; Wilhelmi, zweiter Tenor, war mehr Schauspieler als Sänger; Hellwig, dessen Stimme viel Aehnlichkeit mit einer zersprungenen Baßgeige hatte, war erster Bassist. Metzner, welcher das Fach des Buffo und zweiten Bassisten vertrat, war ziemlich gut. Bergmann, dessen reizende Stimme von Mieksch gebildet war, sang vortrefflich, spielte aber gräßlich. Das Schwesternpaar Zucker, von denen die jüngere eine sehr schöne Sopranstimme hatte, und Fräulein Schubert vertraten das Fach der jugendlichen Liebhaberinnen und Soubretten. Die Letztgenannten waren mehr oder minder noch Anfänger, und obwohl ich der Bühne schon drei Jahre angehörte, so mußte ich mich doch in dem Fache, das ich jetzt in Dresden einnahm, auch zu diesen zählen.

Diesem beschränkten Ensemble, zu dem noch einige ganz untergeordnete Kräfte gehörten, stand ein vollständiges italienisches Opernpersonal gegenüber. Doch verlor Weber den Muth nicht, und mit unermüdlichem Eifer stand er uns jungen Leuten mit Rath bei. Er war eben ein großer Feldherr, der auch mit mittelmäßigen Truppen Siege zu erringen wußte.

Unter den italienischen Sängern hatte Weber manchen

Freund. Der treueste mochte wohl der damalige Regisseur Bassi sein, von dessen Don Juan mir mein Vater so Vortreffliches erzählt und den ich durch diesen nun auch kennen lernen sollte.

Ein gewichtiger Gegner von Weber war der Kapellmeister Morlachi, der ihm zwar stets freundlich entgegen kam, aber den Schalk im Nacken trug. Am gehässigsten aber zeigte sich bei allen Unternehmungen ein Fräulein von W., die Harfenspielerin, Dichterin, Malerin, Recensentin, kurz ein Universalgenie war, für welches der hohe Adel sie auch anerkannte. Weber hatte eben keinen stumpfen Zahn auf dies holdselige Fräulein, denn als ihn einst in einer großen Gesellschaft ein Hofherr um sein Urtheil über dies große Talent fragte, brach er in ungeheure Lobeserhebungen aus, sagte aber am Schluß: „Sie hat nur einen Fehler.“ — „Und welchen?“ fragte das Hofmännchen ganz verwundert. — „Sie kann die Tinte nicht halten.“

Die Nachricht von Goethe's Rücktritt veranlaßte meinen Vater, länger in Dresden zu bleiben, als er anfangs willens war.

Nach seiner Abreise befolgte ich noch eine Zeit lang seine Rathschläge, aß mittags allein auf meinem Zimmer, sang morgens meine Scalen, studirte meine Rollen oder ging, wenn ich keine Probe hatte, auf die Bildergalerie

und ins Antikencabinet, in welches ich durch meinen Gönner Böttiger, der Director desselben war, jeden Tag Zutritt erhielt. Mit großem Eifer studirte ich Plastik, Gesichtsausdruck und Mantelwurf, denn ich sah sehr gut, wie förderlich mir das in meiner Kunst sein konnte. Ich betrachtete mitunter so eine Gruppe lange Zeit, bei mir denkend: Welche Studien müssen die Schöpfer dieser Meisterwerke gemacht haben, um solches Körper- und Seelenleben in todten Stein zaubern zu können! Hier stand mir Goethe's Ausspruch, es müsse stets die Kunst mit der Natur Hand in Hand gehen, erprobt vor Augen.

Einst wurde ich durch die Worte: „So ist's recht, mein junger Freund", in meinen Betrachtungen unterbrochen. Der treffliche Professor M. stand neben mir und fuhr fort: „Das sollte jeder Schauspieler thun, dem seine Kunst ans Herz gewachsen ist. Aber mit Betrachten allein ist es nicht gethan, man muß die Plastik an seinem eigenen Körper üben, wenn man ihrer Herr werden will, und dazu werde ich Ihnen Gelegenheit geben. Nehmen Sie aus der Theatergarderobe seidene Tricots und den größten römischen Mantel, der vorhanden ist, und kommen Sie jede Woche einmal zu mir, daß ich Sie bei ihren Studien anleite."

Diesem herrlichen Manne verdankte ich es, daß ich später Rollen wie Orest, Agamemnon, Coriolan ꝛc. mit

unbefestigtem Mantel spielen konnte, denn nur auf diese Weise läßt sich im antiken Costüm ein malerischer Faltenwurf hervorbringen.

Meine Vormittagsstunden waren sonach nichts weniger als langweilig; aber das einsame Mittagsmahl! Die Stunden von 1 bis 3 Uhr, ehe ich schicklicher Weise zu meinem Bräutchen gehen konnte, wurden mir endlich unerträglich. Darum entschloß ich mich kurz und begab mich von nun an in das Hotel de Russie, welches nur wenige Schritte von meiner Wohnung lag und wo nach der Karte gespeist wurde; dort hatte ich das Vergnügen, mit Freunden zusammen zu essen und fast täglich neue Bekanntschaften zu machen. Die Bagatelle von ein paar Thalern Mehrbetrag des Monats war ja kaum in Rechnung zu bringen. Mit den paar Thalern war nun freilich nichts, da fast jeden Tag Champagner oder andere Weine ausgewürfelt wurden, wobei ich öfters der zahlende Theil war, und zu meinem Schrecken erhielt ich nach dem ersten Monat eine Rechnung, die über 30 Thaler betrug. Aber das flotte Leben meiner Tischgenossen, welche sehr lustige Burschen waren, gefiel mir immer mehr, und ich konnte mich von ihnen, obgleich mich mein Vater, dem ich meine veränderte Lebensweise geschrieben, warnte, nicht losreißen.

Da meine Julie katholisch und die Pathe der Königin

war, so versäumte sie natürlich keinen Sonntag die Messe, denn die Königin sah es gern, wenn ihre Schauspielerinnen Frömmigkeit an den Tag legten. Mancher dieser Confession Angehörige drängte sich in die vordersten Reihen, um ja von der Majestät gesehen zu werden, meine Julie aber wählte stets die letzte Bank, damit ich hinter ihr stehen konnte, denn in das Seitenschiff der Kirche, wo die Frauen saßen, durfte kein Mann vordringen, sonst tippte ihn gleich der Cerberus von Portier mit seinem gewaltigen Stocke auf die Schulter.

Sassaroli war eigentlich nur Kirchensänger, und in der Kirche erst lernte ich die kolossale Kraft seiner Sopranstimme kennen, deren bedeckter Klang sich in dem weiten Raume ganz verlor. Dies Portament, dieser Vortrag der Cantilene erhoben und begeisterten mich. Die Bildung und Ausdauer seines Athems war erstaunlich, denn er konnte den Ton auf 25—30 Secunden ausdehnen. In einer Messe von Naumann hatte er das f auf der fünften Linie acht Takte auszuhalten; nach dem vierten verwandelte er den Ton in einen Triller, was von großartiger Wirkung war. Und wie rein und regelrecht war dieser Tonwechsel, wie anders als der der berühmten Signora Catalani! Nicht allein der Sänger zog mich unwiderstehlich an, sondern auch der edle Mensch. Er war gegen jedermann freundlich und gefällig, und

besonders hatte er Kinder sehr gern, bei deren Liebkosungen ihm stets die Thränen in den Augen standen, weil er das Glück, Kinder zu besitzen, das er entbehren mußte, über Alles schätzte. Sein Herz war für seine Freunde voller Liebe und Hingebung; nur einen haßte er, und das war der Mann, der ihm das Leben gegeben und ihn hatte verstümmeln lassen. Dieser alte Bösewicht kam, wie man mir sagte, zuweilen nach Dresden, wo er bei seinem ältern Sohne, dem Bassisten, wohnte. Der Sopranist unterstützte wohl seinen grausamen Vater aufs reichlichste, ließ ihn aber nie vor sich kommen.

Ich hatte mich seiner besondern Protection zu erfreuen und durfte ihm zuweilen vorsingen, wobei er mich stets diesen oder jenen Vortheil der Gesangskunst kennen lehrte. Er hatte auch kleine Liebesintriguen, und man behauptete, daß er zu einem wunderhübschen Mädchen sogar in innigem Verhältniß stehe. Als ich ihn damit neckte, bemerkte er lächelnd, daß er nicht unempfindlich gegen weibliche Schönheit wäre.

Nächst ihm nahm sich Bassi meiner liebreich an. Durch ihn lernte ich Porpora's Methode kennen, dessen Enkelschüler er war. Dieser größte Gesanglehrer aller Zeiten gründete im Jahr 1731 die weltberühmte Gesangschule von Neapel, aus der die trefflichsten Sänger des 18. Jahrhunderts hervorgingen. Leider hat er die Grund-

sätze seiner Methode durch den Druck nicht veröffentlicht, nur seine Schüler haben sie hier und da weiter verbreitet. Diese Methode wich bedeutend von der frühern Singschule des pariser Conservatoriums ab, wo jeder Schüler beim Beginn des Unterrichts ein halbes Jahr nichts als gehaltene Töne singen durfte, bis er seinen Athem mit An- und Abschwellen auf die Dauer von zwanzig Secunden ausdehnen konnte. Dadurch wurde natürlich der Kehlkopf steif, und es bedurfte jahrelanger entgegengesetzter Uebungen, um ihm die nöthige Beweglichkeit wieder zu verleihen. Porpora verfuhr umgekehrt.

Zwischen der Persönlichkeit Sassaroli's und Bassi's war ein ungeheurer Contrast. Jener hatte ein schlaffes, bartloses Gesicht mit dunkeln, matten Augen; alle seine Glieder, besonders die Beine, waren von unregelmäßiger Dicke. Bassi hingegen war einer der schönsten alten Männer, die ich jemals gesehen. Diese schwarzen großen Glutaugen, mit den langen Wimpern und feingeschnittenen Brauen, dieses weißgelockte Haar und edelgeformte Gesicht, und dieser ebenmäßige Gliederbau mußten immer noch Bewunderung erwecken, und ich hätte es keinem jungen Mädchen verdenken können, wenn sie sich in diesen weißen Lockenkopf verliebt hätte.

Benelli war erster Tenor, mit einer sehr kräftigen, schön gebildeten Stimme, die sich für Partien wie

Cortez, Licinius ꝛc. sehr gut eignete und deren Lage ihm sogar erlaubte, den Don Juan zu singen, in welcher Rolle mich sein Spiel an Stromeyer erinnerte. Tibaldi war lyrischer Tenor und besaß eine sehr schöne, weiche Stimme mit viel Geläufigkeit; die Arie des Octavio im zweiten Act des Don Juan habe ich nie besser vortragen hören; er sang sie weit besser als der weltberühmte Rubini, dessen Bekanntschaft ich später auch machen sollte. Tibaldi hatte allerdings einen Fehler; wenn er sang, machte er ein Gesicht dazu, wie Heulmeier in den Fliegenden Blättern. Seine Tochter Constanze war damals 15 oder 16 Jahre*) und besaß eine wunderbare schöne Altstimme, die erst ihr Vater und dann Benelli ausbildete. Nebenbei war sie das schönste Mädchen von ganz Dresden und man verglich sie mit Recht mit der Rafael'schen Madonna. Sie betrat die Bühne im Jahre 1820 und erwarb sich später einen bedeutenden Ruf.

Benincasa war mein ganzer Liebling. Sein Leporello, Figaro, Bucefalo („Sängerin auf dem Lande") Taddeo („Italienerin in Algier") und vor allem sein Geronimo („Matrimonio segreto") waren Meisterrollen von ihm. Er war einer der besten Buffos seiner Zeit,

*) Tibaldi wurde nicht, wie Herr Gathy in seinem musikalischen Lexikon sagt, im Jahre 1820, sondern 1815 in Dresden engagirt und seine Tochter nicht 1806, sondern 1802 geboren.
Anmerk. d. V.

mit einer kraftvollen, sonoren Stimme begabt, die hinreichend gebildet war, aber als Schauspieler überflügelte er noch den Sänger. Ich habe von keinem Italiener die Parlando-Recitative so vortrefflich vortragen hören wie von ihm. Man erzählte mir, daß Morlachi in Perugia vor einem offenen Laden Benincasa mit Schuhmachen beschäftigt und dabei eine Canzonette singend gefunden habe. Die klangvolle schöne Baßstimme gefiel dem Kapellmeister so ausnehmend, daß er den Naturalisten mit sich nahm, ihn drei Jahre lang unterrichtete und ihn im Jahre 1808 auf einer kleinen Bühne bei Bologna auftreten ließ. Im Jahre 1811 engagirte er ihn nach Dresden. Auch die Sandrini war eine ausgezeichnete Sängerin.

Weber war unermüdlich in seinen Anstrengungen, die deutsche Oper vorwärts zu bringen, und brachte endlich ein Meisterwerk von Cherubini, „Lodoiska", zur Aufführung. Er war ein großer Verehrer dieses unvergleichlichen Componisten, und in einem eigenen Aufsatz, worin er das Publikum auf den bevorstehenden Genuß aufmerksam machte *), sagt er unter anderm von ihm: „Einer der wenigen Kunstheroen unserer Zeit, der als classischer Meister und Schöpfer eigener Bahnen ewig

*) Abendzeitung, Juli 1817

in der Geschichte der Kunst hell erglänzen wird. Die Tendenz seiner Geisteskraft gehört, gleich der Mozart's und Beethoven's — obwohl jeder auf seine ihm eigenthümliche Weise — dem in unserer Zeit vorherrschenden, dem romantischen an."

Solche Andeutungen, von welchem Standpunkt aus das Publikum das Werk zu betrachten habe, schickte Weber allen Opern, die er neu einstudirt hatte, voraus. Auch hierin trat ihm Böswilligkeit entgegen: er wolle das Publikum bevormunden, sein Benehmen sei anmaßend ꝛc. Obgleich jeder Unparteiische sein künstlerisches Urtheil mit Dank empfing und es als maßgebend betrachtete, so stellte er dennoch nach kurzer Zeit diese Berichte wieder ein und entzog dadurch der Mit- und Nachwelt seine klare und geistvolle Ansicht über solche Werke. Und wie nöthig waren diese Vorberichte, namentlich bei der „Lodoiska", an ein Publikum, das in die weichliche Manier der italienischen Compositionen ganz versunken war, damit es ein solches dramatisches Werk nur annähernd begreifen konnte.

Weber's Mühe und Eifer, die Menge auf einen höhern Standpunkt des Geschmacks zu bringen, blieben vorläufig fruchtlos. Die Oper fand nur bei wenigen Anerkennung, und die Masse erklärte, daß die früher von den Italienern gegebene „Lodoiska" Simon Meyer's viel schöner sei.

Wer Cherubini's Opernpartituren kennt und seine vollendete Stimmenführung in vocaler und instrumentaler Hinsicht studirt hat, wird keinen Augenblick zweifeln, daß dieser große Meister in allem, was charakteristisch-musikalische Färbung anlangt, das Vorbild Weber's war. In melodiöser und declamatorischer Hinsicht aber übertrifft Weber sein Vorbild. So groß Cherubini in seinen vier Hauptopern „Lodoiska", „Medea", „Wasserträger" und „Faniska" dasteht, so erreichen diese Werke in Melodie und declamatorischer Bedeutung Weber's Meisterwerk „Euryanthe" nicht. Man könnte eigentlich Mozart und Cherubini Weber's musikalische Aeltern und Gluck seinen Großvater nennen, denn ohne diese hätte er wahrscheinlich solche künstlerische Größe nicht erreicht, wie wiederum ohne ihn und Beethoven uns weder ein Marschner noch ein Wagner erstanden wäre, denn beide sind in die Fußstapfen jener großen Meister getreten.

Weber war auch im geselligen Leben ein höchst liebenswürdiger Mensch. Wollte er sich einmal eine Erholungsstunde gönnen, so wurden von ihm, Hofrath Heun (Clauren) und Theodor Hell (Winkler) Land- und Wasserpartien unternommen und stets ein Theil des Theaterpersonals dazu aufgefordert. Fuhr man des Abends auf der Elbe zur Stadt zurück, so wurden drei- und vierstimmige Lieder auswendig gesungen, denn von

Erleuchtung des Kahns war keine Rede, oder es wurden kleine Novellen von Weber und Clauren aus dem Stegreif erzählt. Der erstere wählte meist ein Thema witzigen, sarkastischen und launigen Inhalts. Der letztere gab Gespenstergeschichten zum Besten, die er alle selbst erlebt hätte, und wußte das Grausen der Damen bis auf den Culminationspunkt zu steigern, bis er, wie Aennchen im „Freischütz“, mit einem Kettenhund schloß.

Meine Beschäftigung beim Hoftheater in Dresden war gar nicht nach meinem Wunsche. Im Schauspiel spielte ich nur zweite Liebhaber, zu denen ich, nach Goethe's richtigem Ausspruch, durchaus kein Talent hatte; Charakterrollen durfte ich nicht erwarten, da das männliche Personal, Wilhelmi und mich ausgenommen, sammt und sonders bereits in gereifterem Alter stand. Mein ganzes Opernrepertoire bestand aus dem Seneschall, Jakob und Durlinsky. Im „Blaubart“ eignete sich der Regisseur Hellwig die Titelrolle zu und ich mußte den Castellan singen. Der Baron im „Waisenhaus“ war auch keine Rolle, die mich hätte begeistern können; genug, ich war sehr unzufrieden mit meiner Stellung und oft so unmuthig daß nur das wohlwollende, Zureden Weber's mich verhinderte, um meine Entlassung einzukommen.

Freilich gab es noch einen andern Magnet, der mich

nicht minder stark an Dresden festhielt. Mit meiner Julie durfte ich nach und nach fast den ganzen Tag zusammen sein. Bei unsern Morgenspaziergängen trafen wir öfter, wenn wir schon vor 6 Uhr früh den äußern Schlag des Pirnaschen Thores überschritten hatten, den Prinzen Anton, den nachmaligen König, der fast jeden Morgen in frühester Stunde nach seinem Garten ging, um in aller Gemüthsruhe sein Pfeifchen zu rauchen. Ich brauchte nicht nach der Uhr zu sehen, wenn er in seinem unabänderlichen Anzuge — Frack, Weste und kurze Beinkleider von grauem Atlas, weißseidene Strümpfe, Schuhe mit Schnallen, das kurze Pfeifchen im Munde und den Chapeaubas unter dem Arme — dahergeschritten kam, dann war es gewiß noch nicht 6 Uhr, denn mit dem Schlage der Stunde betrat er wieder das Stadtthor und dann verschwand sein Pfeifchen in der Seitentasche. Er war darin, wie sein königlicher Bruder, ein Mann nach der Uhr. Stets erhielten wir auf unser ehrfurchtsvolles Compliment einen freundlichen „Guten Tag" von ihm. Einstmals trat er sogar an uns heran und sagte: „Ei, ei, wie können Liebesleutchen den schönen Morgen so verschlafen! Was machen Sie denn, mein liebes Julchen, sind Sie mit dem zufrieden? Führt er sich gut auf?"

„Ach, mein Bräutigam ist so gut, ich bin mit ihm sehr zufrieden, königliche Hoheit", erwiderte Julie.

Lächelnd fuhr er fort: „Na, na! Ein bischen leichtsinnig soll er sein! Adieu, Ihr verliebtes Pärchen!"

Er war ein trefflicher, guter Mann und voll Humanität. Wenn die Fama nicht log, so beabsichtigte er damals die Krone, sobald sie ihm zufallen würde, an seinen Neffen, den ältesten Sohn des Prinzen Max, abzutreten; aber seine Gemahlin soll den Ausspruch gethan haben, sie müsse Königin werden und wenn sie auch nur auf kurze Zeit den Thron einnähme. Das wäre ein prophetisches Wort gewesen, denn bei der Huldigung in Leipzig 1827 erkrankte sie und starb.

Der gute Prinz Anton hatte nicht unrecht mit meinem Leichtsinn gehabt. Meine Tischgenossen gehörten meist der Aristokratie an — lustige junge Leute, die wohlhabend genug waren, luxuriöse Ausgaben nicht zu scheuen. In dieser Lage befand ich mich nun zwar keineswegs, fühlte mich aber doch zu wohl in der Gesellschaft, als daß ich ihr hätte entsagen mögen.

Ihre Majestät die Königin, deren gnädiger Gunst ich mich erfreute, liebte es, von den Verhältnissen und der Aufführung ihrer Diener stets in Kenntniß gesetzt zu werden, und die böse Welt behauptete, daß ein Kammerjunker von X. das Amt eines Berichterstatters

verwalte und während der Mittagstafel im Schlosse seine Neuigkeiten anbringe. Um genügenden Stoff zu sammeln, ging der Kammerjunker des Morgens zuerst zu Chiaboni, wo sich die junge leichtsinnige Männerwelt versammelte. Dort ileß er sich ein Glas Zuckerwasser oder einen Schnitt meißner Ausbruch geben, dann besuchte er einige Hotels, las die Zeitungen und verzehrte allenfalls ein Butterbemmchen dazu. Natürlich wurde vor allem das Hotel de Russie beehrt, denn da saßen die lockersten Bürschchen, und da gab's zu beobachten, wie viel Champagner getrunken wurde, ob einer einen neuen Rock anhatte, ob er gewichste oder Glanzstiefeln trug. Daß ich dabei nicht übersehen worden war, sollte ich bald erfahren.

Eines Tages ließ mich der Herr Oekonomierath Seconda zu sich bescheiden, denn er war ja quasi mein Vormund, und eröffnete das Gespräch sogleich mit den Worten: „Höre, mei lieber Sohn! Ich habe Dir eine sehr unangenehme Nachricht mitzutheilen."

Erschrocken fiel ich ihm ins Wort: „Ist meinem Vater etwas geschehen?"

„Ne"! fuhr er ruhig in seinem gewichtigen Tone fort. „Gestern wurde ich zu Ihrer Majestät unserer allergnädigsten Königin befohlen, und Höchstdieselbe hatte die Gnade, mir mit ä sehr zornigen Gesicht zu sagen: „Hör'

Er ämal, Seconde, sag Er dem jungen Menschen, dem Genast, er wäre ä leichtsinniger Bursche!" Und nun hielt er mir mein ganzes, von dem Herrn Kammerjunker aufgenommenes Sündenregister vor; daß ich mit dem liederlichen Y. und Z. Champagner tränke, mir einen neumodischen, veilchenblauen, bis auf die Knöchel herabreichenden Gehrock angeschafft habe, das Tuch sei von Bartoldi am Markte, die Elle zu 7 Thaler 22 Groschen. Wo das hinaus solle? Ihre Majestät sei mir bisher gnädig gewesen, wenn ich mir aber nicht Ihre höchste Ungnade zuziehen wolle, müsse ich meinen bisherigen Lebenswandel einstellen und den Umgang mit dem liederlichen Y. und Z. aufgeben. „Sieh, mein Sohn", fuhr er fort, „danach mußt Du Dich hübsch richten. Und nun sag mir, ob das Alles wahr ist, was man Ihrer Majestät unserer allergnädigsten Königin von Dir erzählt hat?"

„Ja, Herr Oekonomierath, mit dem Rocke, das ist wahr, aber alle Tage trinken wir nicht Champagner, sondern höchstens die Woche zweimal.

„Herr Jeses", schrie er, „ich trinke das ganze Jahr keenen und ich bin doch Oekonomierath! Schämen sollst Du Dich! Jetzt geh hin und thu's nicht wieder, oder ich schreib's Deinem Vater und sag's Julchen."

Mit diesen Drohworten verließ er mich, gewiß in dem Glauben, daß ich nie wieder Champagner trinken

und künftig einen geschwänzten altmodischen Frack tragen würde.

Die Königin bewogen übrigens die edelsten Absichten, sich von den Verhältnissen der Einwohner Dresdens bis zu den untersten Schichten hinab in Kenntniß setzen zu lassen. Sie benutzte diese Kenntniß dazu, um die reichen Gaben ihrer Mildthätigkeit dahin fließen zu lassen, wo Noth und Elend ihrer am meisten bedurften. Sie war die würdige Schwester des Königs Maximilian von Baiern. Die strenge Etikette, die zu jener Zeit am sächsischen Hofe herrschte, behielt sie wohl in ihrer Haltung bei, aber bei ihrem Gegengruße prägte sich ein so freundliches Wohlwollen auf ihrem Gesicht aus, daß es ihr alle Herzen gewann. Ein Gleiches fand man bei den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. Nur der König dankte stets mit einem ernsten Gesicht. Außer in Pillnitz sah man ihn niemals spazieren gehen. Dies war sein Sommeraufenthalt, wohin er allwöchentlich einmal deutsches Schauspiel befahl.

Der Zuschauerraum der dortigen kleinen Schloßbühne faßte nur den Hofstaat. Während der Vorstellung wurden Erfrischungen herumgereicht, wobei der König stets gefragt haben soll: „Haben denn meine Acteurs auch schon bekommen? Daß mir die nicht vergessen werden!“ Vor Tische machten wir Schauspieler gewöhnlich einen

Spaziergang durch den Hofgarten. Da traf es sich einstmals, daß uns die ganze königliche Familie entgegenkam. Wir machten sogleich Front und drückten uns an eine grüne holländische Wand an. Unsre Damen machten einen Knix, daß ihre Kniee fast den Boden berührten, und wir Männer eine Verbeugung, bei der wir ziemlich wie ein Sprenkel ausgesehen haben müssen. Hier hatte ich nun Gelegenheit, die Etikette beobachten zu können, die selbst auf dem Lande von den höchsten Herrschaften beibehalten wurde.

Voran mit der Königin ging der König, uns im Vorbeigehen einen „Guten Tag! Guten Tag!" zurufend. Die Königin lächelte meine Braut an: „Guten Tag, mein liebes Julchen! was machst Du denn, mein Pathchen?" Hinter dem Königspaar kam die Prinzeß Auguste; nach dieser die königlichen Prinzen und Prinzessinen nach ihrem Alter, immer einen Zwischenraum von einigen Schritten beobachtend.

Als der König Maximilian von Baiern zu Anfang der zwanziger Jahre nach Dresden kam, erhielt diese strenge Etikette allerdings einen kleinen Stoß. Wie man mir erzählte, wünschte der König mit den Brüdern seines Schwagers einen Spaziergang durch die ganze Stadt zu machen, und da er schwarzen Frack und Pantalons trug, so mußten sich auch die Prinzen solche

anfertigen lassen. Die Hofschneider wurden nun schnell herbeigeholt. Prinz Anton, der bei dem Anprobiren der Unaussprechlichen die Hülfe seines Schneiders zurückwies, kam nach einer Weile aus seinem Cabinet wieder heraus und bemerkte dem Schneider, daß die Hosen eine Handbreit zu lang wären und um so viel kürzer gemacht werden müßten. Trotz aller Gegenreden des letztern bestand der Prinz darauf, und dieses Spiel wiederholte sich noch zweimal, bis endlich wieder kurze Beinkleider zu Stande kamen. Die Sache war ganz natürlich. Seine königliche Hoheit kannten das nothwendige Requisit bei dieser Tracht, die Hosenträger, nicht, und so waren denn bei mehrmaligem Auf- und Abgehen die Hosen immer heruntergerutscht.

Der 7. Juni, der Jahrestag der Rückkehr Friedrich August's aus seiner Gefangenschaft, wurde in der ganzen Stadt gefeiert. In der Kirche wurde eine trefflich executirte Messe von Morlachi aufgeführt. Im Theater am Lincke'schen Bad gab man „Le cantatrice villani," worin Benincasa als maestro di capella vortrefflich spielte und sang und in seinen angebrachten Lazzis höchst ergötzlich war. Dieser Oper folgte eine Cantate, deren Text und Musik miserabel waren. Dennoch war der Beifall des Publikums enorm, der aber nicht dem flachen Machwerk, sondern dem geliebten, hochverehrten Landesvater galt.

Unter vielen andern trefflichen Eigenschaften, die letzter besaß, charakterisirte ihn strenges Halten am gegebenen Worte und eine bis ins Kleinste gehende Gerechtigkeitsliebe. Einen Zug davon, den der Oberpostdirector von Hüttner mir erzählt hat, will ich hier mittheilen.

Die Postverwalter von Luppe, zwei Brüder, konnten bei der kleinen Station nach Oschatz, von $1^1/_4$ Meile, nicht bestehen, weshalb die Behörde beschloß, in Zukunft $1^1/_2$ Meile anzusetzen. Natürlich mußte dieser Beschluß dem Könige vorgelegt werden. Er fragte ganz einfach: „Ist denn Oschatz von Luppe eine Viertelmeile weiter gerückt? Wie kommt der Reisende dazu, $1^1/_2$ Meile statt $1^1/_4$ Meile zu bezahlen? Was sollen denn die Leute von mir denken? Das wäre ja ein offenbarer Betrug! Nichts da! Kann der Posthalter dabei nicht bestehen, so werde ich aus meiner Chatoulle den Mehrbetrag ersetzen.“ Und das geschah. Der König zahlte von nun an für jeden Reisenden die hinzugefügte Viertelmeile.

Böttiger und Hell waren die stehenden Referenten in der Abendzeitung über das Schauspiel und die deutsche Oper. Ersterer besprach gewöhnlich das Neue im Gebiet des Dramas oder berühmte Gäste, welche auftraten. Er war aber in seiner Kritik so breit, daß man sie nur mit

namenloser Geduld zu Ende lesen konnte, und wenn er tadeln mußte, so that er es äußerst diplomatisch und rücksichtsvoll. Hier ein kleines Pröbchen davon. Ueber die „Kluge Frau im Walde", oder der „stumme Ritter", ein Ritterschauspiel von Kotzebue aus dem vorigen Jahrhundert, was, wie Böttiger anführt, bereits 48 Vorstellungen auf der dresdener Hofbühne erlebt hatte, sagte er wörtlich: „Neu besetzt waren heute unter andern Edmund durch Herrn Wilhelmi und Volkmar durch Herrn Genast. Ersterem gelang der hinter dem Bruder verkappte Liebhaber recht gut. Wenn letzterem die vielgewandte, einschmeichelnde Geschmeidigkeit und die schmelzende Glut des sich ganz hingebenden jungen Rittersmannes schon seiner für so viele andere Rollen trefflich passenden Aeußerlichkeit und Stimme wegen etwas abzugehen schienen, so bemerkte man hingegen die fein gemessene Bewegung seines Geberdenspiels im besten Einklange mit seiner aus einer sehr guten Schule abstammenden, richtigen Declamation mit Wohlgefallen und fand dadurch aufs neue frühere Erwartungen vollkommen bestätigt." Ich hätte ganz einfach gesagt: Der junge Mann paßte nicht für diese Rolle!

Uebrigens war Böttiger auch ein vortrefflicher Redner aus dem Stegreif, wobei er allerdings gleichfalls einen langathmigen Periodenbau liebte. Bei der Feier

des Geburtstags der Frau Hartwig hatte ich Gelegenheit, dieses Talent an ihm zu bewundern, und sein geistreicher Toast, den er auf die Gefeierte ausbrachte, wäre gewiß mit großer Acclamation aufgenommen worden, wenn ihm dabei nicht seine Kurzsichtigkeit einen bösen Streich gespielt hätte, der die Anwesenden viel mehr in Verlegenheit als Begeisterung setzte.

Nachdem er höchst sinnvoll die Verdienste der Hartwig um die dramatische Kunst hervorgehoben hatte, nahm er aus einer ihm nahestehenden Vase eine Rose und verglich sie mit der Gefeierten. Seine Blindheit ließ ihn leider nicht bemerken, daß die schon halb verwelkte Blume sich während seiner Rede mehr und mehr entblätterte. Am Schlusse reichte er sie gar dem lieben Wiegenkinde als Ebenbild. Die Hartwig empfing die Entblätterte lachend und erwiderte sofort: „Lieber Böttiger! Ich habe mich stets Ihrer Gunst zu erfreuen gehabt, aber heute erst ist mir klar geworden, wie sehr die Liebe blind machen kann.“

Nach diesen Worten brach ein ungeheurer Jubel los, denn jeder war froh, daß er nun seiner Heiterkeit den Zügel schießen lassen konnte.

Einen hohen Genuß bereitete mir das Gastspiel von Sophie Schröder, die im August viermal auftrat. Ihre erste Rolle war die Jungfrau von Orleans, und

obgleich dieselbe weder dem Alter noch der Gestalt nach für sie paßte, so entzückte sie mich doch durch ihre Rhetorik, Plastik, Mimik und durch ihr hinreißend schönes sonores Organ. Unwillkürlich wurde ich dazu aufgefordert, zwischen ihr und der Wolff, die ich in Weimar diese Rolle hatte spielen sehen, Vergleiche anzustellen. In der Auffassung des Charakters waren beide sehr verschieden. Die Schröder gab ihn begeistert, mit einer ungeheuern Kraft, wobei ihr ihr wunderbar schönes Organ zu statten kam, dessen Stärke sie aber bei den lyrischen Stellen meisterhaft zu beherrschen wußte. Den Monolog im vierten Act habe ich nur noch in spätern Jahren von Sophie Müller gleich meisterhaft vortragen hören. Die Wolff gab mehr die träumerische Schwärmerin, ihr ziemlich klangloses Organ erlaubte ihr nicht die Kraftstellen zur Geltung zu bringen; dagegen entwickelte sie eine größere Nüancirung, da Schiller ihr Studium selbst geleitet und sie mit allen feinen Schattirungen der Rolle vertraut gemacht hatte.

Die zweite Rolle war die Kleopatra in Corneille's „Rodogune", die dritte Lady Macbeth und schließlich Medea nach Gotter. Außerdem gab sie noch sechzehn mimische Bilder. Von allen ihren Darstellungen war wohl die Medea das vollendetste Meisterwerk in Declamation, Plastik und Mimik. Die Steigerung ihrer Stimmmittel, als sie vom Drachenwagen herabrief: „Jason, begrabe

Deine Kinder!" brachte, gleich einem gewaltigen Donnerschlag, die erschütterndste Wirkung auf das lautlos verharrende Publikum hervor. Hier bewies sie, daß sie mit Recht den Namen der ersten traigschen Schauspielerin verdiente. Noch ist bis auf den heutigen Tag keine Künstlerin von solcher Größe in diesem Fach erstanden, und selbst die Bethmann konnte man ihr darin nicht an die Seite stellen, - viel weniger die in ganz Europa vergötterte manierirte Rachel!

Die sechzehn Bilder, wobei sie hauptsächlich ihre meisterhaft ausgebildete Mimik entwickelte, bestanden zunächst aus vier Stellungen der Agrippina mit dem Aschenkrug des Germanicus. Die vier folgenden bezeichneten Liebe, Eifersucht, Haß, Verachtung. Daran schlossen sich Freude, Schreck, Furcht, Angst; endlich: Zorn, Wuth, Verzweiflung, Raserei.

Das Alles war mit solchem entsprechenden Gesichtsausdruck dargestellt, daß es der Worte nicht bedurfte, um den Sinn zu begreifen. Der Beifall des Publikums kannte fast keine Grenzen, und für mich wurde sie ein Leitstern bei meinen Studien. Später hatte ich noch öfter Gelegenheit, diese unübertreffliche Künstlerin zu sehen und zu bewundern.

Eine zweite Schicksalstragödie erschien am dramatischen Horizont und machte endlich die Runde über alle

deutsche Bühnen. Mit fast noch größerem Beifall als Müllner's „Schuld" wurde die „Ahnfrau" von Grillparzer vom Publikum aufgenommen, in der allerdings das Grasse nicht so lebendig hervortritt als in jener, obgleich das Motiv zum Untergang eines ganzen Stammes hier noch widerlicher ist als dort. Dort wird ein Meuchelmord an dem Thäter und seiner Genossin durch das Schicksal gerächt; hier müssen Schuldlose büßen, was eine verbuhlte Ahnfrau vor mehreren Jahrhunderten verbrochen hat. Ich habe noch bis heute die höchste Achtung vor Grillparzer's dichterischem Talent, welches sich in seiner „Sappho" am schönsten entfaltet hat, aber mit der „Ahnfrau", trotz der blühenden, bilderreichen Sprache, habe ich mich nie befreunden können. Die Darstellung war ziemlich gelungen zu nennen, besonders waren Burmeister als Borotin und die Schirmer als Bertha sehr brav.

Bei Proben ging es in unserm kleinen Conversationszimmer, wo Herren und Damen zusammen saßen, gewöhnlich sehr lustig her. Ein prächtig amüsanter alter Mann war Bösenberg, der sich bei den Mittheilungen aus seiner Lebensgeschichte, wozu er von uns jungen Leuten öfters veranlaßt wurde, wahrscheinlich den Baron Münchhausen zum Muster genommen hatte. Wir glaubten ihm natürlich Alles aufs Wort: daß er zehn Jahre Apotheker,

dann Schauspieler, dann auf einer Reise nach Sicilien von Korsaren gefangen genommen, nach Algier geschleppt und zwanzig Jahre dort Sklave gewesen sei. Die Favoritin des Dei hätte sich in ihn verliebt, sie wären beide geflohen, 40 Tage durch die Wüste gewandert, und endlich hätte sie ein europäisches Schiff aufgenommen, das aber durch einen Sturm nach Konstantinopel verschlagen worden wäre. Hier hätte er sich als Wunderdoctor etablirt, und da seine Zelinde eine Masse Gold und Juwelen mitgenommen, so sei er dort mit großem Pomp aufgetreten und das Geschäft wäre prächtig gegangen. Dreißig Jahre hätte er in glücklicher Ehe mit seiner geliebten Zelinde gelebt, da sei sie gestorben und er wäre auf einem hamburger Schiff nach Deutschland zurückgekehrt und wieder Schauspieler geworden. Eines Tages war Hellwig dabei und notirte die Jahre in sein Taschenbuch; als Bösenberg seine Erzählung beendet hatte, fragte Hellwig: „Papa, wie alt sind Sie jetzt?“ — „Na, das wißt Ihr ja alle, ich werde 68 Jahre!“ — „Das stimmt nicht, Papa. Sehen Sie: 10 Jahre Apotheker, dann 10 Jahre Schauspieler, 20 Jahre Sklave, 30 Jahre Wunderdoctor, nun wieder 40 Jahre Schauspieler: folglich sind Sie wenigstens 130 Jahre alt.“ — „Dummes Zeug!“ erwiderte Bösenberg ärgerlich. „Um ein paar Jährchen kann man sich bei solch bewegtem Leben doch verrechnen!“

Ich erwähne hier eines Stückes, weil es das erste dramatische Werk der Herzogin A. v. S. war, das unter dem Titel: „Die Abenteuer der Thorenburg, Schauspiel in fünf Acten von A. Heiter", am 16. October auf der Hofbühne zum ersten Mal zur Aufführung kam. Es war eine grausige Ritterkomödie, worin Gespenster, Martern, Verrath und alle möglichen Teufeleien vorkamen. Hell allein war der Verfasser dieses Dramas bekannt; er schrieb einen langen Bericht über den Inhalt desselben und ging dabei höchst diplomatisch zu Werke, um die hohe Frau weder durch übertriebenes Lob, noch durch Tadel zu verletzen. Am Schlusse sagt er, daß gewiß noch manches Anerkennungswerthe von dem jungen Dichter zu erwarten sei. Seine Worte waren prophetisch, denn wir verdanken der hohen Verfasserin, zwar auf einem ganz andern Gebiete des Dramas, manche tüchtige Werke, wie: „Lüge und Wahrheit", „Der Oheim" u. s. w., die eine Zeit lang das Repertoire der deutschen Bühne beherrschten; der „Majoratserbe", worin Emil Devrient so ausgezeichnet war, ist noch jetzt ein sehr beliebtes Stück. Welche Einsicht in das Bürgerleben hatte sich die hohe Frau erworben! Wie naturwüchsig sind ihre Charaktere! Und dennoch sind diese lebenswarmen Werke in der Sphäre eines Hofes entstanden, der sich durch seine Etikette so streng gegen die unter ihm liegenden Kreise abschloß.

Meine Verhältnisse bei dem Theater hatten sich in sechs Monaten nicht verbessert. Da ich mich der Gunst des Regisseurs nicht zu erfreuen hatte, so wurde ich nur in solchen Stücken beschäftigt, die man als Lückenbüßer betrachtete, dagegen in allen Novitäten im Schauspiel übergangen. Die Rollen, die mir hätten zukommen müssen, wurden in andere Hände gelegt, oder ich erhielt, wenn meine Mitwirkung sich ja nöthig machte, stets die undankbarere Aufgabe. Solche absichtliche Zurücksetzung konnte ich nicht ertragen, und bei einer abermaligen Uebergehung stand der Entschluß fest, um meine Entlassung einzukommen, wovon ich meine Braut und Weber in Kenntniß setzte. Letzterer sprach wie immer zum Guten und warnte wahrhaft väterlich, mich nicht von meiner Heftigkeit hinreißen zu lassen; er selbst würde dafür sorgen, daß man mich inskünftige besser im Schauspiel beschäftige. Aber was konnte er gegen den Regisseur ausrichten, der unumschränkter Herr bei der Vertheilung der Rollen war? Daß die Oper vorläufig kein größeres Feld gewinnen würde, war vorauszusehen, denn die Italiener hatten alle guten deutschen Opern, die accreditirt waren, in ihr Repertoire aufgenommen, und Weber war noch nicht mächtig genug, sie auf unsere Seite herüberzubringen, auch gingen ihm ja größtentheils die Mittel ab, sie würdig zu besetzen. Außer in den schon genannten Rollen des

Jakob, Seneschall und Durlinsky, wurde ich so wenig beschäftigt, daß ich im Eifer für meine Kunst erkaltete und geradezu Rückschritte machte.

Meine Braut sah selbst ein, daß der Regisseur mich absichtlich zurücksetzte, während ein paar junge Männer, die nach mir für das Schauspiel engagirt worden waren, von ihm ganz besonders bevorzugt wurden. Sie war also mit mir einverstanden, daß ich Dresden verlassen sollte, wenn ich abermals Anlaß zur Unzufriedenheit haben würde. Dieser ließ nicht lange auf sich warten, da ich in einem Clauren'schen Stück: „Die Vorposten" die geringere Rolle bekam. Ich führte meinen Vorsatz aus und kam um meine Entlassung ein. Weber that zwar Alles, um mich zu halten, auch unser gutmüthiger Intendant bezeigte mir hierbei sein Wohlwollen und gab mir die Versicherung, daß das nicht wieder vorkommen sollte, aber die einmal mir zugetheilte Rolle könne er mir nicht abnehmen, die Autorität der Regie dürfe nicht gefährdet werden; mein Hauptfach würde künftighin ja doch die Oper sein.

Allerdings war es Weber's Absicht, die Oper nach und nach ganz vom Schauspiel zu trennen, damit war ich aber gar nicht einverstanden, denn mein Herz hing noch mehr am Schauspiel als an der Oper. Wallenstein und Götz waren das Ziel, wonach ich strebte, was mir ja

auch Goethe in Aussicht gestellt hatte, wenn ich in meinem Eifer und Fleiß nicht nachließe. Das konnte nun zwar noch lange dauern, ehe ich zu solchen großen Aufgaben gelangte, da ich erst zwanzig Jahre alt war, aber die Hoffnung dazu war mir von ihm, dessen Urtheile mir stets Orakelsprüche waren, gegeben worden. Genug, ich blieb taub für alle Vorstellungen und beharrte auf meiner Entlassung, die ich endlich von seiten der Intendanz nur mit Widerstreben erhielt.

Es war ein sehr leichtsinniger Streich, das sah ich, nachdem es geschehen, recht gut ein, denn ich wußte nicht, wo ich für den Augenblick ein Unterkommen finden sollte, aber Fortuna war mir auch hier günstig.

Als ich von dem Theaterbureau nach Hause kam, fand ich einen Engagementsantrag nach Hannover vor, der in pecuniärer Hinsicht höchst anständig war und nicht einmal die Bedingung eines vorhergehenden Gastspiels enthielt. Ueberglücklich eilte ich zu meiner Braut, die ebenfalls sehr erfreut darüber war, und nun wurde sogleich der Plan entworfen, daß sie mir bald dahin folgen sollte. Sie war ja von so einnehmendem Aeußern und so talentvoll, daß ich keinen Augenblick zweifelte, man werde sie dort engagiren.

Es that mir herzlich leid, die angenehmen Cirkel, in denen ich mich bewegt, wie die herrliche Gegend, für die

ich noch jetzt schwärme, zu verlassen. Auch der Abschied von Weber, meinen Freunden und Collegen, die mich fast alle gern hatten, that mir weh. Am schmerzlichsten war mir die Trennung von Julien.

Ich benachrichtigte meinen Vater sogleich von dem Vorfalle und setzte ihm alle meine Gründe auseinander; auch durfte ich ihm nicht verschweigen, daß ich einige Schulden gemacht, die er die Güte haben möge zu bezahlen. Die Antwort lautete: „Du hast einen übereilten, albernen Streich gemacht, ich wünsche, daß er zu Deinem Glück ausschlage. Deine Schulden sollen gedeckt werden, aber ich ermahne Dich aufs ernstlichste, Deinen heftigen, aufbrausenden Sinn zu ändern; damit kommt man nicht durch die Welt. Was Deine Braut betrifft, so rathe ich Dir, keinen allzu häufigen Briefwechsel mit ihr zu unterhalten; Eure gegenseitige Treue bewährt sich am besten, wenn Ihr Euch selten schreibt, und vor allem dringe ich darauf, daß Du nicht die Thorheit begehst, sie aus ihrer sichern Stellung zu reißen.“ Das war nun weder meine Ansicht, noch stimmte es mit dem Wunsche meiner Julie überein.

Da saß ich denn, nach einem kaum siebenmonatlichen Aufenthalt in Dresden, wieder in der beliebten Lohnkutsche, diesmal aber statt des Papas mein reizendes Bräutchen an meiner Seite, die mich, nebst ihrer treff-

lichen Schwester und deren Bräutigam, bis nach Meißen begleitete; dort schlug die Abschiedsstunde, und um so trauriger, als keine sichere Aussicht auf Wiedersehen war.

In Leipzig angekommen, machte ich sofort bei Hofrath Küstner meine Aufwartung. Er bewilligte mir, um mich kennen zu lernen, ein paar Gastrollen, obgleich sein Personal vollzählig war. Ich spielte, da mein Schauspielrepertoire nur aus wenigen Rollen bestand, den Julius in „Hedwig" und den Figaro in „Figaro's Hochzeit", was allerdings etwas frech war, da ich diese Rolle noch nie gespielt, sondern sie nur bei Häser studirt hatte, und jetzt nicht mehr als eine Probe stattfinden konnte. Der Erfolg war kein günstiger, und der kleine sarkastische Amadeus Wendt sagte in seiner Kritik über den Julius: „Herr Genast sprach gut, aber nicht an."

Nur Christine Böhler, welche die Hedwig vortrefflich spielte, sagte zu mir, daß ich die Verse sehr gut spräche und man aus allem sähe, daß ich in einer guten Schule gebildet sei. In meiner Niedergeschlagenheit erschien sie mir wie ein Friedensengel, der den bösen Feind zu verscheuchen weiß. Nicht ahnte mir damals, daß sie der Friedensengel meines ganzen künftigen Lebens werden sollte. Sie war sehr ernst und zurückhaltend in ihrem Betragen, aber eine unendliche Milde war damit verbunden. Dennoch glaube ich nicht, daß sie die freundlichen

Worte über mein Talent ausgesprochen hätte, wenn ihr nicht bekannt gewesen wäre, daß ich verlobt war, und wenn sie nicht die Kälte des Publikums gegen mich für ungerecht gehalten hätte. Unwiderstehlich von diesem klaren, milden Wesen angezogen, fühlte ich mich dennoch wieder so wunderbar zurückgehalten, daß ich nicht gewagt hätte, auch nur ihre Hand zu berühren. Ihr für ihre freundliche Nachsicht und Aufmunterung dankend, sagte ich ihr tief beklommen ein Lebewohl.

Zweites Kapitel.

Engagement in Hannover.

So sollte ich denn das Vergnügen haben, abermals in den Marterkasten einer ordinären Post, die gelbe Kutsche genannt, gesteckt und nach Braunschweig geschleppt zu werden. Die jetzige Generation wird es kaum glauben, wenn ich versichere, daß wir zehn Stunden brauchten, um den Weg von Leipzig bis Halle zurückzulegen. Die Landstraßen nach Norden waren noch ziemlich in dem Zustand, in dem sie sich nach dem dreißigjährigen Krieg befunden haben mögen: stundenlang morastiger Feldweg, dann eine kleine Strecke Chaussee, dazwischen zuweilen auch ein Steindamm, der gewöhnlich in der Nähe eines kleinen Städtchens oder Dorfes angebracht war, um den dort wohnenden Schmieden und Wagnern einen hinreichenden Erwerb zu sichern, denn kein Tag verging, wo nicht ein Rad oder eine Feder auf dieser so sehr befahrenen Straße zerbrochen wäre.

Da das Expediren der Briefe und Packete sehr langsam vor sich ging und selbst auf den kleinern Stationen 3—4 Stunden von den Postbeamten dazu in Anspruch genommen wurden, so hätte man sich von der Fahrt wohl etwas erholen können, wenn die Herrn Postmeister nur für einige Bequemlichkeit der Passagiere besorgt gewesen wären, aber auf hölzernen Bänken und Stühlen konnte man doch die müden Glieder nicht erquicken. Der behaglichste Ort dafür wäre noch der stillstehende Postwagen gewesen, den ich und ein zweiter Passagier auch in Könnern, wo wir die Nacht um 2 Uhr ankamen, benutzen wollten, aber der freundliche Conducteur schnauzte uns an und schrie: „Na! das fählte noch, daß Se mer beim Auspacken im Wäge wären! Nischt da, Se müssen raus!“ Der gute Mann hatte im Grunde recht, da hinter unsern Sitzen das Gepäck aufgeschichtet lag.

Wir wurden in eine ungeheizte Stube gewiesen, in der sich nur eine hölzerne Bank ohne Lehne befand, auf der wir aber erst Platz nahmen, als wir uns ein wenig warm gegangen hatten! Nach länger als einer Stunde Wartens riß mir endlich die Geduld; ich stürzte aus der Spelunke hinaus und schrie: „Wie lange dauert denn das in dem verfluchten Nest?“ Ein echter Postillon erwiderte mir: „Hör'n Se ä mal! menegiren Se sich!

Könnern is kee verfluchtes Nest. Erscht muß der Herr Postmeester geweckt wäre, und das dauert ä bischen lange, eh' der aus dem Bette macht! Schlafen Se nur, mer woll'n Se schonst wecke, wenns fortgeht."—„Barmherziger Gott", sagte ich zu meinem Reisegefährten, als ich wieder in die Stube trat, „der Kerl von Postmeister liegt noch im Bett! Aber statt einer Antwort tönte mir starkes Schnarchen entgegen. Der Glückliche lag auf der harten Bank und schlief wie ein Murmelthier. Es blieb mir also nichts übrig als mich, in meinen Mantel gewickelt, auf den Boden zu legen und den Nachtsack als Kopfkissen zu gebrauchen. Endlich verlangte die Natur auch bei mir ihr Recht und trotz der geräderten Glieder schlief ich, bis mich und meinen Schlafkameraden ein gellendes „Na! Se woll'n wohl sitze bleibe!" emporriß.

Bei den Gerichten hatte man die Marterwerkzeuge abgeschafft, aber die ordinäre Post war vergessen worden. Als ich nach meiner Uhr sah, hatten wir in diesem Eldorado beinahe sechs Stunden zugebracht. Mittwoch um 7 Uhr früh war ich in Leipzig abgefahren und Freitag Nachmittag 4 Uhr kam ich in Braunschweig an.

Die Diligence, mit der ich von da nach Hannover fuhr, war vortrefflich im Vergleich zu der gelben Kutsche. In neun Stunden legten wir die acht Postmeilen zurück und kamen bei guter Zeit nach Hannover, wo ich in Ahles'

Schenke abstieg, die mir sehr empfohlen war und ihr treffliches Renommee bewährte. Bald nach meiner Ankunft trat ein kleiner Mann in mein Zimmer, der sich mir als Director Pichler vorstellte und mir sogleich eine lächerliche Schmeichelei ins Gesicht warf, indem er sagte: er hätte schon gehört, daß der berühmte Sänger Genast angekommen sei! Ich hätte ihm beinahe ins Gesicht gelacht, daß er mir zwanzigjährigem Burschen solch Prädicat beilegte. Bald sollte ich erfahren, daß er ein herzensguter Mann, aber voller Unterthänigkeit gegen das Theatercomité war, welches aus lauter hochadligen Herren bestand! Er hatte sich in diese Servilität so hineingelebt, daß er sie sogar auf seine Untergebenen übertrug, und obgleich er Hoftheaterdirector genannt wurde, so war er doch nur der geplagte pecuniäre Geschäftsführer dieser Stockaristokraten. Um den scenarischen und ästhetischen Theil hatte er sich gar nicht zu bekümmern, den besorgte Franz von Holbein, der Oberregisseur war.

Wie in Dresden, trat ich auch hier in „Jakob und seine Söhne“ auf und erschrak nicht wenig, als nach meinem ersten Solo furchtbar gepocht wurde; ich dachte augenblicklich nicht daran, daß man hier damit seine Zufriedenheit aussprach. Julius Miller, ein damals sehr berühmter Tenorist, sang den Joseph; seine Technik

war erstaunlich und sein Vortrag sehr charakteristisch aber seine Stimme erinnerte gewaltig an die Synagoge. Da er durch und durch musikalisch gebildet war unr besser als mancher Kapellmeister eine Partitur lesen, konnte, so war er der Schrecken aller Dirigenten, und besonders der bekannte Criminalrath Hoffmann, der Dichter der geistreichen „Phantasiebilder in Callot's Manier", dem vor Erlangung seiner ebengedachten Stellung das Schicksal auf kurze Zeit den Dirigentenstab bei der Joseph Seconda'schen Gesellschaft in die Hand gegeben, mußte von Miller, der ebenfalls dort, als erster Tenor, engagirt war, vieles dulden. Wenn der arme Hoffmann mitunter in der Partitur sich nicht zurecht finden konnte, dann sang der sarkastische Tenorist gleich: „Nun find' ich mein Barbierzeug nicht." Er machte sich wegen dieser Eigenschaft und seiner Selbstüberschätzung manchen Feind, aber zugestehen mußten dennoch alle, daß er ein ganz tüchtiger Sänger und Schauspieler war.

Holbein sang und spielte den Simon mit großer Wahrheit, wie denn überhaupt alle Rollen gut besetzt waren. Wenn ein Weber an der Spitze dieses Ensemble gestanden hätte, so wäre nichts zu wünschen übrig geblieben, aber der Kapellmeister, ein Herr Sutor, war nicht der Mann, der das Meisterwerk in allen seinen Fein-

heiten verstand, noch weniger in seiner Großartigkeit zur Geltung bringen konnte.

Schon nach wenigen Wochen fühlte ich mich sehr unbehaglich in diesem Hannover, wozu besonders der abscheuliche Kastengeist, der damals dort herrschte, beitrug. Von einer Geselligkeit, zu der auch die Schauspieler gezogen worden wären, war nicht die Rede. Sänger wurden zuweilen eingeladen, aber nur um die Gesellschaft zu unterhalten, nicht um an ihr Theil zu nehmen. Ehe ich noch von dem Treiben in diesen hochadligen Cirkeln unterrichtet war, wurde ich eines Abends zu dem Grafen P. eingeladen, mit dem Bemerken, einige Lieder mitzubringen, da der Herzog von Cambridge, der die Musik sehr liebte, gegenwärtig sein würde.

Der Graf gehörte zum Comité und war wirklich ein Edelmann von Humanität und feinster Bildung. Wäre er der alleinige Chef des Theaters gewesen, so würde ich wahrscheinlich nicht sobald wieder Hannover verlassen haben.

Ich fühlte mich durch diese Einladung sehr geschmeichelt und warf mich in die eleganteste Balltoilette, miethete mir einen Stadtwagen nebst einem Diener, der mir den Schlag öffnete, und fuhr so vor dem Palais des Herrn Grafen vor. Zwei reichbetreßte Bediente mit Wachsfackeln sprangen herzu, um mir zu leuchten, als ein

Dritter im schwarzen Frack, der mich eingeladen hatte, ebenfalls hinzutrat und den beiden Betreßten etwas ins Ohr flüsterte, worauf diese mit hocherhobener Nase ihre frühern Plätze wieder einnahmen. Der befrackte Mensch geleitete mich zur Treppe hinauf und bezeichnete mir eine Thüre, wo ich eintreten möchte. Da der Flegel mir nicht die Thür öffnete, so mußte ich selbst das Amt übernehmen und trat in einen dunkeln Saal, der einiges Licht aus dem glänzend erleuchteten Nebenzimmer erhielt. Ich wollte mich eben dahin verfügen, als ein flüsterndes „Genast!" aus einer dunkeln Fensterbrüstung meine Schritte hemmte. Voll Verwunderung fand ich hier den Concertmeister Kiesewetter, der mit sarkastischem Lächeln sagte: „Wir Musikanten gehören nicht zur Gesellschaft! Wir machen Musik und damit Punktum!"

„Und das läßt sich ein Kiesewetter gefallen?" fragte ich ganz ärgerlich.

„Mein junger Freund", erwiderte er, „man muß mit den Wölfen heulen, will man von ihnen nicht zerrissen sein, darum bleiben Sie!"

Wenn ich es that, so geschah es eigentlich nur, um den Fürsten kennen zu lernen, von dem ich bereits so viel Gutes gehört hatte.

Endlich fand man es an der Zeit, die Kronleuchter anzuzünden, wodurch wir aus unserer Dunkelheit gezogen

wurden. Sowie sich das Licht verbreitete, sah ich noch drei Opferlämmer dieses Abends in der andern Ecke des Saals stehen, den zweiten Violinisten, den Cellisten und den Bratschisten, die sich erst nach der Aufforderung Kiesewetter's zu uns gesellten.

Nach und nach rauschten die hochadligen Damen herbei, denen die Cavaliere folgten, weil die Ankunft des Herzogs gemeldet wurde, der kurz darauf in schwarzem Frack, weißer Weste und langen schwarzseidenen Tricots eintrat. Nachdem die allgemeine Begrüßung stattgefunden hatte, wurde der Thee servirt; dann begann das Concert, was man mit einem Quartett von Haydn eröffnete. Der Herzog nahm seinen Platz neben Kiesewetter und wandte diesem die Blätter um. Er selbst soll ein braver Violinist gewesen sein. Ich sang einige Lieder, von denen ich eins, „Donnerstag nach Belvedere", auf Verlangen des liebenswürdigen Fürsten wiederholen mußte. Während der Pause wurde Backwerk, Punsch und Limonade herumgereicht. Bei der hohen Aristokratie verrichteten dieses Amt die betreßten Diener, bei uns der Frackmensch, der mich ganz verwundert ansah, als ich sogar den Punsch zurückwies. Der Herzog war sehr gnädig gegen mich, und ich mußte ihm Manches über Goethe und die weimarschen Theaterverhältnisse erzählen. Nachdem Kiesewetter noch ein Solo und ich

einige Lieder vorgetragen hatte, entfernte er sich, und ich benutzte die Gelegenheit, mich bei dem Grafen, der der einzige von den Cavalieren war, der sich diesen Abend mit mir freundlich unterhalten hatte, zu beurlauben, da ich den andern Tag eine starke Partie zu singen hatte, was er als Comitémitglied ganz in der Ordnung fand. Als ich mich eben entfernen wollte, trat der Baron von H. zu mir, der, obwohl auch Comitémitglied, den ganzen Abend noch kein Wort an mich gerichtet hatte, und sagte: „Singen Sie doch das letzte Lied noch einmal, ein paar Damen wünschen es.“ Dieser fast befehlende Ton erregte mich gewaltig, und gewiß nicht mit freundlichem Gesicht erwiderte ich: „Da ich morgen stark beschäftigt bin, so ist der Herr Graf bereits so gütig gewesen, mich für diesen Abend zu dispensiren“ — und mit einer steifen Verbeugung ging ich von dannen. Dieser Herr ließ mich später seinen Zorn schwer empfinden; er und noch ein solch liebenswürdiger Cavalier waren Ursache, daß ich einen dummen Streich machte.

Als ich aus dem Saal trat, standen die beiden Diener mit ihren Wachsfackeln da, aber keiner machte Miene, mir die Treppe hinabzuleuchten. Ich mußte wirklich über die stolze Haltung der betreßten Burschen lachen und sagte endlich demüthig: „Ach, wäre wohl einer der Herren so gütig nachzusehen, ob mein Wagen da ist?“ wobei ich

jedem einen Thaler in die Hand drückte. Die Kerle flogen wie Pfeile vor mir her, riefen den Wagen herbei und mit größter Unterthänigkeit halfen sie mir beim Einsteigen.

Kaum war ich ein Vierteljahr in Hannover, so waren diese zerklüfteten Verhältnisse des geselligen Lebens mir unerträglich. Hätte ein künstlerisches Zusammenleben unter den Schauspielern stattgefunden, so wäre ich wahrscheinlich über diese Calamität hinausgekommen, aber das waren zumeist Leute, die sich nur bei einem flachen Gespräch und einem Glas Graveswein oder Punsch behaglich fühlten. Nur einer war darunter, dem ich mit voller Achtung und Liebe ergeben war, und obgleich es sehr schwer hielt, seine nähere Bekanntschaft zu machen, denn er war Hypochonder bis zum Wahnsinn, so wurden wir doch allmählich einander so eng befreundet, daß ein tägliches Zusammenleben uns fast zum Bedürfniß wurde. Dieser treffliche Schauspieler war Leo, berühmt damals mehr durch die Anekdoten, die er in seinem Zorn mitten in der Action auf der Bühne lieferte, wie als Darsteller. Und doch hätte keiner von seinen Collegen den Namen eines Künstlers mehr verdient als er, und nur Ludwig Devrient übertraf ihn an Genialität. Besonders sein Nathan war eine so vollkommene Charakterzeichnung, wie sie wohl schwer ein Darsteller wieder

erreichen wird. Seine Kunst ging ihm über Alles, und wer ihn bei der Ausübung derselben störte, den betrachtete er als seinen bittersten Feind. Von der Rücksichtslosigkeit, die er in seinem unbegrenzten Zorn auf der Bühne während des Spiels an den Tag legte, will ich hier einige Pröbchen mittheilen.

In Würzburg spielte er den Hamlet. In der Prosceniumsloge saßen die Nichten und Neffen eines hohen geistlichen Herrn und sprachen zusammen, während Leo einen Monolog hielt. Wüthend eilte er dahin und rief, wenn auch nur halblaut, in die Loge: „Verdammte Pfaffenbastarde, wollt ihr die Mäuler halten, wenn ich spreche!“ Natürlich mußte er die Stadt noch vor Nacht verlassen, um nicht gefaßt zu werden.

Ein anderes Mal, in Nürnberg, wo er den Franz Moor spielte und nach dem Monolog im vierten Act unter einem Sturm von Applaus abgegangen war, quikte bei der Verwandlung ein Rad. Er hält das für einen Pfiff, kehrt um, und bis in die Lampen vortretend, fragt er mit einer Donnerstimme: „Wer hat gepfiffen?“ Alles sieht ihn verwundert an und hält ihn für verrückt. „Ich frage nochmals, wer hat gepfiffen? Ich nenne den einen Schurken, der einen Schauspieler wie mich auspfeifen kann. Ueberhaupt ist es gar keine Ehre für mich, vor einem solchen Duodezpublikum

zu spielen und meine Perlen vor die Säue zu werfen!"

Die Aufregung darüber war so groß, daß er unter polizeilichem Schutz nach Hause gebracht werden mußte und die Weisung bekam, sofort abzureisen.

In Braunschweig spielte er den Posa. Zugleich mit ihm ward der Schauspieler, der den Don Carlos gab und allerdings gegen ihn ein mittelmäßiger Schauspieler war, sehr stark applaudirt. Voll Zorn darüber kniet Leo mitten in der Scene nieder, und die Hände emporstreckend, ruft er: „Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!" Aber er war als Schauspieler so geachtet, daß diese Grobheit, außer einem schallenden Gelächter, weiter keine Folgen nach sich zog. In Hannover war er schon etwas vernünftiger geworden, und wenn ja einmal ein paar Offiziere, die seine Reizbarkeit kannten, durch den ungeheuersten Beifall zischten, so war die einzige Revanche, die er nahm, den Kopf verächtlich herumzudrehen und seinen Rittermantel von der Kehrseite wegzuschleudern.

Mehr als einmal sprach er vom Todtschießen, weil sein Unterleibsleiden unerträglich würde. Er behauptete nämlich, daß eine lebendige Schnepfe mit ihrem spitzen Schnabel fortwährend in seinen Eingeweiden wühle. Dies war bei ihm zur fixen Idee geworden. Eines Tages

erschien er in Ahle's Schenke nicht bei Tische, was mich ängstlich machte, da er den Abend zuvor wieder vom Erschießen gesprochen hatte. Ich eilte zu sich und fand ihn auf dem Sopha liegen, zwei Pistolen vor sich auf dem Tisch.

„Störe mich nicht in meinem Vorhaben", schrie er mir entgegen, „oder, bei Gott, ich schieße Dich auch nieder!"

Gelassen trat ich auf ihn zu und nahm ihm die Pistolen, die er ergriffen hatte, ruhig aus der Hand. „Aha", sagte ich, „Du willst Deinen lange gehegten Vorsatz jetzt ausführen. Ich werde Dich nicht daran hindern; aber ehe Du Dich todtschießt, mußt Du mir noch einen Gefallen erweisen: Du mußt mir die Erzählung von den drei Ringen noch einmal sprechen — dann thue, was Du verantworten kannst!" Er blickte mich längere Zeit mit mißtrauischen Mienen an, allmählich aber wurden seine Züge immer freundlicher. Mir die Hand reichend, sagte er: „Du bist doch mein einziger wahrer Freund!" Dann kam er meinem Wunsche nach und sprach das Meisterstück Lessing's mit einer Wärme und Begeisterung, wie ich es niemals wieder gehört. Als er geendet hatte, bat ich ihn, sich anzukleiden und mit mir zu Mittag zu essen. Während er sich anzog, nahm ich das Pulver von den Pfannen, steckte die Pistolen zu mir und er erhielt sie erst

bei meiner Abreise von Hannover zurück. Leider führte er seinen Vorsatz, zum großen Verluste der Kunst, doch noch aus. Im Jahre 1824 erschoß er sich in Osmannstädt bei Weimar in einer Gartenlaube des Mühlenbesitzers Kämmerer, der sofort die Anzeige an das Criminalgericht zu Weimar machte, mit dem Bemerken, die Leiche abholen zu lassen, da kein Bauer den Selbstmörder anfassen, noch weniger auf dem dortigen Kirchhof begraben lassen wollte. Auf Befehl des Großherzogs Karl August geschah letzteres dennoch, doch rührte kein Bauer den Sarg an, sondern seine Collegen und weimarsche Bürger, die ihn als Künstler sehr hoch schätzten, begruben ihn. Er ruht in guter Nachbarschaft, denn kaum-dreihundert Schritt davon befindet sich der Park, in dem Wieland bestattet ist. Noch jetzt sprechen die alten Weimaraner von ihrem trefflichen Leo mit großer Verehrung. Sein Tod erweckte in der deutschen Theaterwelt keine große Theilnahme. Allgemein hieß es: „Der verrückte Kerl, der Leo, hat sich doch noch erschossen.“

Drittes Kapitel.

Wilhelm Blumenhagen. — Franz von Holbein. — Der Vagabund. — Empörender Auftritt auf dem Theater. — Mein Contractbruch.

Außer Leo hatte ich noch einige andere Bekanntschaften gemacht, von denen mir die mit dem bekannten Novellisten Blumenhagen die interessanteste war. Blumenhagen hatte ein edles, markiges Gesicht mit dunkeln Augen. Sein Körper war, bis auf ein lahmes Bein, sehr wohl geformt, groß und kräftig. Als Dichter wurde er mir erst in einer Abendgesellschaft bei Holbein bekannt, wo sein „Simson" vorgelesen wurde. Dieses Werk brachte Holbein in einer sehr glücklichen Einrichtung auf die Bühne und wurde selbst ein trefflicher Darsteller der Titelrolle. Das Brechen der gewaltigen Säulen und der Einsturz des Tempels, das Ausheben und Abtragen des kolossalen Stadtthores, überhaupt Alles, was das Auge in Anspruch nehmen konnte, war

mit großer Geschicklichkeit von ihm arrangirt. Holbein war ein ganz ausgezeichneter Regisseur, nur daß er in den Fehler seiner meisten Collegen verfiel und alle dankbaren Rollen, gleichviel ob sie in sein Fach gehörten oder nicht, sich aneignete.

Daß Holbein viel Glück bei den Damen machte, war sehr begreiflich; nicht allein sein glanzvolles Aeußeres, auch seine feine Bildung und Liebenswürdigkeit gewannen ihm die Herzen.

Man erzählte mir, als ich 1826 in Breslau war, daß er dort ein inniges Verhältniß mit einer polnischen Dame gehabt, deren Gatte ihm befreundet gewesen. In letzterem sei Verdacht erweckt worden, und darum habe er seiner Frau in Gegenwart Holbein's unvermuthet angekündigt, daß er Breslau verlassen und mit ihr und den Kindern eine Reise nach Italien machen würde. Sie erklärt sich damit einverstanden, nur könne das wegen mannichfacher Einrichtungen erst in einigen Monaten geschehen. „Nein!" sagt ihr Gatte mit scheinbarer Ruhe, „wir reisen morgen! Ich habe Alles angeordnet und die Dienerschaft wird mit dem Gepäck nachkommen."

Holbein empfiehlt sich beiden und geht nach der Thür. Dort dreht er sich nochmals um und scheint mit bedeutungsvollen Blicken zu fragen: „Wirst Du reisen?" was die Treulose mit einem Lächeln und Schütteln des

Kopfes beantwortet. Ihr Gatte, der absichtlich beiden den Rücken zugekehrt, bemerkt alle Bewegungen im Spiegel. Zitternd erwartet er die Entfernung des Zerstörers seines häuslichen Glückes, dann erfaßt er einen Dolch, tritt auf die Ehebrecherin zu und spricht mit bebender Stimme: „Der Spiegel hat mir verrathen, in welchem Verhältnisse Du zu diesem falschen Freunde stehst. Schlechtes Weib, unwürdige Mutter, fahre hin, und Gott möge Dir und mir vergeben!“ Bei diesen Worten sticht er sie nieder.

Darauf geht er hin und zeigt sich vor Gericht als Mörder seiner Frau an. Der König, genau von allen Umständen unterrichtet, begnadigt ihn, worauf der Unglückliche nach Polen zurückging und ein einsames Leben führte, sich nur der Erziehung seiner Kinder widmend.

Kurze Zeit nachher verließ auch Holbein Breslau und siedelte nach Wien über.

Nach und nach wurde ich in manche Kreise des Kaufmanns- und Beamtenstandes eingeführt. Dadurch hätte sich mein bürgerliches Leben mit der Zeit gewiß recht angenehm gestaltet, allein die Verhältnisse beim Theater wurden mir mit jedem Tage unerträglicher, und darum war ich entschlossen, wenn man mir meine Entlassung nicht freiwillig gäbe, einen recht dummen Streich zu machen und durchzugehen.

Eines Tages kam ein vagabundirender Schauspieler Namens Bruno, zu mir, und brachte mir Grüße von meiner Braut aus Dresden. Er sei mit ihren verstorbenen Aeltern befreundet gewesen, darum sei er von ihr und ihrer Schwester reichlich unterstützt worden, doch das Unglück verfolge ihn, darum bäte er auch mich, ihm eine Summe von mehreren Thalern zu geben, die er aber nur als Darlehn betrachten wolle. Der Kerl sah furchtbar abgerissen aus, und mein Verstand hätte mir sagen müssen, daß hier eine reiche Unterstützung oder gar ein Darlehn nicht am Platze sei; meine Gutmüthigkeit aber gewann die Oberhand, und so gab ich dem Burschen fast einen ganzen Anzug, den er sogleich in meinem Schlafzimmer anlegte, die Hälfte meiner Kasse, einen Louisdor, und wünschte ihm, da er sofort abreisen wollte, viel Glück.

Während ich bei Tische saß, ließ mir der Kaufmann Hölzel aus Dresden sagen, daß er krank angekommen und im Deutschen Haus abgestiegen sei. Ich eilte zu ihm und trat zunächst ins Speisezimmer, um mich zu erkundigen, auf welcher Stube mein Freund Hölzel wohne; wie erstaunte ich aber, als ich den Herrn Bruno ganz allein am Tische hinter einer Flasche Champagner sitzen sah. Ich wollte meinen Augen und Ohren nicht trauen, als mir der Kerl mit der größten Unbefangenheit zurief: „Ah

sieh da! Genast! Kommen Sie her und trinken Sie ein Glas Champagner mit mir." Diese grenzenlose Frechheit setzte mich so in Wuth, daß ich nahe daran war, ihm die Flasche auf dem Kopfe zu zerschlagen. Ich besann mich jedoch eines Bessern und sagte: „Herr Wirth! damit Sie nicht auch wie ich betrogen werden, so bemerke ich Ihnen, daß der Louisdor, den dieser freche Mensch Ihnen vielleicht nur vorgezeigt, um Credit zu erhalten, von mir ist, ebenso sein ganzer Anzug, den er sich heute bei mir erbettelt. Er hat meine Leichtgläubigkeit auf das schändlichste mißbraucht." Als der Mensch etwas erwidern wollte, schrie der Wirth: „Hausknecht! wirf mir diesen schlechten Kerl zum Hause hinaus, ich will von so einem Schuft nicht bezahlt sein!" Allein noch ehe die Execution vollstreckt werden konnte, war der Bursche zur Thür hinaus. Hatte ich mich erst furchtbar geärgert, so mußte ich doch nachher über diesen Komödiantenstreich wie über die in großen Sätzen vollbrachte Flucht des Vagabunden herzlich lachen.

Der Tenorist Löhle, der vor seinem Abgang nach München noch einmal in der Sutor'schen Oper „Apollo's Wettgesang" auftreten sollte, wurde am Tage der Vorstellung heiser. Da er aber mit dem Kapellmeister Sutor nicht im besten Einvernehmen stand, so entschloß er sich trotzdem, der Aufführung kein Hinderniß in den

Weg zu legen, nur erklärte er die große Arie weglassen zu müssen.

Der Herr Kapellmeister hatte einem der Herren Comitémitglieder mitgetheilt, daß dies nur böser Wille von Löhle sei. So kam denn Graf F. mit dem Baron H. auf die Bühne. Ersterer fragte in größter Heftigkeit, ungefähr wie man einen widerspenstigen Bedienten anredet: „Sie wollen die Arie nicht singen?“ — „Ich kann nicht, Herr Graf“, erwiderte Löhle. „So werde ich Sie mit Wache heraus auf die Bühne bringen lassen, und wenn das noch nicht hilft, werde ich zwei Corporale beordern, die Sie durch andere Mittel zum Gehorsam zwingen werden.“

Ich war Zeuge dieser empörenden Scene und glaubte meinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Wäre der humane, liebenswürdige Graf P. gegenwärtig gewesen, so wäre das nicht geschehen. Löhle ließ sich durch die Drohung einschüchtern und krächzte die Arie zum Schrecken aller musikalischen Ohren herunter.

Diese demüthigende Scene, welche unsern ganzen Stand auf das tiefste herabwürdigte, brachte meinen längst gehegten Plan zur Reife. Den andern Tag ging ich zu dem Herrn Baron H., da der Graf P. verreist war, und bat um meine Entlassung. Mit zurückgeworfenem Kopfe und erhobener Nase hörte er mein Gesuch

an und gab mir darauf den Bescheid: „Sie haben noch ein halbes Jahr Contract; sobald dieser zu Ende ist, können Sie, da Sie doch die Erwartungen nicht erfüllen, die man von Ihnen gehegt hat, gehen, wohin Sie wollen." Ich erwiderte: „Nun, Herr Baron, um so eher können Sie mein ganz unterthäniges Gesuch erfüllen; geschieht es nicht, so werde ich meinen Contract brechen." Mit großer Ruhe sagte er: „Deserteure kann man schon wieder einbringen! Adieu!" Darauf drehte er mir den Rücken zu und ich ging voller Ingrimm von dannen.

Mein Entschluß stand nun fest, aber wie ihn ausführen, das war die Frage, da mir die pecuniären Mittel fehlten, mit Extrapost davonzufahren. Meinen Vater zu diesem Zwecke um Geld anzusprechen, war nicht thunlich, und ich hätte gewiß nichts anderes als einen furchtbaren Rüffel und den Befehl erhalten, meinen Contract unter keiner Bedingung zu brechen. Da half mir ein Freund aus der Noth und gab mir eine Summe, mit der ich glaubte nach Leipzig kommen zu können.

Außer diesem Freunde, meinen Wirthsleuten und Woltereck, unserm ersten Bassisten, wußte Niemand um meine Flucht, die um Mitternacht vor sich ging und auf der mich der letztere sogar bis nach Braunschweig begleitete. Ich suchte so schnell als möglich die preußische Grenze zu

zichen und fuhr, um Nachforschungen zu entgehen, r Magdeburg. Dort war mein Geldvorrath zu de, und mein erster Weg ging zum Director Fabri-s, einem alten Freunde meines Vaters. Der wackere ann half mir bereitwilligst aus der Verlegenheit, aß ich ungehindert meine Reise nach Leipzig fortsetzen nte.

Viertes Kapitel.

Contract mit Küstner. — Väterlicher Zorn. — Dresden. — Seconda's Vorschlag. — Reise nach Prag in Gesellschaft Lemm's. — Die österreichische Mauth. — Abenteuer in Schlan.

Der Hofrath Küstner schloß mit mir einen Contract ab, nach welchem es ihm wie mir frei stehen sollte, nach sechs Wochen zu kündigen; mein bisheriges Betragen, wie er mir ohne Rückhalt sagte, hätte ihn doch etwas stutzig gemacht. Um nicht wieder mit einem langweiligen Lohnkutscher, noch weniger mit der gelben Kutsche zu fahren, miethete ich mir ein Pferd, und der Philister hatte so gutes Vertrauen auf mein ehrliches Gesicht, daß er nicht einmal einen Einsatz für seine Rosinante von mir verlangte. Schweren Herzens trabte ich nun nach Weimar, um die Strafpredigt meines Vaters zu empfangen. Mit einem Freudenschrei empfing mich meine gute Mutter, der Vater aber sah mich verwundert an und fragte, woher ich so plötzlich käme.

Ich setzte ihn von Allem, was ich gethan, in Kenntniß und verschwieg ihm nicht den kleinsten Umstand meines leichtsinnigen Streichs. Sein Gesicht war im Anfang so zornig, daß ich dachte, er würde mich zur Thüre hinauswerfen, doch nach und nach wurde es milder, wozu besonders die Fürsprache der liebenden Mutter beitrug. Endlich sagte er: „Fährst Du so fort in Deinem Leichtsinn, so wird zuletzt ein Vagabund aus Dir werden, und mein graues Haupt wird mit Schande in die Grube fahren.“ Ich fing bitterlich zu weinen an, denn Schrecklicheres konnte er mir nicht sagen, da ich ihn und die Mutter über Alles liebte. „Wie viel betragen Deine sämmtlichen Schulden? Die müssen vor allem gedeckt werden, damit es nicht heißt, Du wärest Schulden halber durchgegangen.“ Ich theilte ihm deren Betrag mit und er brachte die Sache in Ordnung. Den andern Tag kam ein Brief vom Director Pichler, der meinen Vater von meinem Streiche in Kenntniß setzte, wobei er aber bemerkte, daß um seinetwillen mein Contractbruch nicht bekannt gemacht werden solle. Wenn das wirklich unterlassen worden ist, so hatte ich es wohl zumeist dem edlen Grafen P. zu danken. Vier Tage blieb ich in Weimar, machte aber nirgends einen Besuch, außer bei meinem väterlichen Freunde, dem Geheimen Hofrath Kirms, von dem ich auch einen kleinen Rüffel erhielt. Nachdem mein

Pferd vorgeführt worden war, nahm ich rasch Abschied von den Aeltern und setzte mich auf; die Mutter eilte mir nach und rief: „Eduard, Du hast mir ja keinen Abschiedskuß gegeben!“ Ich sprang ab und schloß sie zärtlich in meine Arme; es war das letzte Mal, denn ich sollte sie nicht wiedersehen.

Mein nächstes Ziel war Dresden, um meine Braut zu sehen und von da nach Prag zu gehen, wo mir ein Gastspiel auf Engagement angeboten war. Die erste Vorstellung, die ich in Dresden sah, war „Johann von Paris“, worin Hellwig den Seneschall und Signora Sandrini die Prinzessin sang. Meine Braut empfing mich voller Freude, und ich hatte Gelegenheit, in der genannten Oper mich von ihren Fortschritten zu überzeugen, denn sie sang und spielte den Pagen ganz reizend. Mein erster Weg am andern Tage war zu Weber, der mich mit großer Herzlichkeit empfing und mir bei meiner Abreise einen Empfehlungsbrief nach Prag an den Professor Gerle mitgab. Am Abend war eine große Gesellschaft bei Clauren, wozu ich ebenfalls eine Einladung erhielt. Weber, Winkler, Böttiger und Kind waren die Spitzen des literarischen Cirkels. Meine Julie wurde von der jüngern und ältern Männerwelt umschwärmt, und sie nahm diese Huldigungen zu meinem großen Verdruß mit leichter Koketterie an. Sonst hatte sie in solchen

Gesellschaften nur Augen für mich und saß stets an meiner Seite; das war nun anders, denn sie war der Liebling des gesammten Publikums geworden.

Der wackere Seconda nahm mich mit vieler Freundlichkeit auf, obgleich nach seiner Ansicht mein Benehmen gegen den Herrn Intendanten damals sehr ungehörig gewesen war. Er fuhr fort: „Ich kann Dir sagen, mei Sohn, daß es Ihrer Majestät unserer allergnädigsten Königin leid gethan hat, und daß sie Dir noch immer gnädig gewogen is.“ Ich bemerkte, daß ich bereute, jenen Schritt in meiner Hitze gethan zu haben, und daß ich wünschte, ihn ungeschehen machen zu können. „Wenn Du Reue fühlst, mei Sohn“, entgegnete er, „so läßt sich die Sache wieder in Ordnung bringen. Du machst ä unterthänigstes Gesuch an Se. Majestät unsern allergnädigsten König, worin Du sagst, er möge Deiner Jugend den unbesonnenen Streich verzeihen und Dich wieder in seine Dienste aufnehmen. Du wolltest Dir nie wieder einen solchen Fehltritt zu Schulden kommen lassen. Ich führe Dich dann nächsten Sonntag uf die Gallerie, durch die Se. Majestät in die Kirche geht; da thust Du vor ihm einen Fußfall und überreichst ihm das Bittschreiben. Das Andere wird sich schon machen.“ Das war nun freilich eine Zumuthung, die mich aufs höchste entrüstet haben würde, wenn ich nicht erkannt hätte, wie gut

der Rath von dem alten braven Manne gemeint war. Ich, der ich zwei bessere Engagements bereits in der Tasche hatte, sollte einen Fußfall thun, um eine Stellung wieder einzunehmen, die durch solch eine Demüthigung gewiß nicht besser, sondern noch schlechter als früher geworden wäre! Mit aller Freundlichkeit erwiderte ich dem redlichen Manne, daß ich bereits in Leipzig ein Engagement, wenn auch nur auf kurze Zeit, abgeschlossen hätte, und jetzt nach Prag ginge, von wo mir ebenfalls ein vortheilhaftes Engagement angeboten wäre.

Doch wenn dies Alles auch nicht gewesen wäre, wenn man mich auch ohne Fußfall engagirt hätte, würde ich doch nicht nach Dresden zurückgekehrt sein. Julie zeigte mir nicht mehr die alte Liebe. Früher war ihre Stellung beim Theater noch eine untergeordnete, jetzt war sie die Gefeierte und Alles machte ihr den Hof. Indessen glaube ich doch, daß, wenn wir beisammen geblieben wären, unser Verhältniß sich nicht gelöst haben würde.

Den Tag vor meiner Abreise nach Prag lernte ich Lemm von Berlin, den würdigsten Schüler Iffland's, kennen. Da er nach Wien und ich nach Prag zu einem Gastspiel wollte, so nahmen wir gemeinschaftlich einen Lohnkutscher für uns allein, der die Weisung von Lemm bekam, den Wagen gegen Abend in das Hotel de Russie zu schaffen, wo wir beide wohnten, weil er es liebe, daß

Alles gepackt sei, wenn die Pferde vorgelegt würden. Das eigentliche Warum wurde mir erst später offenbar.

Am andern Morgen traten wir zu früher Stunde unsere Reise an. Unterwegs sagte mir Lemm, daß er 500 Stück echte Havanna-Cigarren bei sich führe, die er zu schmuggeln gedächte, denn das österreichische Zeug wäre nicht zu rauchen. „Wenn man Sie erwischt, müssen Sie furchtbare Strafe zahlen! Wo haben Sie sie denn verborgen?“ fragte ich. „Das ist mein Geheimniß und über der Grenze sollen Sie es erfahren“, erwiderte er. Als wir an die Grenze kamen, stieg er ganz gelassen aus und ich folgte. Nachdem wir unsere Pässe und die Kofferschlüssel einem martialisch aussehenden Visitator überreicht hatten, zog Lemm sein Cigarrenetui hervor und steckte sich eine an. Der Bursche fragte sogleich: „Haben Euer Gnaden Tabak bei sich?“ — „Nein!“ rief Lemm. König Philipp hätte dieses Nein nicht markiger sprechen können. „Aber Cigarren, und noch dazu echte Havanna, wollen der Herr Inspector eine versuchen?“ Und dabei reichte er ihm sein Etui hin. „O, Euer Gnaden sein gar zu gütig, wanns erlauben.“ Schmunzelnd griff der Kerl zu und fragte weiter: „Haben Euer Gnaden noch mehr von der Sorten?“—„Ja“, sagte Lemm, „aber nicht hier.“ „Dann ist's gut, Euer Gnaden, für die brauchens keinen

Zoll zu zahlen." Nun wurden die Koffer, Kutschkasten und Seitentaschen des Wagens untersucht. Mit Spannung stand ich dabei, während Lemm ganz unbefangen auf und ab ging; es wurde nichts gefunden. Wo mögen die Cigarren nur stecken? dachte ich. Als Alles wieder in Ordnung war und wir unsere Pässe in Empfang genommen, ging die Reise weiter. Kaum hatten wir das Zollhaus einige hundert Schritte hinter uns, so wollten sich Lemm und der Kutscher, der natürlich um das Geheimniß wußte, vor Lachen ausschütten. „Zum Teufel!" rief ich, „wo haben Sie denn Ihre vermaledeiten Cigarren, um die ich so viel Angst ausgestanden, hingesteckt?" Darauf entwickelte sich folgendes Gespräch:

Kutscher. Herr Jeses! der junge Herr hat noch nischt gemerkt un sitzt doch schon über sechs Stunden in der Kutsche? Na da schlag ä Dunnerwetter drein!

Lemm. Betrachten Sie gefälligst den Plafond des Wagens; hinter diesem feingesponnenen Netz, das mit der Decke ziemlich in Farbe harmonirt, ist mein Reichthum reihenweise aufgespeichert.

Ich sah in die Höhe, und richtig, da war das Netz, hinter dem man nur undeutlich die Cigarren sah.

Ich. Aber wenn der Visitator nach oben gesehen und das Netz sammt seinem Inhalt entdeckt hätte?

Lemm. Ach! was denken Sie; so ein Kerl sieht

immer nur nach unten, niemals nach oben. Und hätte er die Cigarren entdeckt, so hätte mich mein diplomatisches Gespräch mit ihm wenigstens von der Strafe befreit. Wenn ich sie nur schon glücklich nach Wien hinein hätte. „Prag soll uns nicht entzwein", sagt Obrist Wrangel.

Wir übernachteten in Teplitz und fanden dort sehr gutes Unterkommen, da noch keine Saison war. Höchst elegante Zimmer, gutes Essen, treffliche Betten und prompte Bedienung. Einen furchtbaren Contrast sollten wir den andern Abend in Schlan finden. Bei ziemlicher Dunkelheit fuhren wir in eine Kneipe, die mehr einer Räuberhöhle als einem Wirthshaus glich. Die ersten Gestalten, die wir erblickten, waren ein paar Slowaken die in der Hausflur lagen und ihre Suppe aus einer schmuzigen hölzernen Schüssel löffelten. Ein Hausknecht half dem Kutscher die Pferde ausspannen. Eine Magd, aus deren weißem Kopftuch ein wahres Madonnengesicht mit dunkeln Augen blickte, geleitete mich — denn Lemm verließ den Wagen nicht, bevor ich ihm nicht Bericht erstattet hatte, wie es oben aussähe — eine Treppe hoch in ein zwar niederes, aber doch gerade nicht unsauberes Zimmer mit zwei Betten. Ich referirte, daß es eben nicht übel aussähe. Nun packte er alle Taschen und Kasten aus, die der Kutscher und Hausknecht mir oben übergeben mußten; auch die Koffer mußten heraufgeschafft

werden, was in Teplitz nicht geschehen war. Endlich erschien er selbst, und auf seinem düstern Gesicht lag eine Welt voll Argwohn und Mißtrauen, dem eine kleine Färbung von Furcht sich beigesellte. Meinen Säbel hatte er umgeschnallt und war, furchtbar damit rasselnd, die Treppe heraufgeschritten. Als wir mit dem Kutscher allein waren, rief Lemm: „Kutscher, in welche Räuberhöhle habt Ihr uns gebracht?"

Kutscher. Ne, ne, Herr Lemm. Se können ganz sicher sei! Ich kehre immer hier ein und es is noch kenen meiner Paschaschiere was gestohlen worden. Es sein Böhmaken, aber ganz ehrliche Leute.

Lemm. Ueber Euch komme das Blut, was vergossen werden dürfte.

Kutscher. Herr Jeses! sinn Se doch nur nich ängstlich un schlafen Se wohl! Ich will in der Küche sagen, daß se sich mit dem Essen dummeln sollen.

Lemm. Sie sollen sehen, Genast! wir sind hier in einer Mördergrube und können eine Scene erleben, wie die in der „Nacht im Walde"*).

Ich. Aber liebster, bester Lemm! sie sind sonst so energisch und zeigen sich — nehmen Sie mir es nicht übel — hier so verzagt.

*) Eine kleine, früher sehr beliebte französische Oper, wo die Reisenden von Räubern angefallen werden.

Lemm (das Thürschloß untersuchend). Da haben wir's! Das Schloß hat nur einen Drücker, und wenn wir ihn auch hereinnehmen, so können die Spitzbuben mit einem andern die Thür öffnen und uns im Schlafe erwürgen. Sie sollen sehen, meine Ahnungen trügen mich nicht.

Das Essen wurde gebracht; die wiener Schnitzeln, der Melniker und auch die böhmischen Kolatschen zum Nachtisch waren gut. Die Magd fragte, ob wir in einem Zimmer schlafen wollten oder ob ich ein anderes haben wolle. Sogleich rief Lemm mit Pathos: „Max, bleibe bei mir! geh' nicht von mir, Max!" Ich mußte gerade hinauslachen und wußte nun wahrlich nicht, ob seine vorher bewiesene Furcht nicht Komödie gewesen war.

Bevor er sich jedoch ins Bett legte, zog er den Drücker vom Schloß, rückte den Eßtisch vor die Thüre und stellte noch verschiedenes Geräth darauf und die Koffer darunter, sah unter die Betten, zog dann meinen Säbel, dessen Korbgriff er sich noch mit einem Handtuch umwickelte, und legte sich so nieder. Es war ein höchst drolliger Anblick, wie er so dalag, die Nachtmütze auf dem Kopfe und die blanke Waffe auf der Bettdecke ausgestreckt. Es dauerte nicht lange, so schnarchte er, daß die Fenster zitterten. Nicht aus Furcht, sondern wegen seines Schnarchens konnte ich lange den Schlaf nicht finden.

Als ich am andern Morgen erwachte, lag er noch

ganz so da, wie er sich niedergelegt hatte, nur die Zipfelmütze hatte sich über die Augen geschoben. Nachdem ich mich geräuschlos angekleidet und die Geräthschaften von der Thür weggeschafft hatte, dachte ich: Für Dein gräßliches Schnarchen mußt Du auch etwas haben. Ihn im Auge behaltend, warf ich mit großer Heftigkeit einen Stuhl um; sogleich hieb er mit dem Säbel um sich und rief, noch halb schlaftrunken: „Diebe! Mörder! Spitzbuben!" und Wasserflasche, Glas und Waschschüssel flogen in Scherben zu Boden. Ich hatte mich wohlweislich fern von ihm gehalten und lehnte mich vor Lachen an den Tisch. Als er seine Augen frei gemacht und gesehen, was er angerichtet hatte, stimmte er in mein Gelächter ein und fragte: „Was war denn das für ein verfluchtes Gepolter?" Ich konnte vor Lachen nicht sprechen und deutete nur auf den Stuhl und die zerschlagenen Gefäße.

Der Kaffee, wie das Gebäck, was wir bekamen, waren gut und die Rechnung billig. Das Gefecht kostete dem guten Lemm extra zwei Gulden.

Der Morgen war sonnenhell und ein milder Frühlingswind wehte uns an. Da mir Lemm gesagt hatte, daß das Einfahren von dieser Seite nach Prag überraschend schön wäre, hatte ich mich auf den Bock zu dem Kutscher gesetzt und war ganz verblüfft, als dieser auf ein altes Festungsgemäuer vor uns deutete und sagte: „Das

Prag.“ Wie aber war ich bezaubert, als wir auf das
teau des Hradschin gelangten und die alte Königsstadt
ihrem Häusermeer und den unzähligen Kuppeln und
irmen vor mir lag, durch welche sich die Moldau wie
Silberband schlängelte. Ich war entzückt, und obgleich
ein Blick das ganze Panorama entfaltete, so hätte ich
tausend Augen haben mögen, um alle diese Schön-
en zu erfassen und meinem Gedächtniß vollkommen
uprägen. Die Brücke, obgleich sie nicht so weit ge-
mt ist wie die dresdener, gewährt dennoch mit ihren
en Statuen einen weit imposanteren Anblick.

Fünftes Kapitel.

Mein Auftreten in Prag. — Henriette Sontag. — Gartenvergnügen bei Ludwig Löwe. — Contractabschluß. — Der Taschendieb und Falschmünzer. — Das Nepomukfest.

Wir stiegen im Schwarzen Roß ab und sahen Abends im Theater „Wallenstein's Tod". Die Zeit war zu kurz, als daß ich Madame Liebich, die nach ihres berühmten Gatten Tode die Direction übernommen, zuvor schon meine Aufwartung hätte machen können.

Ich fand Bayer als Wallenstein sehr brav; auch Lemm war mit seiner Auffassung dieses Charakters sehr zufrieden, nur tadelte er das ewige Auf- und Abgehen, wobei er die boshafte Bemerkung machte: „Wenn der so fort läuft, so wird sich am Schluß des Stücks eine Hohlkehle im Proscenium finden." Nach dem ersten Act gingen wir auf die Bühne und ich stellte mich der Frau Liebich, welche die Herzogin gab, vor. Sie sagte mir mit vieler Freundlichkeit, daß ich in einigen Tagen nach meinem

Wunsch als Jakob auftreten könne. Ihr Bräutigam, der Tenorist Stöger, übernahm es, mich den Herren Bayer, Polawsky und Ludwig Löwe, den Damen Brunetti und Schwarz vorzustellen. Es war im Ganzen eine höchst gelungene Darstellung, Löwe als Max ganz ausgezeichnet; sein weiches und melodisches Organ erinnerte mich ungemein an Oels. So und nicht anders mußte Schiller sich seinen Max gedacht haben. Auch Lemm war voll des Lobes über ihn und wünschte, daß Berlin einen solchen ersten Liebhaber besäße.

Den andern Tag reiste Lemm nach Wien ab und ich bezog ein Privatlogis bei einer Frau von R., die Witwe war und zwei sehr liebenswürdige Töchter hatte.

Der Zufall wollte es, daß Bayer, der Regisseur war, in demselben Hause wohnte, und so machte ich ihm zunächst meine Aufwartung.

Endlich erschien der große Tag, wo ich als Jakob vom Stapel gelassen wurde. Mit mir zugleich trat ein junges reizendes Mädchen von 14 Jahren als Benjamin auf, das später nicht allein Deutschland, sondern fast ganz Europa durch ihr Gesangstalent, ihre reizende Stimme und liebliche Schönheit entzückte; das Mädchen war Henriette Sontag. Da über die Kindheit dieses Sonntagskindes, soviel mir bekannt ist, in keiner Biographie etwas gesagt wird, so mag es vielleicht nicht unwillkommen sein, wenn

ich hier einige Notizen darüber mittheile, die ich aus bester Quelle, von dem Kaufmann Hörle, dem Freunde ihrer Aeltern, habe. Henriette Sontag wurde 1804 geboren. Schon als Kind entwickelte sie dramatisches Talent und sang, noch nicht sieben Jahre, die Lilli im „Donauweibchen“. Kurze Zeit darauf starb ihr Vater ihre Mutter erhielt ein Engagement in Darmstadt, das sie aber nach Jahr und Tag wieder löste. Sie übergab Henriette und ihre jüngere Tochter Nanni ihrer Mutter in Mainz und ging in die Welt hinaus, um sich ein anderes Engagement zu suchen, was sie auch nach einiger Zeit in Prag unter Liebich's Direction fand. Ihre erste Sorge war nun, ihre Kinder kommen zu lassen, und ihr treuer Freund Hörle in Frankfurt übernahm es, die Kinder in Mainz abzuholen, sie in Frankfurt dem Postconducteur, reichlich mit Geld und Kleidern versehen, zu übergeben und ihn zu bitten, sich der armen Kleinen anzunehmen, was auch geschah. Wer hätte auch dieser reizenden Kinder sich nicht mit Liebe annehmen sollen! Nach langer Fahrt gelangten sie endlich zu ihrer Mutter.

Henriette mußte Liebich etwas vorsingen und er war so begeistert über das Wunderkind von elf Jahren, daß er sie dem Publikum in zwei Arien des „Oberon“ (von Wranitzky) vorführte. Sie hatte eine so silberhelle Stimme, die von der Natur durch außerordentliche

Geläufigkeit ausgestattet war, daß ihr großer Beifall zu Theil wurde. Von nun an bis in ihr vierzehntes Jahr genoß sie ununterbrochen musikalischen Unterricht im dortigen Conservatorium; ihr Lehrer war Herr von Trübensee. In ihrem vierzehnten Jahre war sie fast ganz ausgebildet und betrat, wie ich eben bemerkte, als Benjamin zum ersten Mal die Bühne.

Reicher Beifall wurde ihr und auch mir zu Theil; das Duett im dritten Act mußten wir auf Verlangen wiederholen und wurden mehrmals gerufen. Der Referent im dortigen Lokalblatt, Professor Gerle, machte die boshafte Bemerkung: „Vater Jakob und Sohn Benjamin zählten zusammen 35 Jahre, hatten also noch nicht das Alter von Sohn Joseph erreicht.“

Das künstlerische Treiben an dem prager Theater gefiel mir außerordentlich, und es that mir schon leid, daß ich in Leipzig, wenn auch nur auf kurze Zeit, gebunden war. Da ich in meinem ersten Debüt so gefallen hatte und die Frau Director Liebich mich im Schauspiel zu sehen wünschte, so schlug ich — keck genug — den Mortimer vor, Goethe's Ausspruch dabei ganz vergessend. Mein Vorschlag wurde angenommen — und ich lief mir die Nase gehörig auf, denn es war eine große Anmaßung, nach Ludwig Löwe diese Rolle zu spielen. Man pfiff mich gerade nicht aus, aber der Beifall

war so dünn, daß das Fiasco gar nicht zu verkennen war. Indessen da ich als Don Juan mir wieder die Gunst des Publikums erwarb, so warf ich den Erfolg des Mortimer hinter mich.

Wenn ich auch nicht zu spielen hatte, war ich doch meist auf der Bühne, selten im Zuschauerraum, denn es amüsirte mich ungemein, allen Damen — jung oder alt — den Hof zu machen. Besonders hatte ich einem hübschen Mädchen, Fräulein S., meine Gunst zugewandt. Eines Abends nun, als ich im Zwischenact mit ihr plaudernd in der Coulisse stand, trat unvermuthet Christine Böhler, die nach Wien ging, um am Burgtheater Gastrollen zu geben, mit ihrer Mutter und Schwester auf die Bühne. Ein elektrischer Schlag durchzuckte mich, und ich eilte auf sie zu, um sie zu begrüßen und mich als ihren künftigen Collegen vorzustellen. Mit großer Zurückhaltung erwiderte sie meinen Gruß und sagte eisig kalt: „Ja, ich höre, daß Hofrath Küstner Sie engagirt hat.“ Damit ging sie von mir fort. Meine Blicke folgten ihr, und ich sah, wie sie von allen Mitgliedern, zu denen sie früher gehört, mit Liebe und Achtung empfangen wurde. Ich konnte mir den Grund gar nicht erklären, warum sie, die mir bei meinem Gastspiel in Leipzig so viel Wohlwollen bewiesen, mich jetzt so abstoßend behandelte. Den Grund sollte ich später von ihr selbst

erfahren. In dem Augenblick dachte ich: Geh hin, du stolzes Mädchen! Aber mein Herz fühlte ganz anders dabei.

Ich lebte in einem Strudel von Vergnügungen. Hauptsächlich war es Ludwig Löwe, an den ich mich mit ganzer Seele anschloß. Oefter versammelte sich ein kleiner Cirkel in seinem Garten: die Brunetti und Sontag mit ihren Töchtern, einige junge Herren und Mädchen aus der Stadt, unter denen sich die vierzehnjährige Henriette vor allen durch ihre Munterkeit, man konnte fast sagen Ausgelassenheit, auszeichnete. Kein Graben war ihr zu breit, kein Baum zu hoch. Einstmals aber wären ihr ihre Turnübungen beinahe schlecht bekommen. Sie hatte mit der jungen Brunetti einen hochstämmigen Apfelbaum erstiegen, und beide wußten nun nicht, wie sie mit Anstand wieder herabkommen sollten. Ich sah von fern ihre Verlegenheit und eilte hinzu, um ihnen zu helfen. Meine linke Hand, in welche Jettchen ihr reizendes kleines Füßchen setzte, diente ihr als erste, meine rechte Achsel als zweite Stufe, von der sie dann herabsprang; in gleicher Weise gelangte auch die kleine Brunetti auf den Boden. Die Strafreden der Mütter, die unterdessen hinzugekommen waren, blieben natürlich nicht aus und mit verschämten Mienen schlichen die Mädchen davon.

Nachdem ich meine vierte Rolle gespielt h
der Tenorist Stöger zu mir und bot mir eine
contract mit 2000 fl. Gehalt und einem Benefiz
mit 500 fl. Ich verschwieg ihm nicht, daß ic
reits in Leipzig gebunden hätte, jedoch nach sec
kündigen könne und meine Verbindlichkeiten
dann mit dem 1. September gelöst wären. E
mit einverstanden.

Da mir Prag so ungemein gefiel und
Manches dort fesselte, besonders eine Bekannt
die ich später zurückkommen werde, so unters
leichtsinnig wie ich war, ohne alles Bed
Contract.

Mit mir zu gleicher Zeit gastirte der Dir
aus München mit seiner Gattin. Er war als
in dem Lustspiel gleichen Namens ganz ausgeze
so schrecklicher als Konrad von Starkburg im
zu Kronstein", worin hingegen seine Gattin a
vortrefflich war. Der gute Carl wollte zu
von den Staberls noch gar nichts wissen, der
sich für einen bedeutenden Tragöden. Eine
wurden ein paar kleine Stücke bei ga
Haus gegeben, wobei wir uns höchlich ennuyi
machte deshalb den Vorschlag, nach der Traul

zu gehen und da ein wenig zu kneipen. Wir fanden das Lokal ganz leer, um so ungezwungener konnte Carl seiner Laune den Zügel schießen lassen, und zu unser aller Entzücken gab er die tollsten Schwänke und Anekdoten zum Besten. Da trat nach einiger Zeit ein elegant gekleideter Herr herein, nahm an einem der andern Tische Platz und verlangte rasch Essen und eine Flasche Wein. Als das Verlangte gebracht wurde, nahm er eine Brieftasche heraus, die sehr gespickt, schien, und warf dem Kellner eine Banknote hin, worauf er sich rasch ans Essen machte. Wir nahmen weiter keine Notiz von ihm und unser Gespräch ging fort, als mit einem Male zur Thüre bei dem Schenktisch ein Polizeicommissar mit zwei Dienern hereintrat und sich leise dem eleganten Herrn, der eben in der Brieftasche blätterte, näherte, ihn an der Achsel faßte und ihm zugleich die Brieftasche aus den Händen riß. Als der Mensch den Kopf wandte und den Polizisten sah, fiel er ihm unter Jammergeschrei augenblicklich zu Füßen. „Falschmünzer", rief dieser, „haben wir Dich?"—„Jesus Maria! ich bin kein Falschmünzer" wimmerte jener. „Ich will es gestehen, ich habe die Brieftasche vor kaum einer Stunde im Theater gestohlen." — „Von wem?" fragte der Commissar in strengem Ton. — „Von einem Herrn in grauem Frack und Beinkleidern", erwiderte der Spitzbube. Hierauf fragte ihn der Commissar, ob er im

Stande wäre, dem bezeichneten Manne die Brieftasche wieder beizubringen? Der Taschendieb erklärte dies für eine leichte Aufgabe. Wir waren natürlich aufgesprungen und wollten dem Zug nach dem Theater folgen; als der Commissar dies bemerkte, bedeutete er uns, daß dies nur in einiger Entfernung und ohne alles Geräusch geschehen dürfte. Im Theater angekommen, flüsterte der Commissar dem dienstthuenden Wachtmeister einige Worte ins Ohr, dann öffnete er die Parterrethür und trat geräuschlos mit dem Taschendieb und seinen Leuten ein. Wir folgten und blieben am Eingang stehen. Da stand richtig der Graue mitten im Parterre. Auf einen Wink des Commissars näherte sich der Taschendieb dem Grauröckigen und schob ihn beiseite, um weiter nach vorn zu gelangen. Nach einer Weile kehrte er ganz unbefangen zurück. „Nun wird's?" fragte der Commissar. „Er hat sie schon", erwiderte der Spitzbube. Wir waren alle erstaunt, denn trotz unserer Aufmerksamkeit hatte keiner von uns gesehen, wie er das Manöver ausgeführt. Nun ging der Commissar mit großer Vorsicht, von seinen Leuten gefolgt, auf den Kerl zu, aber kaum hatte er ihn berührt und dieser sich umgesehen, so lagen er und die beiden Polizeidiener zu Boden geschleudert in den Bänken; in drei Sätzen war der Bursche am Ausgang, und ehe wir uns besinnen konnten,

lagen wir an der Wand, daß uns alle Rippen krachten. Aber vor der Thür waren acht Polizeidiener aufgestellt, die mit ihm, trotzdem, daß er sich wie ein Löwe wehrte, fertig wurden. Die Scene hatte das Publikum in so große Aufregung versetzt, daß die Darstellung kurze Zeit unterbrochen werden mußte. Acht Tage darauf hing der Mensch am Galgen

Der 15. Mai war herangekommen, der Tag, den jeder echte Böhme als den heiligsten im ganzen Jahre betrachtet, weil an ihm König Wenzel ihren Schutzpatron Nepomuk über die Brücke in die Moldau werfen ließ. Trotz des nicht sehr günstigen Wetters wimmelten alle Stadttheile von Landvolk, und an allen Ecken, wo ein Heiliger angebracht und dessen Nase mit einem Lichtchen oder Lämpchen beleuchtet war, lagen die Bauern beiderlei Geschlechts zu Hunderten betend davor. Die größte Masse aber befand sich auf der Brücke der Moldau, um das Standbild des heiligen Nepomuk mit seinen fünf Sternen, abwechselnd betend oder ein czechisches Lied singend, dessen Worte, wie mir gesagt wurde, im Deutsch-Böhmischen so lauteten:

O heil'ger Johann Nepomuk,
Der Du stehst auf der prager Bruck,

Der Du hast mussen
Dein Leben bussen
Im Moldau Flussen
Ein!

Auch mich plagte die Neugier, das Gewühl auf der Brücke, die an diesem Tag bis gegen 3 Uhr Nachmittags für jedes Fuhrwerk polizeilich gesperrt war, mit anzusehen, und mit einem Freunde drängte ich mich durch die Menge, der Kleinseite zu, auf Anrathen meines Freundes wohlweislich den Hut vor Nepomuk bis auf die Erde ziehend, sonst hätten uns wahrscheinlich die enragirten Herren Mucker ihrem Heiligen nachfliegen lassen. Auf der Kleinseite wogte es ebenso wie in den übrigen Stadttheilen und die Hofkirche auf dem Hradschin war gedrängt voll. Das hielt aber meinen Freund Koch nicht ab, sich in das Gewühl hinein zu zwängen und auf die Knie zu werfen, obgleich er ein geborener Leipziger und guter Lutheraner war. Nicht die Messe und der Glaube veranlaßten ihn zu dieser Ceremonie, sondern die wunderhübschen böhmischen Landmädchen. Er mußte seine Courmacherei theuer bezahlen, denn als er herauskam, war seine schöne goldene Uhr mit reicher Kette und Breloque verschwunden. Wahrscheinlich hatte sie ihm ein ebenso andächtiger Böhmak bei seiner Liebelei aus der Tasche gezogen.

Trotz des Austrommelns und Ausschreiens erhielt er sie nicht wieder und mußte sich mit den vielen Andern trösten, die gleiches Schicksal gehabt hatten, denn es wurde ein ungeheurer Zettel von vermißten Sachen abgerufen, die alle als verloren bezeichnet waren.

Sechstes Kapitel.

Löwe's Verwundung. — Platonische Liebe. — Meine Reise nach Dresden. — Nachricht vom Tode meiner Mutter.

Kurze Zeit vor meiner Abreise sollte bei der Darstellung der „Räuber“, worin der unvergleichliche Ludwig Löwe den Karl spielte, noch ein sehr trauriger Fall vorkommen. Ich hatte in der kleinen Loge, die für die mitspielenden Schauspieler sich zwischen dem Proscenium und der ersten Coulisse auf dem Theater befand, meinen Platz genommen, weil das Parterre sehr voll war. Im vierten Act, wo Karl sagt: „Auf, ihr Klötze, ihr Eisklumpen, will keiner erwachen?“ erfaßt Löwe das Pistol, das wahrscheinlich eine schlechte Feder hatte, und mitten im Hahnspannen geht das Pistol los und er zerschmettert sich den vierten und fünften Finger. Er preßte die Hand, an der das Blut fort und fort herunterlief, zusammen und spielte zu unser aller Entsetzen

und Erstaunen die ganze folgende Scene (Schluß des Actes) mit voller Kraft und Feuer zu Ende, da aber, durch den großen Blutverlust geschwächt, brach er ohnmächtig zusammen, und die Vorstellung war zu Ende. Löwe bewies, was einst Fleck gesagt haben soll, daß im Affect des Spiels aller körperliche Schmerz an dem Darsteller spurlos vorübergehe. Der Arzt erklärte am andern Tage, die Flechsen wären dergestalt zerrissen, daß der Verwundete nur die Wahl habe, ob der kleine Finger aufrecht stehend oder gekrümmt geheilt werden solle. „Natürlich krumm", erwiderte Löwe, „denn wenn ich die Hand zu ballen habe, möchte es doch ganz verzwickt aussehen, wenn der kleine Finger wie ein Meilenzeiger emporstände."

Ungefähr drei Wochen nach meiner Ankunft in Prag stand ich eines Abends im Theater und erblickte mir gegenüber in einer der ersten Ranglogen ein wunderschönes Mädchen mit goldlockigem Haar. Meine Augen waren den ganzen Abend mehr ihr als der Bühne zugewendet und auch ihre Blicke wandten sich von Zeit zu Zeit nach mir. Ich hatte Tags zuvor den Don Juan gespielt und, wie bereits bemerkt, dem Publikum gefallen; war es nun Neugierde oder ein anderes Interesse, was sie an mir nahm? Diese Frage ohne weiteres nach meinem Wunsche zu beantworten, war ich doch nicht eitel

genug, aber sobald die Vorstellung beendet war, eilte ich, so schnell ich konnte, mich durch die Menge durchwindend, in den Corridor, wo sich ihre Loge befand. Endlich erschien sie in Begleitung einer ältlichen Dame, die wahrscheinlich ihre Duenna war. Ich lehnte in wartender Stellung an einem Pfeiler. Als sie an mir vorüberging, wandte sie ihr reizendes Köpfchen und sah mich von der Seite mit jungfräulicher Schüchternheit an. Ich verließ sogleich meinen Platz und folgte ihr bis zum Ausgang ans Portal, wo ein Wagen mit reich betreßtem Kutscher und Bedienten hielt. Sie stieg ein und wandte mir dabei nochmals ihr Antlitz zu. Noch lange sah ich dem Wagen nach und den ganzen Abend stand ihr Bild vor meiner Seele.

Ich trank öfters nach Tische den Kaffee bei meiner freundlichen Wirthin; nachdem das geschehen, traten wir gewöhnlich zusammen an das geöffnete Fenster und plauderten, indem wir die Vorübergehenden betrachteten. Eines Tages kam plötzlich meine unbekannte Schöne mit ihrer Begleiterin die Straße entlang und ich verstummte vor freudigem Schreck. Alle meine Gedanken wandten sich zu ihr und so war mein Entschluß rasch gefaßt; ich nahm meinen Hut, empfahl mich und stürmte die Treppe hinab, ihr zu folgen. Wir durchwanderten mehrere Straßen, ich immer zehn Schritte hinter ihr, und

trotzdem sie bei mancher Wendung der Straßen einen Blick nach mir zurückwarf, wagte ich doch nicht, mich ihr mehr zu nähern. Endlich gelangten wir zur Brücke, auf der dieselbe Ordnung herrscht wie auf der dresdner, daß man nämlich auf einer Seite hinüber, auf der andern herübergeht. Doch was kümmerte mich die Ordnung! Ich wollte immer nur in das liebliche Antlitz sehen, darum ging ich getrost auf der andern Seite dem Menschenstrom entgegen und achtete alle Rippenstöße nicht im geringsten, denn ich hatte ja die unaussprechliche Freude, daß auch sie mich öfters ansah. Jenseits der Brücke wurde aber meiner Begleitung ein Ziel gesetzt, das deutete mir ein ängstlicher flüchtiger Blick von ihr und ein leises Schütteln des Kopfes an. Nun erkannte ich, daß auch sie eine Neigung zu mir empfand, und jauchzte über diese Entdeckung in den Himmel hinein. Mehrere Male trafen wir uns auf diese Weise, ohne daß ich es gewagt hätte, sie anzusprechen. Um meiner Sache ganz gewiß zu sein, zog ich das nächste Mal auf dem für mich so puffreichen Wege über die Brücke mein Taschentuch heraus, drückte es, sie anblickend, an meine Lippen und — sie erwiderte in gleicher Weise meine Pantomime. Nun war kein Zweifel mehr, daß sie mich liebte. Da diese Spaziergänge sich fast täglich wiederholten, wagte ich endlich an sie heranzugehen und ihr zuzuflüstern, daß ich sie grenzenlos liebe und daß ich

nicht glaube, ferner ohne sie leben zu können; verschämt und ängstlich wisperte sie mir mit hochgerötheten Wangen, aber strahlenden Augen zu, daß auch sie mich gern sähe. Was ich dann weiter zu ihr gesprochen, was sie mir erwidert, weiß ich nicht mehr und werde es wohl auch damals nicht gewußt haben; nur daran erinnere ich mich, daß wir eine Stunde um die Abendzeit verabredeten, in der wir uns treffen wollten. Was daraus werden sollte und wie sich die Zukunft gestalten würde, daran wurde gar nicht gedacht; es genügten uns die Versicherungen ewiger Liebe, die ein leiser Händedruck, ein inniger Blick bestätigte. So ging nur zu rasch die Zeit hin und zu unserm beiderseitigen Schrecken kam der Tag der Trennung heran. Von Hofrath Küstner hatte ich einen Brief erhalten, worin er mir anzeigte, daß er mich bestimmt am 1. Juni erwarte, und da eine Sängerin aus Pesth, die in Prag gastirt hatte, Fräulein Pfeifer, gleichzeitig nach Dresden mußte, nahm ich ihren Vorschlag, mit ihr gemeinschaftlich Extrapost zu nehmen, an. Am Abend vor meiner nächtlichen Abreise spielte ich noch den Marquis Ravannes in der Oper „Die vornehmen Wirthe“. Sobald die Vorstellung zu Ende war, riß ich mir fast die Kleider vom Leibe, denn halb elf Uhr war die Stunde bestimmt, wo ich meine süße Elise vielleicht zum letzten Male sehen und sprechen sollte. Ich stürmte von der Alt-

stadt nach der Kleinseite und fand Elise schon an der bezeichneten Stelle mit ihrer Duenna meiner harrend. Noch nie hatten wir uns allein gesprochen; in der Scheidestunde war es uns ein Bedürfniß, ungestört unsere Gefühle austauschen zu dürfen, und nach langen dringenden Bitten gewährte uns endlich die Duenna den Wunsch. So wandelten wir denn Arm in Arm an der Moldau hin, deren leicht gekräuselte Wellen das Licht des Mondes auffingen. Bang und schamhaft senkte sie das Haupt und ging stumm neben mir her. Meine Gefühle waren so überwältigend, daß auch ich keine Worte finden konnte; schweigend hob ich ihr Köpfchen und blickte in ihre süßen Augen, in denen Thränen standen, und berührte mit meinem Munde leise ihre keuschen Lippen. Sie erwiderte meinen Kuß, doch ein Zittern durchbebte ihren zarten Körper. Wir ließen uns auf einer Bank am Ufer nieder; Hand in Hand, uns umschlungen haltend, gaben wir unsern Gefühlen nun Worte, immer von neuem uns ewige Liebe schwörend, bis endlich zum Aufbruch mahnend die Duenna an unserer Seite stand. Elise verlangte von ihr eine Scheere, schnitt eine ihrer goldenen Locken ab und übergab sie mir als Erinnerungszeichen der seligen Stunde; ein gleiches Andenken nahm sie von mir. Schweigend uns umschlungen haltend wandten wir unsere Schritte der Brücke wieder zu, die Zeuge unserer

entstehenden Liebe und nun auch Zeuge unserer bittern Trennung war. Ich sollte Elise nie wiedersehen: nach einem Jahre entschwebte ihr Geist in eine bessere Welt. Tausend Thränen weinte ich bei der schmerzlichen Nachricht dem reinen Engel nach.

Meine nächtliche Extrapostfahrt war eben nicht zu den angenehmsten zu zählen, denn wechselnde Gefühle durchstürmten mich, und es war mir nicht unlieb, daß meine mitfahrende dicke Sängerin äußerst schweigsam war. Um so ungestörter konnte ich mich meinen Gedanken überlassen. Jetzt erhob mein Gewissen seine anklagende, strafende Stimme; ich hatte heilige Pflichten gegen meine Braut wie gegen Elise verletzt. So bittere Vorwürfe ich mir aber auch machte, ich suchte mich vor mir selbst immer wieder mit meinem heißen Blute zu entschuldigen. Ich hatte von meiner Mutter einen Haarring erhalten, in welchem fünf kleine Tafelsteine waren; zu diesem flüchtete ich mich immer, wenn mein Herz in Nöthen war, und küßte die schönen schwarzen Haare, aus denen die Diamanten herausfunkelten. Auch jetzt zog ich ihn vom Finger und liebkoste ihn. Endlich übermannte mich die Müdigkeit, denn ich hatte in dreißig Stunden kein Auge zugethan, und ich schlief, als wir den kulmer Berg hinauffuhren, ein, konnte aber kaum eine halbe Stunde geschlafen haben, als es mir war, als ob mich

jemand an der linken Hand schüttele. Ich erwachte und blickte nach der Uhr, es war gerade $^1/_2$2 Uhr Mittags; unwillkürlich blickte ich auch auf meine Hand und vermißte meinen Ring. Augenblicklich ließ ich halten, durchsuchte erst alle Ecken des Wagens, dann lief ich den Weg zurück, den wir gefahren, der Postillon ebenfalls, um mir suchen zu helfen, aber Alles war fruchtlos und ich mußte mich in den unersetzlichen Verlust ergeben.

Um Mitternacht kamen wir in Dresden an. Mein erster Gang am andern Morgen war zu meiner Braut, die, als ich hereintrat, schweigend sich in ein Seitencabinet entfernte, während ihre Schwester mich mit einem sehr ernsten Gesicht empfing. Ich war demnach gefaßt, von ihr zu hören, daß ich mich in Prag benommen, wie es sich für einen Bräutigam nicht geziemte; von meiner platonischen Liebe konnte sie nichts wissen, es konnte also nur meine Tändeleien mit den Schauspielerinnen betreffen. Zu meinem Erstaunen warf sie mir mein heimliches Entweichen von Hannover vor, was ihr in den grellsten Farben hinterbracht worden war, und zwar von dem nichtswürdigen Komödianten, den ich in Hannover von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet und mit dem ich meine wenige Baarschaft getheilt hatte. Als ich ihr zu meiner Vertheidigung offen und ehrlich den ganzen Thatbestand mitgetheilt, reichte sie mir die Hand und sagte: „Ich

freue mich, daß ich mich nicht in Dir getäuscht habe, aber Dein heftig aufbrausendes Wesen und Deinen leichten Sinn, wenn ich es nicht Leichtfertigkeit nennen will, mußt Du ablegen, wenn Du ein guter Ehemann werden willst." Dieses Mädchen gehörte zu den edelsten Charakteren, die mir auf meinem Lebenswege begegnet sind. Endlich kam auch Julie wieder und umarmte mich stillschweigend, aber mit der frühern innigen Herzlichkeit konnte ich ihren Kuß nicht erwidern, und nicht ohne Bitterkeit sagte ich zu ihr: „Es thut mir sehr weh, daß Du mich einer solchen Gemeinheit, wie sie dieser schlechte Kerl Dir hinterbracht, fähig halten konntest. Was soll aus unserer Zukunft werden, da wir vorläufig doch getrennt leben müssen, wenn Du so wenig Vertrauen zu mir hast?" Eine leidenschaftliche Umarmung ihrerseits sollte mir das Gegentheil beweisen und that es auch. Mein böses Gewissen flüsterte mir in dem Augenblicke zu, daß sie mir weit, weit mehr zu vergeben hatte als ich ihr, und darum verdoppelte ich meine Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit gegen sie, mit dem festen Vorsatz, ein anderer Mensch zu werden und des schönen, flüchtigen Traums gar nicht mehr zu gedenken. Durch einen furchtbaren Schlag, der mich bereits getroffen, wurde ich in meinem Vorsatz noch mehr bestärkt. Den andern Tag erhielt Emilie einen Brief von meinem Vater, der ihr den Tod meiner Mutter anzeigte. Erst

nachdem mich das treffliche Mädchen auf das zartfühlendste vorbereitet, übergab sie mir das Schreiben. Da stand es! Die zärtlich liebende Mutter hatte in ihren letzten Augenblicken fort und fort nach mir verlangt und war in derselben Stunde von dieser Welt geschieden, in der ich meinen Ring mit ihren Haaren verloren hatte. Julie half mir meinen Schmerz redlich tragen und das alte Verhältniß ward dadurch ganz wieder zwischen uns hergestellt. Ein abermaliger Brief von Hofrath Küstner rief mich sehr entschieden nach Leipzig und ich reiste den andern Tag dahin ab.

Siebentes Kapitel.

Antritt meines Engagements in Leipzig. – Gastspiel des Wolff'schen Ehepaars, der Campi, Hellwig's, Häser's und der Hartwig. – Mein Verhältniß mit Julie löst sich.

Da ich den Leipzigern bei meinem frühern Gastspiel nicht besonders zugesagt, wählte ich den Jakob zu meiner Antrittsrolle, in der Hoffnung, ich würde damit den gleichen Erfolg haben wie in Dresden, Hannover und Prag. Das Publikum nahm mich zwar freundlich auf, zeichnete mich jedoch nicht besonders aus, und dies bestärkte mich nur in meinem Vorsatze, Leipzig sobald als möglich wieder zu verlassen. Sehr innig war Doris Böhler als Darstellerin des Benjamin. Christine Böhler, ihre ältere Schwester, war von ihrem Gastspiele in Wien zurückgekehrt und hatte dort Triumphe gefeiert, wie seit langer Zeit keine vorgekommen waren. Dennoch ließ sie sich weder dadurch noch durch die glänzenden

Bedingungen, die man ihr stellte, zum Bleiben bewegen; die sonstigen Verhältnisse waren ihrem ganzen Wesen zu sehr zuwider. In Leipzig trat sie vor überfülltem Hause zum ersten Male wieder als Donna Diana auf, eine Rolle, die sie in Wien mehrere Male hatte wiederholen müssen, und wurde von dem Publikum auf das lebhafteste begrüßt, wie ihre ganze Darstellung mit dem größten Beifall begleitet.

Der Hofrath Küstner kannte durch mich den Ausspruch Goethe's, daß ich durchaus zum Liebhaber nicht passe; darauf hin beschäftigte er mich im Schauspiel, hauptsächlich im ältern Fach. Zunächst theilte er mir den Clotald in „das Leben ein Traum" nach Zahlhas' Bearbeitung zu. Obwohl Zahlhas wegen dieser Bearbeitung besonders von Müllner sehr angegriffen wurde, der überhaupt das leipziger Theater gar zu gern tadelte, so halte ich doch seine Bühnenbearbeitung für besser als die West'sche. Zahlhas hat den melodischen Trochäus des Originals beibehalten und glücklich nachgebildet, während West's Jamben mir stets einen mit Calderon's Wesen unharmonischen Eindruck machten. Den Sigismund konnte man zu Stein's vorzüglichsten Leistungen zählen; in rhetorischer Hinsicht habe ich kaum etwas Vollendeteres gehört, wobei ihm besonders sein wunderbar schönes Organ zu statten kam, was an Kraft

das von Oels noch übertraf, ohne die Weichheit desselben zu entbehren. Stück und Darstellung hatten bei dem Publikum solchen Anklang gefunden, daß es unter der vieljährigen Leitung von Küstner immer auf dem Repertoire blieb und über fünfzigmal gegeben wurde.

Die nächste bedeutende Aufgabe, die mir Hofrath Küstner übertrug, war der Don Juan, der seit Jahren in Leipzig geruht hatte. Hier war es nun, wo ich mir zum ersten Male den allgemeinen Beifall des Publikums erwarb und mich, wie ich wohl sagen darf, in der Gunst der Leipziger feststellte. Ich war überglücklich und unterschrieb den andern Tag einen dreijährigen Contract. Hofrath Küstner brachte es auf gütlichem Wege dahin, daß Director Stöger in Prag mich meiner dort eingegangenen Verpflichtungen entledigte.

Am 22. August begann ein Gastrollencyclus des Wolff'schen Ehepaares Dasselbe trat in folgenden Stücken auf: „Iphigenie auf Tauris" (Iphigenie und Orest), „Torquato Tasso" (Eleonore von Este, Tasso), „Menschenhaß und Reue" (Madame Müller, Meinau), „Minna von Barnhelm" (Franziska), „Emilia Galotti" (Orsina), „Maria Stuart" (Elisabeth), „Hamlet" (Hamlet), „Das Epigramm" (Hauptmann von Klinker), „Braut von Messina" (Don Manuel), „Don Carlos"

(Eboli, Posa). In letztgenanntem Stücke gab der Hofschauspieler Geyer von Dresden als erste Gastrolle den König Philipp. Da er zu den besten Mitgliedern der ehemaligen Seconda'schen Gesellschaft gehört hatte und sehr beliebt in Leipzig war, so empfing ihn das Publikum bei seinem Auftreten sehr lebhaft. Diese Auszeichnung ließ ihn vergessen, wen er in diesem Augenblick vorstellte. Er trat bis in die Lampen vor und hielt eine lange Rede des Dankes an das Publikum, der man anhörte, daß sie augenblickliche Eingebung war; dann trat er wieder zurück und sagte: „So allein, Madame?" Ich spielte den Alba, und unser geistreicher, aber sehr sarkastischer Regisseur Wohlbrück, der, und wenn es seinen besten Freund betroffen hätte, nie einen Witz unterdrücken konnte, stand als Domingo an meiner Seite und flüsterte mir zu: „Da ist eben der König Philipp zum Geier gegangen." Geyer war in jeder Beziehung ein tüchtiger Schauspieler, diese Taktlosigkeit aber, die er selbst nachher am bittersten empfand, hatte ihn für den ganzen Abend außer Fassung gebracht, sodaß seine Leistung nur eine höchst mittelmäßige war und er darum nach dieser einen Rolle sein Gastspiel abbrach.

Ein Hochgenuß war es, die Wolff als Iphigenie Orsina, Eboli und Elisabeth zu sehen; in letzterer Rolle übertraf sie selbst die berühmte Schröder an seiner

Nüancirung dieses doppelzüngigen Charakters. Der Leonore im „Tasso" widerstrebte ihre Persönlichkeit und ihr sprödes Organ, das aller Weichheit entbehrte, die zu dieser Rolle unbedingt nöthig ist. In Weimar spielte sie die Sanvitale und zwar unübertrefflich. Mahlmann äußerte in einer Gesellschaft, es müsse eine vollendete Darstellung gewesen sein, wenn die Wolff diese Rolle und Christine Böhler die Leonore gespielt hätte, denn Wolff als Tasso, Ferdinand Löwe als Alfons und Zahlhas als Antonio waren meisterhaft gewesen. Ein großer Mißgriff von der Wolff war die Franziska in „Minna von Barnhelm", zu der sie weder Humor, Jugend, Lieblichkeit, noch Naivetät mitbrachte, und nur ihr großer Name wie ihre übrigen Erfolge retteten sie in dieser Rolle vor einem förmlichen Fiasco. Wolff besaß weit mehr Talent für das Lustspiel wie seine Frau; sein trockener Humor kam ihm als Hauptmann von Klinker sehr zu statten, und wenn dieser nicht zuweilen etwas Krankhaftes angenommen hätte, so wäre er in dergleichen Charakteren ganz ausgezeichnet gewesen. Sein eigentliches Feld jedoch war und blieb die Tragödie; namentlich sein Posa und sein Hamlet waren Darstellungen von höchster Vollendung, der Hamlet in psychologischer Entwickelung bewundernswürdig. Hierbei brachte er Garrick's Ansicht zur Anwendung, daß kein Mensch im Stande sei,

den Schmerz in seiner Mimik auszudrücken, der Hamlet beim Anblick des Geistes seines Vaters erfassen mußte. Und mit welcher Meisterschaft führte Wolff dies aus, besonders in der Scene mit der Mutter im dritten Act, wo er während seiner Ueberredung sich endlich auf deren Schooß setzte und beim Erscheinen seines Vaters mit einem Mark durchschütternden Schrei zur Erde glitt, immer den Rücken dem Publikum und das Gesicht dem Geiste zugewandt. Die vorgestreckten, immer zitternden Hände, sowie das ganze Beben des Körpers machten auf den Zuschauer einen überwältigenden Eindruck. Diese Kühnheit, die ganz gegen die Regeln der Schauspielkunst streitet, führte er aus, ohne im mindesten die Schönheit zu verletzen; selbst Goethe, dem es ein Greuel war, wenn der Schauspieler gegen diese Regeln fehlte, würde sich bei solcher meisterhaften Ausführung damit einverstanden erklärt haben. Ludwig Devrient war das Genie, aber Wolff gewiß das größte Talent der deutschen Bühne.

Noch zweimal gab das herrliche Künstlerpaar in den zwanziger Jahren unter Küstner's Direction Gastrollen, immer neue Triumphe erwerbend.

Diesem Genuß folgte bald darauf ein zweiter in musikalischer Hinsicht. Die Hofopernsängerin Campi von Wien, für die Mozart mehrere Partien in seinen Opern geschrieben hatte, trat als Vitellia im „Titus“,

Donna Anna im „Don Juan" und Konstanze in der „Entführung aus dem Serail" auf. Die Donna Anna mußte sie auf allgemeines Verlangen wiederholen, denn der Beifall war enorm. Die Frau war 54 Jahre alt und nichts weniger als hübsch, aber ihre Methode war bezaubernd und ihre schöne Stimme hatte noch ganz die Jugendfrische. Sie überflügelte, was ihre Schule anbelangte, weit die Catalani, deren Leistungen von Stuttgart her noch lebendig vor meiner Seele standen. Der Campi Stimme war in den Mitteltönen nicht so volltönend wie die der Catalani, dagegen besaß sie einen Umfang von dritthalb Octaven in einer wunderbaren Gleichheit der Töne.

Die ersten Kräfte des dresdner Hoftheaters, die lange Jahre her die Leipziger mit ihren Leistungen erfreut hatten, lud der Hofrath Küstner nach und nach zum Gastspiel ein. Den Reigen sollte Geyer eröffnen, der, wie bereits bemerkt, sein Gastspiel nach nur einmaligem Auftreten abbrach. Nun kam Hellwig. Mit ihm zu gleicher Zeit spielte mein trefflicher Lehrer Wilhelm Häser aus Stuttgart, der in sechs verschiedenen Opernpartien auftrat. Nicht allein in künstlerischer, auch in geselliger Hinsicht wurde er ausgezeichnet, und da ich sein Wirth und Schüler war, wurde ich zu den Gesellschaften hinzugezogen. Den genußreichsten Abend ver-

lebten wir bei Friedrich Schneider, der die musikalischen und literarischen Celebritäten zu sich eingeladen hatte: den greisen Schicht, Christian Schulz, den Concertmeister Matthäi, Mahlmann, Amadeus Wendt, Rochlitz rc. Das Mahl wurde durch heitere Anekdoten und Witze, worin Mahlmann sich ganz besonders auszeichnete, gewürzt. Beim Becherklang wurde zuerst Schneider's herrliches vierstimmiges Lied „Lasset die Freud' uns im Fluge erhaschen", dann noch mehrere von Rochlitz, Wendt und Schulz gesungen. „Aber nun", rief Mahlmann mit seiner Stentorstimme, „lasset uns eins intoniren, wo andere ehrliche Kerle auch mitsingen können." Schneider erwiderte: Ganz recht, wir wollen das Finale aus „Tancred", was ohnedies unisono ist, ohne Worte vortragen, nur die Melodie, die sich so schön in Quarten und Quinten fortpflanzt. Da kann jeder mitsingen, ohne ein musikalischer Hercules zu sein." Nun wurde mit großem Ernst begonnen, der sich aber nach und nach in ein ungeheures Gelächter verwandelte, weil wir alle heiser waren. „Da haben wir ja", sagte Rochlitz, „das so lang gesuchte Perpetuum Mobile. Diese Melodie kann man bis in die Ewigkeit fortführen."

Wie schon bemerkt, gab der Regisseur Hellwig von Dresden mit großer Anerkennung zu gleicher Zeit neben Häser Gastrollen. Hellwig war ein gewandter,

tüchtiger Schauspieler, nur trat ihm sein rauhes Organ bei manchen Darstellungen hindernd in den Weg.

Noch vor dem Schluß des Jahres folgte das Gastspiel der Madame Hartwig, die ebenfalls von dem Publikum außerordentlich freundlich aufgenommen wurde; ganz besonders gefiel sie als Baronin in „Selbstbeherrschung“ und als Gräfin in „Trau? Schau? Wem?“

Das Jahr 1818 war überhaupt ein an Gastspielen reiches, denn schon vor meinem Eintritt in Leipzig hatten die Grünbaum, die Eberwein von Weimar und Gustav Wohlbrück, der älteste Sohn unsers Regisseurs, gastirt.

Noch ehe das Christfest herannahte, empfing ich zu meinem großen Erstaunen einen Absagebrief von meiner Braut. Ich sah aus allem, daß sie ein Verhältniß lösen wollte, welches ihr lästig wurde, denn ohne auf meine Rechtfertigung zu hören, sandte sie mir meinen Ring und meine Briefe zurück. Mit tiefem, aufrichtigem Schmerze that ich ein Gleiches. Ich war also frei und wurde nun erst wirklich das, was sie mir in dem Briefe ungerechterweise schuld gegeben hatte. Mein Leben gestaltete sich jetzt ganz anders. Das Publikum wollte mir wohl, ich hatte Zutritt zu einigen der ersten Familien erhalten und mehrere Freunde unter den jungen reichen Kaufleuten und adligen Studenten gewonnen. Das Haus der Familie Böhler jedoch, zu dem ich am liebsten

Zutritt gehabt hätte, war mir zwar nicht verschlossen, allein mein Empfang dort war von seiten der Mutter und ihrer ältesten Tochter so kühl und ceremoniös, daß ich, obgleich die kleine Böhler, wie man die jüngere Schwester allgemein nannte, mich stets freundlich begrüßte, meine Besuche endlich einstellte. Da man mich auf der Bühne als einen guten Don Juan anerkannte, bezweifelte man nicht, daß ich im gewöhnlichen Leben ein eben solcher sein müßte. Ich suchte also dieses gütige Vertrauen zu rechtfertigen und machte die Cour, wo sich nur Gelegenheit dazu fand.

Ein Mädchen wäre allerdings im Stande gewesen, mich von all diesen Thorheiten abzuhalten, nicht nur weil sie ein Engel an Schönheit, eine vortreffliche Künstlerin, sondern weil sie auch der Inbegriff aller weiblichen Tugend war. Aber wie oft ich es auch wagte, mich ihr zu nähern, sie erwiderte stets meine Galanterien und Aufmerksamkeiten mit der eisigsten Kälte, die mich fast zur Verzweiflung brachte, weil ich eben dieses Mädchen aus der Tiefe meines Herzens liebte, wie ich noch nie geliebt hatte. Die Folge davon war, daß ich mich immer wilder in die Zerstreuungen des Lebens hineinstürzte.

Achtes Kapitel.

Küstner's kleine Soupers. — Sophie Schröder. — Ich rücke meinem Ziele näher. — Das Jawort. — Gastspiel in Berlin. — Das vierblätterige Kleeblatt.

Hofrath Küstner war nicht nur ein liebenswürdiger Director, sondern auch ein höchst liebenswürdiger Wirth, stets bemüht, seine Gäste in Heiterkeit und fröhliche Laune zu versetzen. So saßen wir auch eines Abends zusammen, und der Champagner war bereits reichlich geflossen, als er Stein, mich und den Kaufmann Küster, der das mächtigste Organ von uns besaß, aufforderte, etwas unisono zu declamiren. Wir waren sogleich bei der Hand, seinem Wunsche nachzukommen, und wählten die Worte Schiller's:

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch das schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Unser Vortrag steigerte sich bei jeder Wiederholung,

sodaß zuletzt die Fenster klirrten und die ganze Gesellschaft sich die Ohren zuhielt. Als das Gelächter sich etwas gelegt hatte, steckte der alte Kutscher Küstner's den Kopf zur Thüre herein und flüsterte: „Herr Hofrath, uff ä Wertchen."

Küstner ging hinaus, kam aber sogleich wieder lachend mit dem Kutscher herein und sagte: „Na, da bring Deine Bitte selber vor!"

Der Kutscher hob an: „Meine Herrn, sein se doch so gut un schrein se nich so schrecklich, de Färe in Stalle wer'n mer ganz deschperat von den Spektakel!"

Ich könnte noch mehr dergleichen anführen, wenn ich nicht befürchten müßte, mich damit eines Mißbrauchs der Nachsicht meiner Leser schuldig zu machen.

Auch das Jahr 1819 war wieder sehr reich an Gastspielen. Zunächst trat die unsterbliche Sophie Schröder als Sappho (zweimal), Merope, Zenobia, Phädra, Johanna von Montfaucon, Elisabeth in „Maria Stuart", Lady Macbeth (zweimal) auf. Der Beifall war unbeschreiblich und immer neue Triumphe wurden ihr zu Theil. Daß sie die erste Tragödin der deutschen Bühne war, wer konnte daran zweifeln? Das gesammte Publikum erkannte sie aber auch dafür an und bewies es. Als Melitta in der „Sappho" zu ihr sagte: „Der Lorbeerkranz, von Tausenden gesucht und nicht errungen", und Sappho

erwiderte: „Nicht wahr, Melitta? Von Tausenden gesucht und nicht errungen!“ — Da brach ein solcher endloser Jubel aus, wie ich ihn noch nie gehört hatte. Es war aber auch unbeschreiblich schön, wie sie, vorher den Kranz träumerisch in den Händen wiegend und ihn dann mit glühenden Blicken betrachtend, bei den genannten Worten mit stolzem Bewußtsein und dichterischer Begeisterung ihn sich auf das Haupt drückte.

Ihr folgten in demselben Fache noch Fräulein Maas vom berliner Theater und die Händel-Schütz, beide jedoch ohne besondern Beifall.

Meine Liebe zu Christine Böhler steigerte sich, je mehr ich sie beobachten konnte, und bewirkte, daß ich meinen Thorheiten und meinem leichtsinnigen Leben entsagte. Nur so durfte ich hoffen, das Ziel meiner höchsten Wünsche zu erreichen. Ich hielt mich von nun an von dem überlustigen Kreise junger Männer zurück, welcher sich im Hotel de Saxe zusammenfand, und schloß mich dem solidern Theile meiner Freunde an. Durch einen von diesen wurde ich auch in der Familie Benedix (die Aeltern des Dichters) eingeführt, freundlich dort aufgenommen und cultivirte die höchst angenehme Bekanntschaft um so eifriger, als auch Frau Böhler und ihre Töchter mit dieser Familie am nächsten befreundet waren. Die liebenswürdige Hausfrau merkte bald, welcher Magnet

mich so stark anzog, und da sie meine Umwandlung als eine aufrichtige erkannte, nahm sie meine Bewerbung unter ihren Schutz. Sie ist dadurch die Mitbegründerin meines Glücks geworden. Wenn auch Christine immer noch sehr zurückhaltend gegen mich blieb, so verschwand doch die eisige Kälte aus ihrem Wesen.

Benedix hatte eine reizende Sommerwohnung auf der Funkenburg inne, und da es unter der jungen Männerwelt zum guten Tone gehörte, auch eine solche zu haben, so miethete ich mich ebenfalls in dem Hauptgebäude des Wirthshauses ein, konnte aber nur eine Dachstube erlangen, die bei heißen Tagen viel Aehnlichkeit mit den Bleikammern von Venedig hatte. Was that das aber, da ich von meinen Fenstern aus jeden Besuch, den Böhlers bei Frau Benedix machten, erspähen konnte? Sobald dies der Fall war, wurde sogleich die beste Toilette gemacht, und in ein paar Sätzen flog ich die Hühnerstiege, die zu meinen Salons führte, hinab, um meine Schritte dem freundlichen Gartenhaus zuzuwenden. Mit großer Schüchternheit, die sonst eben nicht meine Sache war, trat ich ein und wurde stets mit einem schalkhaften Lächeln der lieben Hausfrau empfangen. Diese Besuche und mehrere Partien zu Land und zu Wasser, die ich im Verein mit den beiden Familien machte, gaben mir Gelegenheit, mich meiner geliebten Christine in einem bessern

Lichte zu zeigen, sodaß sie die Ueberzeugung gewinnen mußte, daß ich nicht so schlimm sei wie mein Ruf, und daß ich sie von ganzer Seele liebe.

Da die Damen und besonders mein Liebchen Feuerwerk auf dem Wasser sehr gern hatten, so wurde eines Tages von Benedix, mir und einem andern Freunde eine Masse Material angekauft und heimlich in den Garten gebracht, um es auf dem darin befindlichen Teiche des Abends abzubrennen. Wir Männer bestiegen einen Kahn und fuhren bis in die Mitte des Wassers, dann wurde durch einen Pistolenschuß den Damen das Zeichen zum Anfang des Schauspiels gegeben, aber kaum hatten wir ein Viertel von dem reichhaltigen Feuerwerk abgebrannt, als eine unglückliche feuerspeiende Wasserente in den Kahn zurücksprang und den ganzen Vorrath entzündete. Mit einem Satze waren wir alle drei über Bord und suchten so schnell als möglich aus der Nähe des Vulkans zu gelangen, am Ufer aber ertönte ein ungeheures Bravo. Als Feuer und Rauch sich etwas verzogen hatten, vermißten die Zuschauerinnen uns in dem Kahne, und die Hausfrau rief ihrem Manne zu: „Gustav, wo bist Du denn, und wo sind die Andern?“ — „Hier!“ schrie Benedix vom jenseitigen Ufer, das wir, durch Wasser und Schlamm watend, glücklich erreicht hatten. Wir sahen gräßlich aus und wußten wirklich nicht, wie wir uns mit

Anstand vor den Damen zeigen sollten, doch blieb uns nichts Anderes übrig, wenn Benedix sein Haus und H. und ich mein Dachstübchen erreichen wollten. Mit einer flüchtigen Verbeugung und den Worten: „Benedix wird Ihnen Alles erzählen", jagten wir an den Damen vorüber nach meinem Zimmer, um uns umzukleiden. Als wir in die Gesellschaft wieder eintraten, war unser Leidensgefährte bereits umgezogen und hatte die Damen von Allem unterrichtet. Doris Böhler wollte sich todtlachen über die Geschichte, aber meine Christine kam zu mir mit liebevoller Theilnahme und äußerte die Besorgniß, daß ich mich gewiß erkältet und morgen doch die große Rolle (den Baron Rodolf im „Rothkäppchen") zu singen habe. Sie selbst brachte mir Thee. Jetzt hätte ich vor Freuden in die Luft und nicht vor Schrecken ins Wasser springen mögen, denn nun sah ich ja deutlich, daß sie mehr Antheil an mir nahm, als ich bisher geglaubt und gehofft; von nun an wurde unser Verhältniß inniger, und ich durfte mich den schönsten Hoffnungen für die Zukunft überlassen.

Ein Jahr zuvor hatte mein Vater alsbald den Werth des trefflichen Mädchens erkannt. Er sagte zu mir, als wir nach einer Gesellschaft bei Küstner die beiden Böhler nach Hause gebracht: „Siehst Du, mein Eduard, das wäre eine Schwiegertochter nach meinem Herzen!" — „Ja",

erwiderte ich, „die Jüngste ist ein allerliebstes Kind.“ — „Gewiß!“ versetzte er, „aber ich meine die Aeltere, denn das ist ein Mädchen, wie es wenige gibt.“ Er hatte bei Tische neben ihr gesessen, und war ganz entzückt über ihre Unterhaltung. „Ach geh“, sagte ich, „das ist ja ein kaltes, herzloses Geschöpf, bei der man friert, wenn man in ihre Nähe kommt!“ Der Herr Papa zuckte die Achseln und beliebte mich einen „dummen Jungen“ zu nennen, den ich unter diesen Umständen auf mir sitzen lassen mußte; ein Jahr später fand ich das Urtheil meines Vaters ganz gerechtfertigt.

Unsere Freunde wußten, daß wir uns Tag für Tag lieber gewannen, aber der Stadt gegenüber sollte unser Verhältniß noch ein Geheimniß bleiben; Christine bat mich, selbst meinem Vater nicht eher davon zu schreiben, bis sie die Einwilligung ihrer Mutter zu unserer Verbindung erhalten habe. Diese erfolgte Anfang August. Mein Papa, der mich stets zur Messe besuchte, kam dieses Jahr schon Anfang September, um meinen Sommeraufenthalt noch mit zu genießen. Da er mir den Tag seiner Ankunft gemeldet hatte, stand ich schon lange auf der lindenauer Allee und erwartete mit Sehnsucht den wohlbekannten naumburger Lohnkutscher. Endlich kam er dahergeschwankt und das weiße Haupt meines Vaters sah schon heraus; mit Jubel sprang ich dem Wagen

entgegen. In meinem Dachstübchen, wo schon Alles zur Bequemlichkeit für den geliebten Vater eingerichtet war, angelangt, verkündete ich ihm die Freudenbotschaft. In solcher Erregung wie bei dieser Nachricht hatte ich meinen Vater noch nie gesehen. Mit Freudenthränen schloß er mich in seine Arme und rief: „O mein Eduard, Du hast mir vielen Kummer durch Deinen bisherigen Leichtsinn gemacht, aber die Freude, die ich jetzt empfinde, wiegt ihn tausendfach auf. Gott segne Dich und das treffliche Mädchen! Du wirst Dich künftig so betragen, daß Du ihrer würdig bist und das Glück verdienst, das Dir geworden ist." Den andern Tag empfing ihn meine geliebte Christine mit kindlicher Herzlichkeit und er fand nicht Worte genug, ihr seine Freude an den Tag zu legen.

Vierzehn Tage noch genoß er mit mir die Lust des Landlebens, dann zogen wir in mein Stadtlogis. Ehe ich aber mein Dachstübchen verlasse, muß ich noch einer drolligen Scene erwähnen, die ich selbst veranlaßte.

Gleich im Anfang Juni 1819 wurden „Die Räuber" neu einstudirt, worin ich den Schweizer erhalten. Die Zeit meines Memorirens war immer Morgens von fünf bis acht Uhr, und da meine Bleikammer sich für Gehen und lautes Studium nicht eignete, wählte ich die langausgedehnte Wiese hinter der Funkenburg, welche die

Elster begrenzte. Mein Costüm bestand aus gelben Pantoffeln, weiten schottischen Beinkleidern und einem Schlafrock von gleichem Stoffe. An den Gebüschen des Ufers wandelte ich dann, laut mit aller Emphase declamirend, dahin. Ich war gerade bei der Scene, wo Schweizer den Spiegelberg ersticht, und mit einer Donnerstimme schrie ich: „Ha! über den Racker — von hinten her will er Männer zu Schanden schmeißen? Männer von hinten her ꝛc.“ Da hörte ich hinter mir etwas rascheln, und die Worte: „Ach Herr Jeses! ach du lieber, barmherziger Gott!“ Ich wandte mich um und sah einen alten Mann, barhaupt, mit einer Angelruthe in der rechten und einer Tasse in der linken Hand, eiligst dem Gasthofe zulaufen, nahm aber keine Notiz von dem Vorfalle. Als ich nach einigen Stunden zurückkam, um zu frühstücken, empfing mich der Wirth mit einem sehr ernsten Gesicht, hinter dem aber der Schalk hervorguckte, und sagte: „Sie sind mir ein schöner Miethsmann, Herr Genast! Verscheuchen mir da meine langjährigen Gäste! Der alte Rathsdiener, dessen einziges Vergnügen es ist, Sonntags von früh 4 Uhr bis abends 6 Uhr zu angeln, und der seinen ganzen Bedarf an Essen und Trinken sich von mir an seinen Angelplatz bringen läßt, um ja keinen Fisch auszulassen, kommt mit bleichem Gesicht daher gelaufen und ruft voller Entsetzen mir zu: „Um Gottes willen, Herr Kün-

dinger, schicken Se schnell auf de Polizei, dahinten is ä Verrückter aus dem Irrenhaus entsprungen und hat geschrien: Racker, von hinten her will ich Dich zu Schanden schmeißen! Lassen Se mer schnell meinen Hut holen, daninter bringt mich keener mehr.“ Ich wollte mich halbtodt lachen und Kündinger stimmte ein. Der Mann hatte übrigens so Unrecht nicht, denn das Irrenhaus stand schräg über der Elster drüben, und auf des Mannes Aussage ließ die Polizei wirklich anfragen, ob ein Verrückter entsprungen sei.

Während der Messe hatte ich vom Grafen Brühl in Berlin einen Antrag zu einem Gastspiel auf Engagement erhalten. An das letztere dachte ich nun freilich nicht, denn es fiel mir nicht ein, von Leipzig fortzugehen, aber die Eitelkeit verführte mich, das Gastspiel, was nur aus zwei Rollen bestand, da der Hofrath Küstner mir keinen längern Urlaub gab, anzunehmen. Der berühmte Fischer war abgegangen, und es wurde ein Ersatz gesucht. Mehrere hatten sich schon die Nase abgelaufen, und mir war es bestimmt, ihre Zahl noch zu vermehren. Nachdem die Messe vorüber war, reiste ich mit meinem Vater nach Berlin und stieg im Hotel Brandenburg ab.

Die erste Vorstellung, die ich im Theater dort sah, war Egmont, den man in Weimar mit Recht zu den Glanzvorstellungen zählte; oft mußte ich meinen Vater

ansehen, ob das wirklich das berühmte Hoftheater sei. Wolff, der in Weimar den Brackenburg in höchster Vollendung gespielt, gab den Egmont, wozu ihm fast Alles fehlte, Persönlichkeit, Organ und vor allem der leichte fröhliche Humor, der sich über alle Fährlichkeiten des Lebens schwingt. Rebenstein als Brackenburg war in seiner Erscheinung eine so imponirende männliche Schönheit, daß man sich über den Geschmack des Klärchens nur verwundern konnte. Gern, der den Jetter spielte, wäre höchst drollig gewesen, wenn er seiner Rede nicht einen leichten Beigeschmack des berliner Dialektes beigefügt hätte. Der alte Unzelmann, der gewiß früher ein ausgezeichneter Vansen gewesen, mußte fast jedes Wort durch ein „He" aus dem Souffleurkasten herausholen. Auch Lemm als Alba war zu eckig und unbeholfen in seiner Plastik, obgleich er den rhetorischen und charakteristischen Theil der Rolle vortrefflich gab. Ganz ausgezeichnet aber waren Beschort als Oranien und die Stich als Klärchen. Wäre diese nicht in zu weit vorgeschrittenen interessanten Umständen gewesen, was allerdings der Situation etwas Eintrag that, es wäre nichts zu wünschen übrig geblieben.

Ganz gegen meinen Willen mußte ich in der Glanzrolle Fischer's, als Figaro, auftreten, und errang mir natürlich nur wenig Beifall; nicht besser ging es mir in der

zweiten Rolle als Rodolf im „Rothkäppchen.“ Vielleicht hätte mein Gastspiel einen andern Erfolg gehabt, wenn ich den Jakob und den Seneschall hätte singen dürfen.

Bei dieser Gelegenheit war es nun, wo ich den größten deutschen dramatischen Darsteller nicht allein als Künstler, sondern auch als Mensch sollte kennen lernen. Mein Freund Rebenstein, den ich schon von Weimar her kannte, nahm mich mit zu Lutter und Wegner. Wir setzten uns an einen Tisch, wo bereits ein kleiner hagerer Mann mit einer spitzen Nase und Kinn, um dessen scharf geschnittenen Mund ein sarkastisches Lächeln spielte, Platz genommen. Ihm zur Seite saß ein langer hagerer Mann von starkem Knochenbau; das halbgelockte schwarze Haar hing nicht sehr geordnet bis in den Nacken und beschattete zum Theil seine Stirn. Quervor saß ein sehr großer corpulenter Mann, mit vollem Gesicht und lebhaften, wohlwollenden Augen. Der Nachbar von dem feinen Männchen kniff, als wir Platz genommen, sein Lorgnon ins Auge und sagte: „Juten Morjen, Rebenstein.“ Ich fragte diesen, wer die Herren wären. „Der feine kleine Herr“, erwiderte Rebenstein „ist der Kammergerichtsrath Hoffmann, der neben ihm sitzende der Baron von L. und der quervor der Hauptmann D.“ Ich faßte mit Aufmerksamkeit und Verehrung den berühmten phantasievollen Dichter Hoffmann ins Auge. „Wo

bleibt denn nur heute unser Meister John?" fragte D.
„Ah, lupus in fabula!" rief Hoffmann.

Ein Mann von mittler Statur, mit vollem, schwarz gelocktem Haar, Adlernase und schwarzen großen Augen, trat herein und rief dem Kellner zu: „Karl, ein Glas Sect, ich habe heute noch keinen Tropfen getrunken!" Das mußte Devrient sein und kein Anderer, und er war's. Ein elektrischer Schlag zuckte durch alle meine Glieder und meine Augen hafteten fort und fort auf dieser interessanten Persönlichkeit. „Ich habe einen weiten Spaziergang durch den Thiergarten gemacht", sagte er zu den drei Herren. „Karl, bestellen Sie mir ein Huhn mit Reis, ich muß etwas essen." Nachdem Devrient eingetreten, füllte sich das Zimmer mehr und mehr mit Gästen und Alles war nur Ohr für die geistreiche und interessante Unterhaltung, die nun unter dem vierblätterigen Kleeblatt begann. Endlich nahm Rebenstein Gelegenheit, mich Devrient als jungen Collegen vorzustellen. Er begrüßte mich mit vielem Wohlwollen, indem er sich sogleich nach meinem Vater erkundigte, den er im Jahre 1807 in Leipzig hatte kennen lernen. Er sprach über seinen Kapuziner in „Wallenstein's Lager." „Ich kann Ihnen versichern, meine Herren", wandte er sich zu seinen Nachbarn, „ich habe in dieser Branche nicht leicht so etwas wieder gesehen."

Von einem Fortgehen war nun natürlich keine Rede, und ich ließ meinem Vater ins Hotel sagen: er möge nicht auf mich warten, da mich Devrient aufgefordert habe, ihn ins Theater zu leiten. Bis dahin wurde gezecht und die lustigsten Anekdoten erzählt, worin Devrient ebenfalls Meister war. Endlich erinnerte ich ihn, daß es wohl Zeit sein möchte, zu gehen. „Na, so komm, mein Junge", sagte er, „und begleite mich ins Theater." Als wir auf die Straße kamen, erfaßte mich eine namenlose Angst, denn jetzt erst bemerkte ich, daß er einen tüchtigen Spitz hatte. In seiner Garderobe im Opernhaus angelangt, mußte ich ihm, während er sich ankleiden ließ, die Rolle des Fallstaff überhören. „Du brauchst mir nur anzuschlagen, mein Junge", bemerkte er. Dieses vertrauliche Du gebrauchte er stets bei jungen Schauspielern, denen er wohlwollte. Ja du lieber Gott! was half mir das Anschlagen? ich mußte ihm die ganze Rolle soufflieren, denn er wußte kein Wort. Du mein Himmel, dachte ich, wie wird das werden! und ging mit großer Besorgniß in den Zuschauerraum, wo ich meinen Vater auf seinem Platz fand. Gleich bei seinem Erscheinen wurde Devrient vom Publikum mit einem Beifallssturm begrüßt, der sich bis zum Schluß seiner Darstellung zum endlosen Jubel steigerte. Welchen Eindruck das Spiel dieses unerreichbaren Meisters auf mich

machte, kann ich mit Worten nicht beschreiben, aber unauslöschlich lebt es in meiner Seele fort, wie es jedem gehen wird, der das Glück hatte, ihn in dieser Rolle zu sehen. Das war ja ein ganz anderer Mensch als der, dem ich in der Garderobe die Rolle überhört hatte. Hier war Alles die größte Sicherheit, und die Worte sprudelten nur so hervor. Dabei wußte er sein glückliches Nachahmungstalent aufs köstlichste zu gebrauchen. In der Scene in der Schenke nach dem Raube, in welcher Fallstaff zuerst den König vorstellt, sprach er, als ob man Matausch (der an diesem Abende den König spielte) hörte, und wie alsdann der Prinz, den Krüger gab, den Stuhl einnahm und Fallstaff den Platz des Prinzen vertrat, glaubte man ein und dieselbe Person zu hören, denn täuschend copirte er das dumpfe, hohle Organ des letztern. Leider hatte ich zu jener Zeit nur Gelegenheit, den Meister in dieser Rolle zu sehen, und offen muß ich gestehen, daß ich dieselbe nie wieder in solcher Vollendung gesehen habe; alle übrigen Darsteller waren Pygmäen gegen ihn. Ich hatte während meines Aufenthalts noch mehrere Male das Glück, seine Gesellschaft zu genießen und gewann den Menschen trotz seiner Schwäche eben so lieb wie den Künstler. Wie entsetzlich er aber in seine Gesundheit wüthete, davon sollte ich mich an dem erwähnten Abende überzeugen. Nach jedem Act ging ich

in seine Garderobe, um ihm mein Entzücken mitzutheilen; da bemerkte ich, wie er aus einer Flasche, ehe er die Bühne betrat, lange Züge that; ich fragte den Garderobier, ob das Wein wäre, und zu meinem Entsetzen hörte ich, daß es Rum sei. Die große Flasche war noch vor Ende des Stücks geleert. Als ich Abschied von ihm nahm, sagte er mir Folgendes: „Nun, mein Junge, ich habe Dich einen Act in „Figaro's Hochzeit" gesehen und ein ganz schätzbares Talent in Dir gefunden, aber Du hast noch viel zu lernen. Arbeite daher tüchtig fort und bleibe auf dem Weg der Wahrheit, so kann Dir's mit der Zeit nicht fehlen."

Nach Leipzig zurückgekehrt, war mein erster Gang zu Böhlers, um ihnen das Resultat meines Gastspiels in Berlin mitzutheilen und mich in Eclamationen über die Meisterschaft Devrient's zu ergießen. Meine Geliebte beruhigte mich über den nicht glücklichen Erfolg meines Gastspiels und darum warf ich die Sache hinter mich.

Mein Vater dachte nun auch nach einem achtwöchentlichen Aufenthalt an seine Rückkehr, und mit Uebereinstimmung der Mutter Böhler sollte nach Neujahr unsere Verlobung in Weimar gefeiert werden.

Neuntes Kapitel.

Wurm's und Geyer's Gastspiel. — Der leipziger Stadtsoldat. — Spohr's „Zemire und Azor.“— Gastspiel der Frau Schirmer und des Herrn Burmeister. — Verlobung in Weimar. — Ein Morgen bei Goethe. — Trauung.

Anfang December begann Wurm's Gastspiel und mit ihm zugleich das von Geyer aus Dresden. Geyer war nicht allein ein ganz tüchtiger Schauspieler, auch als dramatischer Schriftsteller hatte er sich mit Glück versucht. Alle seine Darstellungen wurden mit großem Beifall aufgenommen.

Wurm, der bei Eröffnung des leipziger Stadttheaters 1817 mit in der Reihe der engagirten Mitglieder gestanden, aber nach einem halben Jahr das Engagement wieder aufgegeben hatte, wurde von dem Publikum auf das lebhafteste begrüßt. Er trat, fast stets bei vollem Hause, zehnmal in verschiedenen Charakteren auf. Er war wirklich in seiner Art ein ganz ausgezeichneter Komiker

und besaß dabei eine sehr hübsche Tenorstimme, die ihm bei seinen Liedern in der Operette sehr zu statten kam. Herr v. Krack im „Lügner und sein Sohn", Marko in der „Sängerin auf dem Lande", Schneider Stracks, im „Sänger und Schneider", Lorenz im „Hausgesinde", waren ganz unübertreffliche Leistungen von ihm. Seine Anekdoten und sein trockener Humor machten ihn dabei zu einem liebenswürdigen Gesellschafter. Aber er, der alle Welt erheiterte, litt zuweilen an einer solchen furchtbaren Hypochondrie, daß er wie ein Selbstmörder herumging, und nur er selbst konnte sich durch einen Schwank aus derselben herausreißen. So ging ich eines Tags mit ihm, als er eben wieder in solcher Stimmung war, um die schöne Allee spazieren. Leipzig besaß zu jener Zeit noch das edle Corps der Stadtsoldaten, die die innern Thore bewachten. Sie trugen einen langgeschwänzten hechtgrauen Frack mit rothen Aufschlägen, schwarze Gamaschen, rothe Hose und rothe Weste, einen dreieckigen Hut und einen ungeheuer langen Zopf. Sie wurden von den Studenten mit einer nicht üblen Anspielung auf die Farben ihrer Uniform durchweg Stadtmeisen genannt und allmälig wurde dieser Spottname allgemein üblich. Den hochweisen Magistrat verdroß das sehr, und er gab den Befehl, jeden, der einen Stadtsoldaten mit diesem Spottnamen oder auch nur mit „Hör sche" oder „Meine

Gute“ anredete, ohne weiteres festzunehmen. Wurm und ich waren in unserer Promenade bis an das Petersthor gelangt, da rief er: „Ei was, ich muß einen Spaß machen, um meinen hypochondrischen Teufel los zu werden“, und dabei ging er auf den Posten am Petersthor zu, und es entwickelte sich nachstehende Scene:

Wurm (zu dem Posten). Sag' Sie mir, meine Gute, wie viel Uhr ist es denn?

Posten (mit warnender Miene). Herr Wurm, das derfen Se nich sagen!

Wurm. Warum nicht, meine Beste, aus welcher Ursache?

Posten (grimmig). Warum nich? Der hochweise Rath hat's verboten, un ich habe 's Recht, Sie zu arretire.

Wurm. Aber warum ereifert Sie sich denn, meine Liebste?

Posten (wüthend). Kreuzhimmeltausend Sabberment, Se hören nich uf? (schreiend) Herr Unteroffizier, kommen Se mal raus.

Unteroffizier (kommt). Was is denn?

Posten. Da, der Herr Wurm — der — Kombdienspieler — kommt daher, un sagt — un sagt — (unwillig) na, Se wissen schon, was er sagte.

Unteroffizier (errathend). Nee, Herr Wurm,

das derfen Se nich, da hat der Mann 's Recht, Sie zu arretiren.

Wurm. Aber ich weiß gar nicht, Ihr lieben guten Leute, warum Ihr Euch so ereifert. Ich komme ganz gemüthlich her — Genast ist mein Zeuge — und frage diesen „braven Mann": Sag' sie mir, meine gute Schildwache, wie viel Uhr ist es denn?

Posten (erst verdutzt und dann in grinsendes Lachen übergehend). Schildwache meenen Se! Nee, Sie sin doch ä L....! Ich dachte, Se meenten .....!

Das Gastspiel Wurm's zog sich bis in den Januar 1820 hinein. Am 1. Februar kam zum ersten Mal eine Oper von Spohr, „Zemire und Azor" aufs Repertoire. Spohr hatte große Verehrer in Leipzig, und so kam es denn, daß die Oper einen außerordentlichen Erfolg hatte und auf allseitiges Verlangen viermal wiederholt werden mußte. Hofrath Küstner hatte sie nicht allein glänzend ausgestattet, sondern auch trefflich in Scene gesetzt. Jedoch nicht allein der äußern Ausstattung und dem Namen des Componisten hatte sie dieses Glück zu verdanken, sondern auch dem wirklichen musikalischen Werth, den lieblichen Melodien, den frappanten Rhythmen und den überraschenden harmonischen Wendungen. Alle, die wir darin beschäftigt waren, gingen mit Vorliebe an das Studium.

Im Monat März gastirten Frau Schirmer und Herr Burmeister aus Dresden mit vielem Glück bei uns. Dies Gastspiel erlaubte dem Hofrath Küstner, mir und meiner Braut einen Urlaub zu bewilligen, um in Weimar unsere Verlobung zu feiern, wie es unsere guten Aeltern bestimmt hatten. Den Tag nach unserer Ankunft dort wurde dieser feierliche Act vorgenommen. Die Worte, die mein alter Vater sprach, ergriffen uns und die Zeugen aufs tiefste, und Thränen des Dankes und der Freude flossen aus aller Augen. Meine Seligkeit konnte nur dadurch getrübt werden, daß nicht auch meine geliebte Mutter diesen Tag des Glücks erlebte.

Den andern Tag empfing uns Goethe im Kreise seiner Familie, zu dem noch einige Freunde seines Hauses gezogen waren. Meine Schwägerin hatte während unserer Reise das große Wort geführt und in muthwilliger Laune geäußert, was sie Alles mit Goethe über seine Werke zu sprechen gedächte; als wir aber die Treppe zu ihm hinaufgingen, wurde sie ganz kleinlaut und flüsterte mir zu, daß sie gewaltige Kopfschmerzen hätte und lieber wieder umkehren wolle; ich hielt sie jedoch fest. Sein Kammerdiener, der gute Karl, begrüßte uns mit einem herzlichen Glückwunsch und öffnete uns die Thür des Empfangszimmers. Goethe trat uns mit liebenswürdiger Freundlichkeit entgegen. Er war in seinem langen

blauen Ueberrocke und hatte ein weißes Halstuch leicht umgeschlungen. Nachdem ich meine Braut, ihre Mutter und Schwester ihm, seiner geistreichen Schwiegertochter und den andern Herrschaften, die mir alle bekannt waren, vorgestellt, nahmen wir Platz, wobei Goethe meiner Braut den ihrigen an seiner Seite anwies. Goethe war kein Freund von langem Sitzen. Nachdem einige Erfrischungen herumgereicht waren, stand er auf und trat mit meiner Braut ans Fenster, wo er sich lange mit ihr unterhielt, und ich bedauerte nur, daß die Schicklichkeit es nicht erlaubte, mich zu ihnen zu gesellen, um der Unterredung beizuwohnen. Frau von Pogwisch, die Mutter der Schwiegertochter des Hauses, eine vortreffliche Dame, knüpfte mit mir ein Gespräch an, wobei meine Augen immer nach dem Fenster schielten, wo er und sie standen, um zu sehen, welchen Eindruck Christine auf Goethe mache. Es mußte ein günstiger sein, denn seine Züge wurden immer wohlwollender und seine Augen immer lebhafter, was das beste Zeugniß seiner Zufriedenheit war. Dann sprach er mit meiner Schwiegermutter, meinem Vater und mir, wobei er sagte: „Du kannst Dich glücklich schätzen, dieses liebenswürdige Mädchen, das durch seine geistige Capacität und ihr edles weibliches Wesen mein ganzes Wohlwollen erworben hat, inskünftige die Deine zu nennen. Nun möchte ich auch mit ihrer

Schwester, von deren neckischer Laune mir Dein Vater so Manches erzählt hat, einige Worte sprechen, aber ich kann der Kleinen nicht habhaft werden."

Ja, die war in alle Ecken gekrochen, um nur aus der Nähe Goethe's zu kommen, solchen Respect hatte ihr seine Persönlichkeit eingeflößt. Ein Mädchen, das durch Witz und Munterkeit die Männerwelt bezauberte, war hier zum schüchternen Kinde geworden; ihre Schüchternheit verschwand indeß doch nach und nach, als Goethe sie so freundlich ansprach, und bald lugte ihr glückliches Naturell hervor, an dem Goethe sich höchlich ergötzte, denn er sagte zu mir: „Auch die Kleine ist allerliebst." Hierauf forderte er meine Braut auf, ihm etwas zu recitiren. Bereitwillig declamirte sie ihm einige seiner Gedichte und die Rede der Prinzessin aus „Tasso". Als sie geendet hatte, nickte er mit dem Kopfe und sagte: „Brav, mein Kind, sinnig und charakteristisch vorgetragen; ich wünschte mir wohl das Vergnügen, Sie auf der Bühne zu sehen." Beinahe zwei Stunden brachten wir in seiner Gesellschaft zu, und meine Braut war entzückt über den Meister. Soviel ich ihr auch von ihm, dem Herrlichen erzählt hatte, so war doch ihre Erwartung weit übertroffen, denn nicht allein seine imposante Persönlichkeit, auch seine herzgewinnende Art und Weise hatte sie bezaubert.

Der geheime Hofrath Kirms gab uns ein glänzendes Mittagessen, wie sich überhaupt Alles vereinigte, uns den kurzen Aufenthalt in Weimar angenehm zu machen. Im Theater sahen wir den „Othello" von Rossini, worin die Jagemann die Desdemona gab. Obgleich ihre Stimme aller Jugendfrische entbehrte, so sang sie doch vortrefflich, und ihr Spiel war so ausgezeichnet und tief durchdacht, daß wir von ihrer Darstellung hingerissen waren. Nicht wie andere sang sie die Romanze im dritten Act, sich selbst auf der Harfe dabei accompagnirend, sondern sie ließ sich dabei entkleiden, träumerisch vor sich hinblickend, nach und nach in Angst übergehend und endlich die Worte „Verräther! Verräther!" in markerschütternden Tönen ausstoßend.

Auch ihr stellte ich meine Braut vor, um zugleich unser Entzücken über ihre Darstellung auszudrücken. Sie liebte es, Anerkennung zu finden, besonders bei ihren Collegen, und war unendlich dankbar für die Lobsprüche meiner Braut. Im Laufe des Gesprächs sagte sie zu Christine scherzend: „Wissen Sie wohl, liebe Böhler, daß Sie mir einen alten Liebhaber abspenstig gemacht, und ich alle Ursache hätte, mit Ihnen zu zürnen? Eduard hat schon als zwölfjähriger Junge mir seine Liebe zugewandt und wollte mich immer mit Gewalt in die Proben begleiten."

Die acht Tage in Weimar waren schnell vergangen,

und wir kehrten nach unserm lieben Leipzig zurück, wo ich unsere Verlobung nun auch veröffentlichte.

Am 14. Mai war der Tag, an dem unser Bund kirchlich eingesegnet wurde. Kaufmann Benedix und Frau, mein langjähriger theurer Freund Graf Holzendorff, mein Vater und meine Schwester waren Zeugen der Trauung, die ganz in der Stille in der katholischen Kirche, welcher meine Braut angehörte, vollzogen wurde. Zufällig kam einer unserer Bekannten eine Stunde vor der Trauung zu uns, und da er meine Braut im Myrtenkranz sah, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich wieder zu empfehlen, um zu andern Freunden zu laufen und zu erzählen, daß unsere Hochzeit sei. Darum fanden wir, was wir hatten vermeiden wollen, bei unserm Eintreten die Kirche ziemlich besetzt; die vielen Beglückwünschenden hielten uns denn auch nach der Trauung so auf, daß wir viel später nach Hause zurückkehrten, zum großen Kummer meiner Schwiegermutter, der der Braten zu braun geworden, die Sauce zum Spargel verdorben, kurz nach ihrer Meinung das ganze Essen verdorben war, welches doch nur die Familie und die Zeugen einnehmen sollten. Was kümmerte ich mich um Braten und Saucen! Tags darauf gaben wir unsern nächsten Freunden ein kleines Hochzeitsmahl.

Zehntes Kapitel.

Hofrath Küstner mit seiner Gesellschaft in Lauchstedt. — Doktor Müllner und seine „Albaneserin". — Schmelka's und Kühn's Gastspiel in Leipzig. — Thätigkeit Küstner's. — Reise nach Stuttgart.

Hofrath Küstner hatte von der preußischen Regierung zu Merseburg eine höchst schmeichelhafte Einladung erhalten, im benachbarten Bade Lauchstedt im Monat Juli wöchentlich zweimal, Sonnabends und Sonntags, mit seiner Gesellschaft Gastvorstellungen zu geben. Er theilte diesen Antrag seinen Mitgliedern mit, die contractlich nicht verpflichtet waren, anderwärts als in Leipzig zu spielen, aber mit Freuden stimmte alle dieser Aufforderung bei, und der Antrag wurde angenommen. Nichtsdestoweniger wurde in Leipzig fortgespielt, und zwar hauptsächlich Opern, da nur das recitirende Schauspiel nach Lauchstedt ging. Das war nun freilich für mich höchst unangenehm, denn ich mußte die Gesellschaft meiner jungen Frau dreimal in der Woche entbehren. Da meine

damalige Beschäftigung hauptsächlich in die Oper fiel, war ich genöthigt, in Leipzig zu bleiben. Der Zufall wollte, daß unsere erste Sängerin Neumann-Sessi erkrankte; demzufolge wurde am 19. Juli die Bühne in Leipzig geschlossen und das recitirende Schauspiel siedelte bis zum 1. August ganz nach Lauchstedt über.

Unter den dortigen Badegästen befand sich auch der größte Gegner der Küstner'schen Unternehmung, Dr. Adolf Müllner, wie dessen specieller Freund, der Oberhofgerichtsrath Blümner von Leipzig. Letzterer führte eine Annäherung zwischen Küstner und Müllner herbei, und infolge dessen entschloß sich Küstner, Müllner's neuestes Werk: „Die Albaneserin", zur Darstellung zu bringen. Zu diesem Zweck ersuchte Küstner den Dichter, sein Stück dem darin beschäftigten Personal vorzulesen. Diese Aufmerksamkeit gestaltete das Verhältniß zwischen beiden schnell zu einem vollkommen freundschaftlichen. Müllner las also sein Werk vor, und wenn sein Vortrag auch eben nicht meisterhaft zu nennen war, konnte man doch seine Intentionen daraus kennen lernen. Wohlbrück konnte nach der Vorlesung folgende Aeußerung nicht unterdrücken: „Wenn wir so spielten, wie der gute Mann gelesen hat, wir nähmen uns untereinander selbst beim Schopf und würfen uns kopfüber zum Tempel hinaus." Das Stück, welches Küstner mit geübter Hand

zur Darstellung eingerichtet hatte, sodaß sich selbst der so empfindliche Autor ganz einverstanden damit erklärte, wurde zum ersten Male in Leipzig am 25. August mit vielem Beifall gegeben. Erst der dritten Wiederholung am 9. October wohnte der Dichter selbst bei, worauf in der „Mitternachtszeitung“ folgende Kritik von ihm erschien: „Für den außerordentlichen Fleiß, welchen die Künstler in dieser Vorstellung an den Tag gelegt haben, weiß ich denselben nicht würdiger, als durch die Mittheilung folgender Betrachtungen darüber zu danken. — Jede dramatische Dichtung will in dem Stile dargestellt sein, in welchem sie gedacht ist. Dieser Forderung entsprachen vollkommen: Albana (Frau Genast), Basil (Herr von Ziethen), Enrico (Herr Stein), Fernando (Herr Thieme) und Samastro (Herr Genast). Hier war allenthalben die Sprache (des Mundes wie der Geberden) über die tägliche Gewohnheit des geselligen Lebens hinaufgehoben: getragene, voll und laut austönende Rede, sorgfältige Articulation und Betonung, rhythmische Bewegung des Schalles und natürliche Uebereinstimmung mit derselben in der sichtbaren Bewegung und Haltung der Gestalten. Nirgends eine Mahnung an die conventionelle Nachlässigkeit gewöhnlicher Conversation. Die übrigen drei Künstler: Benvolio, Leontio und Onophrius, zeigten gleichen

Fleiß, aber sie hielten nicht vollkommen den Stil der Tragödie. — Alles was scenische Einrichtung heißt, hat mir musterhaft geschienen, mit Einschluß aller Gruppirungen im dritten, vierten und fünften Acte. Nur im zweiten, bei dem Ausbruch von Enrico's Wahnsinn, hätte ich gewünscht, daß Basil und Benvolio sich etwas mehr von ihm entfernt gehalten hätten, soviel die Breite des Vorgrundes es gestattete: Es liegt nicht in dem Zwecke dieses Aufsatzes, daß ich über gelungene Einzelheiten mich verbreite; das würde ihn sehr lang machen. Nur drei will ich nennen, die über meine Erwartung waren. Basil's Erzählung von Fernando's Benehmen in der Versammlung der Verschworenen, Samastro's besonnenes Spiel im ganzen vierten Acte und Fernando's reine (moralisch reine) Haltung seiner letzten Scene. Albana und Enrico konnten vermöge der Eigenschaft ihrer Rollen mit Einzelheiten mich weniger als mit dem ganzen Gusse anziehen; doch machten sie mich zwei Einzelheiten bereuen, die ich einmal im Unmuthe über die Verkürzungsanträge einer andern Direction aus ihren Partien gestrichen habe. Ich meine in der Partie des Enrico, Act III, vorletzte Scene, die Stelle: „Gebt Flügel mir" — bis: „Herr der Welt geworden." Und in der Partie Albana's, Act II: „O sel'ge Qual! — Jüngling, du Sonnenflamme" — bis: „das

glühend in Dein Ohr ergieße." Da es ungefähr um eine Mandel Verse zu thun ist, so wünschte ich wohl, daß sie zu Ehren dieser Repräsentanten wiederhergestellt würden" u. s. w.

Am 31. Juli wurde die Bühne in Lauchstedt mit „Donna Diana" geschlossen und am 2. August mit derselben Vorstellung die in Leipzig eröffnet. Gleich darauf trat der treffliche Komiker Schmelka aus Breslau in einer langen Reihe von Gastrollen auf und erwarb sich nicht nur bei dem Publikum, sondern auch bei seinen Collegen, durch seinen trockenen, naturwüchsigen Humor wie sein bewegliches Mienen- und Gliederspiel den größten Beifall. Er war ganz das Gegentheil von Wurm. Bei ihm war nichts berechnet, man sah es seinen Darstellungen an, daß der Augenblick ihn aufs günstigste beherrschte, dem er sich bei seinem großen Talent auch unbedingt überlassen durfte. Von allen seinen Darstellungen — Rummelpuff in der „Falschen Primadonna", Schnaps in den „Beiden Billets", Lorenz im „Hausgesinde", Schulmeister in „Der gerade Weg der beste", Mauser im „Reisenden Student", Crispin in den „Schwestern von Prag", Stiefel in den „Pagenstreichen", Marder in der „Brandschatzung", Johann in der „Komödie aus dem Stegreif", — war auch nicht eine, die man mittelmäßig hätte nennen können;

mehrere mußte er wiederholen, wobei er stets neue, komische Momente anbrachte, während Wurm in seinen Darstellungen stereotyp war. Man durfte dem letztern gewiß ein großes komisches Talent, Schmelka hingegen Genie zusprechen.

Nach Schmelka kam ein höchst bedeutender Gast, Kühne (von Lenz) aus Hamburg, und trat als Hugo in der „Schuld", als Oberförster in den „Jägern", als Philipp in „Don Carlos", als Minister Falkenau in der „Macht der Verhältnisse", und als Macbeth auf. Er bekundete in allen diesen Rollen den tief denkenden Künstler und brachte alle diese Charaktere zur klarsten Anschauung des Publikums. Ganz ausgezeichnet war er als Minister und König Philipp; ich habe nie diese Rollen vollendeter gesehen. Als ich nach Jahr und Tag selbst den Philipp darzustellen hatte, nahm ich ihn mir darin zum Vorbild.

Küstner hatte in den drei Jahren seiner Unternehmung ein sehr reichhaltiges Repertoire geschaffen, demungeachtet war er unermüdlich, dem Publikum das beste Neue und das gute Alte, was unter seiner Leitung noch nicht zur Darstellung gekommen, vorzuführen. Vom Januar 1821 bis zum Juni wurden acht neue und sieben neu einstudirte Werke gegeben. Von den neuen machten „Das Bild" von Houwald und der „Barbier von Sevilla" von Rossini das meiste Glück.

Eine abermalige Aufforderung der merseburger Regierung rief uns auch 1821 nach Lauchstedt, wo das Theater am 30. Juni mit einem Prolog und „Tasso“ eröffnet wurde. Das Theater war in allen Räumen besetzt, denn selbst von Halle, Leipzig und der ganzen Umgegend waren Zuschauer herzugeströmt, und die Darstellung wurde mit großem Beifall aufgenommen. Nur an Sonnabenden und Sonntagen konnten wir auf bedeutendere Einnahmen rechnen, wie es auch früher bei den weimarschen Hofschauspielern der Fall gewesen war; außerdem hatten wir das Haus ziemlich leer, da die ganze Badegesellschaft nur aus 80 bis 90 Familien bestand. Da wir Mitglieder außer für Reise und Wohnung keine Vergütung bekamen, waren die Kosten für den Hofrath Küstner nicht bedeutend, und die reichlichen Einnahmen der beiden Haupttage deckten sogar einen großen Theil der Gagen.

Auch dieses Jahr befand sich nur das recitirende Schauspiel in Lauchstedt, die wenigen ausschließlichen Opernmitglieder, Chor und Orchester hatten Ferien.

Alle ersten Mitglieder speisten bei Aeckerlein im Salon. Dies brachte uns mit den Badegästen in täglichen Verkehr und es stellte sich ein höchst angenehmes geselliges Verhältniß unter uns her. Ich habe zu keiner Zeit unsern liebenswürdigen Director in so ausgelassen lustiger

Laune gesehen; bei allen Schwänken und Teufeleien, die wir jungen Leute anstellten, war er nicht der Letzte. Da ich mit meiner Familie die größte Wohnung inne hatte, so erlaubten unsere Räume eine größere Zahl Personen zu empfangen und gemeinschaftliche Abendessen bei uns zu veranstalten, zu welchen der Hofrath Küstner den Wein beisteuerte. Das Service, was unsere Wirthin uns gab, war allerdings nicht fein zu nennen: die etwas defecten Teller aus Steingut, Salatschüsseln gar nicht vorhanden; und da gerade Kartoffelsalat ein allgemeines Lieblingsgericht war und in Menge vorhanden sein mußte, so wurde dieser in einer gewaltigen irdenen Schüssel aufgetragen. Am mangelhaftesten war aber die Beleuchtung, denn sie bestand nur aus einem Talglicht; die Frau Wirthin gab eben grundsätzlich nur einen einzigen Leuchter her und dazu eine ihre Schuldigkeit oft launisch versagende Lichtscheere. So geschah es denn eines schönen Abends, daß das Licht, als eben der beliebte Kartoffelsalat aufgetragen war, von meiner boshaften Schwägerin ausgeputzt wurde. Eine ägyptische Finsterniß umgab uns, und eine Todtenstille verbreitete sich in der ganzen Gesellschaft; nur ein leises Aufstoßen einer Gabel auf den Tisch wurde hörbar. Als die Leuchte wieder erschien, rief der Hofrath Küstner ganz erstaunt: „Herr Jeses, da steht er ja, und ich habe den halben Tisch durchstochert, um die

Schüssel mit dem Salat zu finden." Er hatte die Dunkelheit benutzen wollen, um zu kosten, aber meine Schwägerin war ihm zuvorgekommen, hatte die Schüssel auf den Schooß genommen und sie, als sie Schritte hörte, schnell wieder hingestellt.

Während wir uns das frugale Abendbrod schmecken ließen, sagte der Hofrath Küstner: „Nein, Kinder, dem Uebelstand mit dem einen Leuchter und der einen Lichtputze muß abgeholfen werden. Morgen ist Jahrmarkt in Schaafstedt, da fahren wir hinüber und kaufen zwei Leuchter und zwei Lichtputzen." Wir waren zwölf Personen und fuhren richtig den andern Tag in drei Wagen nach dem eine Stunde entlegenen Marktflecken. Dort angekommen, nahm der Hofrath meine Frau und Madame Miedke am Arm und ging mit ihnen von Bude zu Bude, immer zunächst nach echten türkischen Shawls fragend, worauf denn immer die Antwort kam: „Ne, mei gutes Herrchen, damit können mer nich dienen!" — „Aber Lichtputzen und Leuchter, nicht wahr?" — „So viel Se wollen." Der bedeutendste Artikel, welchen wir auf dieser weltberühmten Messe vorfanden, war das kleine Kinderspielzeug, die sogenannten Stehuffchens; diese wurden natürlich alle aufgekauft, um den jungen Damen und Kindern der Badegesellschaft ein Andenken von Schaafstedt zu überreichen.

Die Morgen wurden in den reizenden Anlagen des Bades selbst verbracht, Abends versammelten wir uns in Aeckerlein's Salon, wo wir durch Tanz und gesellige Spiele, an denen der größte Theil der vornehmern Welt Theil nahm, uns ergötzten. Müllner, der abermals als Badegast da war, war der Arrangeur von Allem. Eines Abends, als der Köcher seiner Unterhaltungspfeile ausgeleert war, sagte er zu mir: „Wir müssen heute Abend einen kleinen Witz loslassen, das heißt ein Wasserfeuerwerk, es darf uns aber keinen rothen Heller kosten. Wir benachrichtigen die Gesellschaft, daß ein Feuerwerker da sei, der ein brillantes Wasserfeuerwerk abbrennen wolle, wenn seine Kosten gedeckt würden; dann gehen wir in die Bude Nr. 6., kaufen einen Kanonenschlag und beauftragen die Kellner, sobald dieser abgebrannt wäre, sofort 30 bis 40 Stühle an den Teich zu schaffen. Dann, wenn sich die ganze Gesellschaft versammelt hat, gehen wir mit einem Teller und einer Laterne bei dem Publikum herum und sammeln ein. Von dem Gelde, was wir lösen, kaufen wir dann erst das Feuerwerk ein."

Gesagt, gethan. Der Kanonenschlag wurde abgebrannt; die Gesellschaft strömte herbei, wir nahmen sechs Thaler ein, kauften dafür Wasserenten, Schwärmer, Leuchtkugeln u. s. w., postirten uns ans andere Ufer des Teiches, und dirigirten das prächtige Schauspiel. Die

anze Gesellschaft amüsirte sich herrlich und brachte dem ſeuerwerker schließlich ein Vivat.

Da wir einige Tage im Theater nicht beschäftigt waren,) benutzten wir die Gelegenheit, unserm lieben Vater a Weimar einen Besuch abzustatten, und Freund Koch, nser trefflicher Komiker, der ein großes Verlangen trug, Goethe kennen zu lernen, wozu ich ihm sichere Aussicht emacht, schloß sich unserer Partie an. Wir nahmen en Weg über die Dörfer, den die weimarschen Schau- pieler stets gefahren waren, denn meine Frau mußte ja lle die Orte kennen lernen, von denen ich ihr soviel er- ählt hatte.

Hoch erfreut empfing uns mein guter Vater und be- auerte nur, daß wir nicht länger bei ihm verweilen önnten. Den andern Tag ließ ich bei Goethe anfragen, b ich ihm einen leipziger Schauspieler vorstellen dürfte. Mein Gesuch wurde gewährt und ich nebst meinem Freunde nach Wunsch empfangen.

Im Gespräche fragte Goethe, welchem Fach Koch sich ewidmet, und als dieser erwidert hatte, daß er haupt- ächlich im Lustspiel und der Posse wirke, bemerkte Goethe: „Nun, das ist eine ganz schätzenswerthe Aufgabe, andern Menschen heitere Stunden zu bereiten!“ Dann wandte r sich zu mir und fragte, was jetzt meine Beschäftigung m Schauspiel wäre? Ich sagte ihm, daß ich wohl noch

hier und da ernstere Liebhaber spielte, der Hofrath Küstner mir aber zumeist Charakterrollen übertrüge, und so hätte ich denn vor kurzem den König Philipp in „Don Carlos“ mit Erfolg gegeben, wozu ich ein treffliches Vorbild an dem Schauspieler Kühne von Hamburg gehabt, der in dieser Rolle ganz unvergleichlich sei und den ich darin sogar noch über Eßlair stelle. „Ich habe schon viel Gutes von diesem Manne gehört, und er soll ein ganz tüchtiger Charakteristiker sein, mit einem kräftig schönen Organ und entsprechender Persönlichkeit“, sagte Goethe. Dann fragte er nach meiner Frau, ob sie mitgekommen sei, was ich bejahte, aber sogleich hinzufügte, daß sie sich nicht mit der nöthigen Toilette versehen, um Sr. Excellenz aufwarten zu können. „Ei was“, rief er, „sie ist mir in jedem Costüm willkommen.“ Abends kamen wir seinem Verlangen nach und er begrüßte sie mit großer Herzlichkeit.

Koch war ganz entzückt über die freundliche Aufnahme von seiten Goethe's, den er sich mit steifer Haltung und einem ernsten, auf das Gewürm herabblickenden Gesicht gedacht hatte.

Die vier Wochen unsers Gastspiels, das 22 Vorstellungen umfaßt hatte, waren vorüber gerauscht; mit dem 1. August wurde die Bühne in Lauchstedt mit den „Räubern“ geschlossen und am 5. August mit dem „Donauweibchen“ die leipziger Bühne wieder eröffnet.

Alle verwandtschaftlichen Beziehungen beiseite setzend, muß ich doch offen bekennen, daß ich die Rolle der Hulda nie mit größerer Liebenswürdigkeit und Natur in allen verschiedenen Charakteren habe darstellen sehen, als von meiner kleinen Schwägerin, Doris Böhler, die durch ihre neckische Laune und unnachahmliche Grazie das Publikum elektrisirte.

Bis zum Schluß des Jahres hatten wir noch drei Gäste, Dr. Töpfer aus Wien, Laroche aus Königsberg und Karl Unzelmann, der Weimar verließ und nach Dresden übersiedelte. Alle drei fanden Beifall, besonders aber Unzelmann, dessen Gastspiel sich bis in den Januar 1822 ausdehnte. Sein Truffaldino („Diener zweier Herrn"), Karl Ruf („Schachmaschine"), Hans von Birken („Intermezzo") und Thomas („Das Geheimniß") waren wahre Meisterdarstellungen.

Am 28. December wurde zum ersten Mal bei ausverkauftem Hause „Der Freischütz" von Karl Maria von Weber gegeben. Mit welchen Gefühlen sang ich als Kaspar das Trinklied, das ich im Jahre 1817 Weber in Dresden hatte vorsingen müssen. Wir waren alle bezaubert von diesen hinreißenden Melodien, der Originalität, der Charakteristik und der wundervollen Instrumentation! Mit welchem Eifer, ja, man konnte sagen, mit welcher Gier studirten wir dies Meisterwerk, und

mit welchem beispiellosen Enthusiasmus wurde die Oper von dem Publikum aufgenommen! Es ging das Gerücht, daß Weber, noch ehe er die Oper an den Grafen Brühl nach Berlin eingesendet, sie an Rochlitz in Leipzig zur Ansicht geschickt habe, der als größte kritische Autorität damals allgemein bekannt war. Dieser habe sie an Weber mit dem Bemerken zurückgesendet, er könne ihm durchaus nicht rathen, dieses Werk aufführen zu lassen, da es nur theilweise den Anforderungen einer guten Oper entspräche und das Finale des zweiten Actes alle Grenzen der Schönheit überschritte. Rochlitz war ein Mann, der ein wirklich gediegenes musikalisches Urtheil besaß, der aber an der alt hergebrachten Form wie an einer eisernen Kette hing.

Mancher alte Zopf, nicht nur in Leipzig, sondern auch anderwärts, schüttelte sich selbst noch nach dem ungeheuern Erfolg und hatte an diesem und jenem zu mäkeln, ja es erkühnten sich sogar ein paar sonst ganz tüchtige Musiker in einem Musikblatt, welches zu jener Zeit in Weimar erschien, die Oper auf das schmählichste herabzusetzen.

Auch sie schrieben Opern, ihre Werke aber sind längst der Vergessenheit überantwortet, während der „Freischütz“ noch jetzt seine Zugkraft besitzt und überall gern gesehen wird. Selbst der sonst so wackere Spohr soll die

ungehörige Bemerkung gemacht haben: wenn das den Werth eines Componisten ausmache, daß man seine Weisen auf Drehorgeln spiele, dann wäre Gluck freilich ein schlechter Componist gewesen. Wann wäre das Geniale nicht angefeindet worden? Mozart ist es bei dem Erscheinen seines „Don Juan“ nicht besser ergangen.

Eine höchst freudige Ueberraschung wurde meiner Frau an ihrem Geburtstage, 31. Januar 1822, zu Theil. Goethe sandte ihr zum Andenken ein Stammbuchblatt mit folgendem Glückwunsche:

Treu wünsch' ich Dir zu Deinem Fest
Das Beste, was sich wünschen läßt.
Doch wünsch' ich mir zum Lebenskranze,
Dich anzuschau'n in Deinem Glanze,
Dich selbst in Handeln, Worten, Blicken,
Mir und den Freunden zum Entzücken.

Im Februar 1822 gab Wurm abermals Gastrollen in Leipzig. Ende desselben Monats folgten wir einem Rufe zu einem Gastspiel in Stuttgart und fuhren unter fröhlichem Posthorngeschmetter am 28. Februar zum Ranstedter Thore hinaus. Das war nun freilich ein anderes Fahren als mit einem naumburger Lohnkutscher, denn Abends bei guter Zeit langten wir in Weimar beim Vater an, der es nicht anders that, als die ganze Familie bei sich zu beherbergen. Das zweite Nacht-

quartier nahmen wir in Meiningen, das dritte in Würzburg und das vierte bei einem freundlichen und wohlfeilen Wirth, Herrn Glöckner in Küngelsau. Auf der Tour dahin ließ ich natürlich in Mergentheim an dem Wirthshause, wo ich vor sechs Jahren meine Schutzbefohlene abgesetzt hatte, halten und fand sie, wie ich bereits im ersten Band meines Tagebuchs angeführt, als glückliche Frau und Mutter wieder.

Wie anders sah es aber 1822 in Schwaben aus als im Jahre 1816. Aus den größtentheils verfallenen Hütten waren wohnliche Dörfer erstanden. Hier konnte man recht sehen, in welch kurzer Zeit eine Regierung wohlthätig wirken kann, an deren Spitze ein edler und gerechter Fürst steht.

In Stuttgart kehrte ich im Wilden Mann bei meinem Freund Fritz Heinrich ein, der mich als Junggesellen sechs Monate lang gespeist hatte, und kam damit den Mahnungen meiner Schwiegermutter, ja keinen zu theuern Gasthof zu wählen, pflichtschuldigst nach. Aber es reute mich doch, als ich mein junges Weib durch die eben nicht lichte Hausflur und die altmodische breite Treppe hinaufführte, daß ich hier der Oekonomie und der alten Freundschaft Rechnung getragen und Wohnung in einem Gasthause genommen, welches große Aehnlichkeit mit einer Fuhrmannskneipe hatte. Indessen

die Zimmer, die wir im ersten Stock bewohnten, sowie die Betten, das Essen, die Bedienung, die aus einem kräftigen, freundlichen Mädchen bestand, waren gut. Meine Frau belustigte sich höchlich, wenn unzählige Male der Ruf „Maarie!“ erscholl und stets die Antwort erfolgte: „'s ischt scho reecht!“

Alle die Familien, an die wir von Leipzig aus empfohlen waren, nahmen uns mit echt schwäbischer Herzlichkeit auf. Vor allen war es Matthisson, der sich mit wahrer Freundschaft an uns anschloß, und diese innige Zuneigung bewahrte er uns bis zu seinem Tode. Jeden Morgen, ehe er auf die Bibliothek ging, sprach er bei uns vor; und wie anmuthig und anregend war die Unterhaltung dieses greisen Dichters! Allen Vorkommnissen des Lebens wußte er eine poetische Seite abzugewinnen. In der Lebendigkeit seiner Augen hatte er viel Aehnlichkeit mit Goethe. Nicht minder liebenswürdig und trefflich war seine Gattin; es gereichte mir zu wahrer Freude, wie herzlich sie sich der meinigen anschloß. Als wir Stuttgart verließen, schrieb Matthisson folgende Worte in das Stammbuch meiner Frau:

„Liebe, Kunst und Natur leiten, wie Grazien,
„Dich mit göttlicher Huld ihren geweihten Pfad,
„Reich an Blumen der Freude,
„Die noch über den Sternen blüh'n.

Eine zweite interessante Persönlichkeit war uns Therese Huber, Redactrice des „Morgenblattes“ und Witwe des im Jahre 1804 zu Ulm verstorbenen hochverdienten bairischen Landesdirectionsrathes Ludwig Ferdinand Huber. Sie war sehr kurzsichtig und betrachtete selbst Jemanden, der dicht neben ihr saß, durch die Lorgnette. Eine solche Beweglichkeit des Körpers und Geläufigkeit der Zunge war mir bei einer so bejahrten Frau noch nie vorgekommen, es konnte einem dabei fast schwindelnd werden. Bei ihr war es, wo wir in einem Abendcirkel alle literarischen Berühmtheiten Stuttgarts kennen lernen sollten: Uhland, Gustav Schwab, Reinbeck, Schorn, Haugk, den Freiherrn von Tumb ꝛc. Besonders war ich seit langer Zeit schon auf den großen Dichter Uhland gespannt, denn meine Phantasie hatte sich auch von seinem Aeußern ein hochideales Bild entworfen. Als Matthisson mich ihm vorstellte und ich einen Mann mir gegenüber stehen sah, von mittler Gestalt, schlicht anliegendem, die Stirn zum Theil bedeckenden blonden Haar und kräftigen Gesichtszügen, da war ich etwas befremdet, denn es paßte nichts davon zu meinem schwärmerischen Phantasiebilde, als die wunderbar schönen, geist- und gemüthvollen blauen Augen. „Ich habe Ihre Bekanntschaft schon auf dem Theater gemacht“, sprach er mich an. „Sie habe mir als Jakob sehr gefalle,

Sie habe den alten Mann nit vergesse und den Patriarchen recht wacker zur Anschauung gebracht." Auch der echt schwäbische Dialekt kam mir aus seinem Munde unerwartet. Aber wie vergaß ich das Alles so vollständig und wie fühlte ich mich immer mehr zu Liebe und Bewunderung hingerissen, als die Unterhaltung allgemein wurde und die geistige Größe des herrlichen Mannes sich immer bedeutender offenbarte!

Noch zwei Familien, an die wir ebenfalls empfohlen waren, Minister Pfuhl und Bankier Benedict, wurden uns sehr lieb und werth. Die letztere, zwei würdige alte Leute, nahm uns auf, als ob wir zu ihrem Hause gehörten. Ihr jüngster Sohn Julius*), ein Schüler Hummel's und Karl Maria von Weber's, hatte gleiche musikalische Ansichten mit mir, und so kam es, daß wir uns eng aneinander anschlossen.

Unter andern Rollen sang ich auch den Seneschall in „Johann von Paris" und habe mich während der Tafelscene nie besser amüsirt als an diesem Abend. Früher wurden alle Speisen und Getränke, die sich bei Vorstellungen nöthig machten, aus der königlichen Hofküche und Kellerei geliefert. Von seiten der Unterbeamten aber mag da ein nicht unbedeutender Unterschleif ge-

*) Jetzt Kapellmeister in London.

trieben worden sein, weshalb der Befehl kam, künftig den Bedarf aus einer Restauration oder einem Gasthaus holen zu lassen. Die Speisen, womit der Herr Johann von Paris an diesem Abende die Prinzessin von Navarra und ihren Seneschall regalirte, bestanden zunächst aus einer Graupensuppe, dann folgte Rindfleisch mit rothen Rüben, als Zwischenspeise kam Rindszunge mit weißer Rosinensauce und das Ganze krönte ein Schweinebraten mit Sauerkraut. Alle diese Gerichte wurden servirt, da der eingelegte Tanz von ungebührlicher Länge war.

Wir hatten dem König und dem Publikum gefallen, und der Intendant, Herr von Lehr, forderte mich auf, unsere Bedingungen, unter denen wir ein Engagement annehmen wollten, vorzulegen. Es war in früherer Zeit fast an allen deutschen Bühnen üblich, den ersten Schauspielern Benefize zu geben, die einen Theil ihres Gehaltes bildeten. Ich hatte einen Widerwillen vor dieser vornehmen Bettelei, mit denen die Schauspieler das Publikum belästigen mußten. Dieser Widerwillen sollte in Stuttgart noch erhöht werden, denn als ich an dem Tage, wo der Kammersänger Krebs, ein verdienter Künstler, Abends sein Benefiz hatte, an dessen Haus vorüberging, standen eine Menge Gassenbuben vor demselben und schrien fortwährend, zur Belustigung der Vorübergehenden und

Nachbarn, seiner Frau, die oben am Fenster stand, zu: „Madame Benefiz, ein Billet aufs Juchhe!" (Gallerie).

Meine ersten Bedingungen waren daher, daß wir kein Benefiz, sondern einen festen Gehalt und ein lebenslängliches Engagement mit Pension beanspruchten, denn wenn wir unser geliebtes Leipzig verlassen sollten, mußten wir wenigstens für unsere Zukunft sichergestellt werden. Die letzte Bedingung konnte oder wollte man nicht eingehen, und wir alle drei waren mehr darüber erfreut als betrübt; denn obgleich uns die liebenswürdigste Gastfreundschaft von den Bewohnern Stuttgarts zu Theil geworden, die Stadt und ihre Umgebung wie überhaupt das ganze Land uns ungemein angesprochen, hingen wir doch mit ganzer Seele an Leipzig, und mit Freuden kehrten wir dahin zurück.

Elftes Kapitel.

Gastspiele von Wolffs, Eßlair, Herrn und Frau Stich (Crelinger), Sophie und Wilhelmine Schröder, Fischer, Löwe, Emil Devrient und Frau Metzger-Vespermann. — Reise zu Goethe. — Gastspiel in Dresden. — Tieck und seine Abendcirkel. — Weber auf dem Lande.

Während wir in Stuttgart waren, hatte der Hofrath Küstner das Künstlerpaar Wolff zu einem abermaligen Gastspiel nach Leipzig eingeladen. Dasselbe war vom Publikum mit dem frühern Beifall begleitet worden, nur in der Rolle der Sappho hatte man Vergleiche zwischen der Schröder und Wolff angestellt, die nicht zu Gunsten der letztern ausfielen.

Im Monat Juni trat Eßlair, wie ich bereits früher erwähnte, zum ersten Male in Leipzig als Gast auf und hatte unter den zehn Gastrollen, die er gab, auch zwei Lustspiele gewählt: „Der Puls" (Graf) und „Die Kleinigkeiten" (Baron Wellen). Eßlair war nur ein Mann der Tragödie und des bürgerlichen Dramas, wozu ihn

die Natur mit den größten Mitteln ausgestattet hatte, das Lustspiel dagegen durchaus nicht sein Feld, weshalb auch der Beifall in den beiden angeführten Stücken nur mäßig, hingegen in Rollen wie Kriegsrath Dallner in „Dienstpflicht", Oberförster in den „Jägern", Otto von Wittelsbach beispiellos zu nennen war. Er war mit dem Namen des größten dramatischen Künstlers nach Leipzig gekommen und die Erwartung des Publikums enorm. Leider wurde sie in Rollen wie Tell, Macbeth, Lear und Theseus („Phädra") nur theilweise von ihm erfüllt, denn die aus Frankreich herübergeschleppte Manier, den letzten Vers fallen zu lassen und gerade da fast tonlos hinzuwerfen, wo man mit Recht eine Steigerung erwartet, trat dem Publikum fremdartig entgegen und war ganz gegen den Geschmack desselben. Freilich muß man dabei auch in Anschlag bringen, bis zu welcher Höhe der Geschmack des Publikums durch die Art und Weise der Küstner'schen Theaterleistung herangebildet worden war. So kam es denn, daß Eßlair nicht das Furore machte, welches er von andern Bühnen her gewohnt war. Wäre er aber noch derselbe gewesen, der er vor sechs Jahren in Stuttgart war, die Leipziger würden es gewiß an wohlverdienter Huldigung nicht haben fehlen lassen.

Gleich nach Eßlair erschienen Herr und Frau Stich

als Gäste. Beide traten in folgenden Rollen auf: Donna Diana, Perin („Donna Diana"), Baronin Waldhüll, Baron Gluthen („Das letzte Mittel"), Julie, Mercutio („Romeo und Julie"), Isabella, Linden („Die Quälgeister"), Rosalie, Langers („Welcher ist der Bräutigam"), Elise, Bontemps („Der Obrist"). Außerdem trat sie allein noch auf als Johanna d'Arc, Bertha („Ahnfrau"), Kathinka („Mädchen von Marienburg"), Afanasia („Graf Beejowsky"). Sie wurde in jeder ihrer Leistungen mit großem Beifall aufgenommen, nur als Donna Diana stellte das Publikum Vergleiche an, die nicht ganz zu ihren Gunsten ausfielen. Dagegen war sie als Julie unübertrefflich. Das war die Julie, wie sie sich Shakspeare gedacht haben mußte. Ich habe von keiner Darstellerin den Monolog: „Hinab, du flammenhufiges Gespann", mit solcher umfassenden Wahrheit sprechen hören. Diese Glut der Erwartung, diese Sehnsucht nach dem heißgeliebten Gatten konnte nicht besser in Wort und Geberde geschildert werden. Ihre Julie war unbedingt der Culminationspunkt ihrer Leistungen. Was Herrn Stich anlangte, so gehörte er zu jenen, die man gewandte, bühnenkundige Schauspieler nennt.

Ende Juli hatten wir das Glück, abermals die Perle der deutschen Tragödie, die hochgefeierte Sophie Schrö-

der, als Sappho, Gräfin Orsina und Medea (von Gotter) zu bewundern. Diesmal brachte sie ihre Tochter Wilhelmine, nachherige Schröder-Devrient, mit. Schon damals bekundete dies achtzehnjährige Mädchen als Emmeline („Schweizerfamilie"), Pamina („Zauberflöte") und in den ersten Scenen des zweiten Actes vom „Freischütz" als Agathe, worin sie auftrat, den hohen dramatischen Funken, der in spätern Jahren zur Feuersäule heranwachsen sollte, den Weg beleuchtend, den die Jünger ihrer Kunst zu gehen hatten. Ihre klangvolle, schöne Stimme, das liebliche Gesicht, von dem reichen blonden Haar umwallt, die ebenmäßige Gestalt nahmen sofort das Publikum für sie ein, und ihr sinniges Spiel steigerte nur noch den Beifall. Aber nicht allein auf der Bühne entfaltete sie so viel Liebenswürdigkeit, auch im geselligen Leben; ich konnte das täglich in meinem Hause beobachten, wo sie sich ganz ihrem reizenden Naturell überließ. Ihre Mutter war ja die ebenso wohlwollende als von uns hochverehrte Lehrerin meiner Frau. Wie eine flüchtige Gazelle sprang Wilhelmine in dem großen Garten, der sich an unserer Wohnung befand, herum, und wenn sie sich ausgetobt hatte, warf sie sich wie ein Kind ins Gras und jauchzte dem Himmel zu: „Ich bin ja so fröhlich, so selig, und immer umgaukeln mich Freude und Lust!" Ein

reines R hervorzubringen, war ihr damals fast unmöglich, darum wurden zu ihrer und unserer Belustigung alle möglichen Uebungen damit vorgenommen. Ich sagte: „Sie müssen, mit der Zunge an den Oberzähnen und dem weichen Gaumen, einen förmlichen Pralltriller schlagen.“ Ihre Mutter, die ein makelloses R sprach, bestätigte das. Auf den Spaziergängen sprang sie meist vor uns her und übte das abscheuliche R, wie sie es nannte. Meinte sie es nun inne zu haben, so kam sie zurückgesprungen, stellte sich mit untergestemmten Armen vor uns hin und rief: „Da habt Ihr Eure Schnarre, Rrrrrr!“, und dieses Mundmanöver dehnte sie, immer dabei rückwärts gehend und Verbeugungen machend, bis zur Ermüdung aus. Dieser Muthwille und diese kindliche, drollige Unbefangenheit gewannen ihr meine ganze Zuneigung, die sie erwiderte und welche endlich, da wir uns auf unserm Lebenswege noch oft begegneten, in ein wahres Freundschaftsbündniß überging. Dazu trugen noch verwandtschaftliche Verhältnisse bei, als Emil Devrient, ihr nachheriger Schwager, meine Schwägerin Doris Böhler heirathete. Ich werde in diesen Blättern noch oft Veranlassung haben, auf die unvergeßliche, herrliche Künstlerin zurückzukommen.

Bisher hatte mich der Hofrath Küstner hauptsächlich in der romantischen Tragödie im ältern Fach beschäf-

tigt, aber im Jahre 1823 machte er einen Versuch mit mir im bürgerlichen Drama und theilte mir den Stadtmusikus Miller in „Kabale und Liebe“ zu. Da der Versuch gelang, wurden mir nunmehr Rollen wie der Oberförster in den „Jägern“ und der alte Feldern in „Hermann und Dorothea“ übertragen, und ich rückte allmählich auch in das Fach der Heldenväter und komischen Charakterrollen ein. Das Publikum hatte Nachsicht mit meinen anfänglichen Leistungen und behandelte mich mit Liebe und Auszeichnung. So kann und muß ich mit Recht sagen, daß ich dem Vertrauen Küstner's und dem Wohlwollen der Leipziger die Entwickelung meines Talents großentheils zu danken habe, am meisten aber doch der tiefern Einsicht meiner geliebten Frau. Sie war es, die mich auf alle meine Fehler, auf alle feinere Nüancirung aufmerksam machte, die alle gemachten Effecte verwarf und jeden Charakter naturgemäß und psychologisch entwickelt wissen wollte. Diese Grundsätze bethätigte sie selbst überall auf das trefflichste, und ihre Darstellungen sowie ihr hohes Verständniß und ihre Gabe klarer Auseinandersetzung wurden mein Leitstern in der dramatischen Kunst. Sie war es also, die nicht allein mein häusliches Glück gründete, sondern mich auch auf der künstlerischen Bahn weiter leitete und mich meinem erstrebten Ziele näher brachte.

Im Anfang des genannten Jahres sollte ich auch den berühmten Bassisten Fischer kennen lernen, der mehrere Jahre die Berliner durch seine Kunst entzückt hatte und dessen Name selbst in Italien, wo er sich längere Zeit aufgehalten, mit Hochachtung genannt wurde. Er war ein ausgezeichneter Sänger und ganz trefflicher Schauspieler, das bekundete er vor unsern Augen in den Rollen des Figaro („Barbier von Sevilla"), Leporello („Don Juan") und Figaro („Figaro's Hochzeit"). Ich hatte die erste und letzte Rolle oft gespielt, aber durch ihn wurde mir erst klar, wie dieser Charakter aufgefaßt werden mußte. Wie wußte er den Barbier von dem gräflichen Kammerdiener in seinem Betragen zu sondern; wie verstand er es, jenen verschmitzten, neckisch intriguirenden Gelegenheitsmacher zur Anschauung zu bringen; welch ein ganz Anderer war er als Kammerdiener, der fein geschliffene, graziöse Vertraute aller Parteien, der mit liebenswürdiger Unterthänigkeit alle Fäden der Intrigue leitet! Er konnte jedem Sänger und Schauspieler als Vorbild dienen, und ein solches war er auch für mich. Aber so hoch ich ihn als Künstler verehrte, so wenig konnte er mir als Mensch zusagen. Seine Arroganz war beispiellos; er betrachtete seine Collegen ungefähr wie niederes Gewürm, das vor ihm im Staube zu kriechen habe. Er wollte statt als Lepo-

rello als Don Juan auftreten, aber seine Freunde riethen ihm wegen seiner für diese Rolle allerdings nicht passenden Persönlichkeit ab; Gesang und Spiel würden gewiß unübertrefflich gewesen sein. Aus Aerger darüber, daß er ihren Vorstellungen hatte Recht geben müssen, drehte er bei der Aufführung den Spieß um; er benahm sich als Herr und behandelte mich als Bedienten. Da ich seine Absicht erkannte, ließ ich ihm überall freien Spielraum, was natürlich von dem Publikum, das mich so oft als Don Juan gesehen hatte, nicht unbemerkt blieb. Die Folge davon war, daß, als am Schlusse gerufen wurde und er erschien, das Publikum ihm meinen Namen entgegen rief. Diese Demüthigung galt natürlich nur dem anmaßenden Menschen und nicht dem Künstler, denn als dramtischer Sänger war er doch der erste seiner Zeit. — Ein Pröbchen seiner Impertinenz will ich hier beifügen, die allerdings durch eine fast noch größere hervorgerufen wurde. In Frankfurt a. M. war er bei einem sehr reichen Bankier zum Mittagessen eingeladen. Beim Nachtisch überreichte ihm der Bediente eine Guitarre und die gegenübersitzende Hausfrau forderte ihn auf, etwas zu singen. Er erwiderte, daß er nicht gewohnt sei unmittelbar nach Tische zu singen; sie aber ließ nicht nach zu bitten, und da er es nun auf das bestimmteste verweigerte, sagte sie: „Ja, wozu ladet man

denn Sänger ein, wenn sie die Gesellschaft nicht amüsiren wollen?" Fischer stand auf, zog seine Börse, warf einen Doppellouisdor auf den Tisch und mit den Worten: „Madame, hier ist mein Couvert!" verließ er den Saal.

Eine große Freude sollte mir werden durch das Gastspiel meines Freundes Ludwig Löwe, der im Monat Mai sechs Abende durch sein großes Talent sowohl in der Tragödie wie im Lustspiel die Leipziger entzückte. Er war gewiß zu jener Zeit der Vorzüglichste in seinem Fach, denn alle seine Darstellungen durchwehte Natur, tiefe Empfindung und hohe Poesie. Er gehörte nicht zu jenen Schauspielervirtuosen, welche, um ihr liebes Ich glänzen zu lassen, auf falsche Effecte studiren, um die Masse zu blenden, unbekümmert darum, ob sie den vom Dichter vorgezeichneten Charakter ihrer Rolle in seinem einheitlichen Zusammenhange dadurch zerstören. Mit welch liebenswürdiger, das Herz gewinnender Naivetät gab Löwe den Anton in den „Verwandtschaften", mit welch sprudelndem Humor den Karl Ruf in der „Schachmaschine", worin ihn nur Karl Unzelmann übertraf. Wie unerreichbar groß war er als Correggio, den er auf allgemeines Verlangen wiederholen mußte. Erst im Jahre 1846 in Wien hatte ich Gelegenheit, diesen seltenen Künstler wieder bewundern zu können

und zwar in einer Umgebung, die ihm in jeder Beziehung würdig zur Seite stand.

Unmittelbar nach Ludwig Löwe trat Emil Devrient als Sigismund im „Leben ein Traum" auf. Obgleich er seinen Vorgänger Stein als Rhetoriker damals nicht erreichte, so bekundete doch dieser zwanzigjährige, bildschöne Jüngling ein Talent, das zu den höchsten Erwartungen berechtigte. Sein Organ hatte in den tiefern Lagen einen wundervoll sonoren Klang; nur die mittleren und namentlich die obern Töne waren etwas spröde, und er konnte sie in affectvollen Phrasen, um nicht heiser zu werden, nur mit großer Vorsicht gebrauchen. Sein unermüdlicher Fleiß beseitigte nach und nach diesen Uebelstand ganz und gar. Was er als Künstler geworden ist, brauche ich hier nicht anzuführen, da sein Ruhm weit über die Grenzen Deutschlands sich verbreitet hat.

Noch eine Berühmtheit erster Größe erfreute in demselben Jahre das leipziger Publikum, die Metzger-Vespermann aus München, die auf vier Rollen engagirt war, aber wegen des eminenten Beifalls, der ihr zu Theil wurde, deren acht geben mußte. Im Aeußern freilich war sie von der Natur sehr stiefmütterlich bedacht worden, und man zischelte sich in die Ohren, was wohl Bruder Studio und die junge Kaufmannswelt dazu sagen würden, wenn sie als schöne Müllerin aufträte. Allein

ihre bezaubernde Mezzo-Sopranstimme, ihr seelenvoller, inniger Vortrag und ihre Kunst machten ihre Persönlichkeit vergessen. Bei ihr bewährte sich so recht die treffliche Gesangschule Winter's, dessen Schülerin sie war. Wie perlenartig war ihre Coloratur, ihre chromatische Tonleiter, wie regelrecht ihr Triller und wie großartig war ihr Portamento ausgebildet! Sie gehörte unbedingt zu den vollendetsten deutschen Sängerinnen. Auch ihr Gatte war ein höchst schätzenswerther Schauspieler und fand besonders in komischen Charakterrollen großen Anklang.

So sorgte Küstner fort und fort, dem Publikum die würdigsten Künstler der deutschen Bühne vorzuführen und diese hinwiederum fühlten sich wohl in Leipzig, da sie stets mit großer Gastfreundschaft von den Einwohnern aufgenommen wurden. Auch hierin stand Küstner selbst an der Spitze.

Am 23. December, zum Geburtstag des Königs Friedrich August, brachte Küstner Schiller's „Turandot" aufs Repertoire, die er mit ausnahmsweiser Pracht in Decorationen und Garderobe in Scene gesetzt hatte. So waren denn fast alle dramatischen Werke Schiller's auf der leipziger Bühne gegeben worden, bis auf die Trilogie „Wallenstein"; aber auch diese war in Aussicht gestellt, die Titelrolle bereits nach der weimarschen

Einrichtung ausgeschrieben und mir übertragen worden. Ich fuhr nach Weimar, um Goethe zu bitten, sich meiner bei dieser großen Aufgabe freundlich anzunehmen. „Ich will Dir recht gern in diesem Vorhaben behülflich sein", sagte Goethe, „und Dir im Allgemeinen meine Ansichten über den Charakter mittheilen; um Dir aber wahrhaft förderlich bei Deinem Studium dieser schwierigen Rolle zu sein, werde ich Dir einen Brief an Tieck mitgeben und ihn ersuchen, daß er die Rolle mit Dir durchgehe. Er hat Fleck in dieser Rolle gesehen, den besten Wallenstein, wie er mir selbst sagt, den je die deutsche Bühne besessen." Diesen Empfehlungsbrief sandte mir Goethe durch meinen Vater im Anfang des Jahres 1824 zu.

Der Geheimrath von Könneritz, damaliger Intendant des dresdner Hoftheaters, hatte im Anfang des eben genannten Jahres mich, meine Frau und Schwägerin zu einem Gastspiel dahin eingeladen, und am 28. Mai reisten wir ab. Ich war äußerst gespannt auf Tieck's persönliche Bekanntschaft und schob meinen Besuch nicht auf. Obgleich man mir gesagt hatte, Tieck nehme fast niemals in den Vormittagsstunden Besuche an, wagte ich es dennoch und ließ mich mit dem Bemerken melden, daß ich einen Brief von Goethe zu übergeben habe. Ich wurde angenommen und in ein elegantes Zimmer ge-

führt, das reich mit Sophas und Stühlen aller Art besetzt war, woraus ich sah, daß dies das Zimmer sein mußte, worin er seine Vorlesungen hielt. Nicht lange darauf trat er aus einer Seitenthür. Obgleich ich vorbereitet war, einen Mann zu sehen, den die Gicht nach der rechten Seite zu gekrümmt hatte, so überraschte mich doch sein Anblick. Der Rücken war ganz gebogen, und die herabhängende rechte Hand berührte das Knie; sein Kopf ruhte beinahe auf der Schulter. Aber welch ein Kopf war das! Die hohe Stirn, das feurig leuchtende Auge, die schöngeformte Nase, der etwas aufgeworfene Mund, das alles bildete ein Ganzes von imponirender Schönheit. Ich übergab ihm den Brief Goethe's, den er mit freundlichem Wohlwollen entgegen nahm. Ich hatte erwartet, er würde sofort den Brief erbrechen und mich dadurch der Verlegenheit überheben, ihm selbst mein Gesuch vortragen zu müssen; da er es aber nicht that, blieb mir nichts anderes übrig als ihm zu sagen, daß Goethe ihn in dem Schreiben ersuche, sich meiner bei dem Studium des Wallenstein freundlichst anzunehmen; auch theilte ich ihm die Aeußerung Goethe's über Fleck mit. Tieck antwortete darauf: „Ja, dieser Fleck war ein wunderbarer Mann; der trefflichste Schauspieler, den ich je im Heldenfach gesehen. Nicht nur für jeden Darsteller, selbst für jeden dramatischen Dichter war er in der Auffassung

und Wiedergabe der Charaktere belehrend und errang sich durch seine meisterhaften Gebilde die Bewunderung des Laien wie des Kenners!"

Wie er so sprach, wurden seine Züge immer lebendiger, und ein jugendliches Feuer leuchtete aus seinen Augen. Sein Organ kam mir noch schöner vor als das Goethe's, bei dem doch zuweilen eine gewisse Härte fühlbar wurde, während hier Alles so wohltönend und weich als kräftig und klangvoll war. Er gewährte freundlichst mein Gesuch und bestimmte mir mehrere Tage in der Woche, wo ich in den Morgenstunden zu ihm kommen sollte; schließlich lud er mich, meine Frau und Schwägerin ein- für allemal zu seinen abendlichen Vorlesungen ein. Noch denselben Abend kamen wir seiner Einladung nach und er empfing auch meine Damen auf das herzlichste. Nachdem die üblichen Vorstellungen stattgefunden, wurde der Thee von der Gräfin Finkenstein, Tieck's langjähriger Freundin, bereitet. Dann nahm man Platz, und Tieck setzte sich an einen kleinen Tisch, der in der Mitte des Salons stand. Er hatte die Freundlichkeit, meiner Frau die Entscheidung zu überlassen, was er lesen solle; diese wählte „Romeo und Julie".

Was war das für ein Hochgenuß, in solcher Vollkommenheit dieses Meisterwerk vorlesen zu hören, wie man es nie so vortrefflich in allen Theilen auf der

Bühne darstellen sehen konnte. Schon bei dem Vorlesen des Personals wußte er mit Virtuosität in jeden Namen den charakterisirenden Ton und das Tempo zu legen, in welchen er später die Person las, und so im Verlauf seines Vortrags nicht nöthig hatte, die Namen wieder anzuführen. Capulet, Lorenzo, Mercutio und die Amme wurden unübertrefflich von ihm gezeichnet. Obgleich Tieck selbst so oft behauptet hat, daß er keine Liebesscenen lesen könne, so bewies er hier doch das Gegentheil, denn sowohl Juliens wie Romeo's Reden trug er mit einer Schwärmerei und Glut vor, wie ich sie auf der Bühne nie besser gehört habe.

Den andern Tag ging ich um die bestimmte Stunde zu ihm und mein Studium des Wallenstein begann. Wie machte er mich mit allen Abstufungen des Tons und der Charakteristik dieser Rolle vertraut, bei welchen Momenten der Astrolog, bei welchen der Feldherr, bei welchen der Zweifler hervortreten müsse. Mehrere Scenen spielte er mir sogar vor und gerieth dabei in solches Feuer, daß der gichtbrüchige Mann verschwand und Wallenstein lebendig vor mir stand. Als feinere Nüancirungen Fleck's bezeichnete er unter andern die Stelle in der Scene mit Questenberg, wo Fleck bei den Worten: „Tod und Teufel, ich hatte, was ihm Freiheit schaffen konnte", aufgesprungen sei und den Commandostab ergriffen habe.

Dann, die Stelle, wo Wallensten, nachdem er die aufrührerischen Truppen vergebens angeredet, in den Saal zurückkehrt, in Gang und Haltung zwar noch ungebeugt, wo aber aus den wenigen Worten: „Terzki, laß unsre Regimenter sich fertig halten", hervorgeleuchtet habe, daß sein Muth gebrochen und daß er in wenigen Minuten um zehn Jahre älter geworden sei.

„Fleck," fuhr Tieck fort, „hatte diesen wunderbaren Charakter des Wallenstein in allen seinen Tiefen psychologisch erschöpft". Nachdem er oft die Rolle mit mir durchgegangen, spielte ich sie ihm in seinem kleinen Arbeitszimmer vor. Er war mit meinem Fleiß und Streben nicht unzufrieden und stellte mir die aufmunternde Aussicht, daß ich mit der Zeit ein guter Wallenstein werden könnte. Ob er Recht gehabt hat, mögen die beurtheilen, die mich in dieser Rolle gesehen.

Tieck, der damals noch Dramaturg des dresdner Theaters war, las, wie schon bemerkt, jeden Abend, wenn ihn nicht ein besonderes Interesse ins Theater zog. So bat ihn meine Frau, die als Minna von Barnhelm sich seine ganze Zufriedenheit erworben hatte, eines Abends, doch ein Hollberg'sches Lustspiel vorzulesen. Er kam ihrer Bitte freundlich nach und las den „Vielgeschäftigen". Zu diesem Stück, das ein flotter Leser, der sich nur an den Text hält, in zwei Stunden beendet, brauchte er deren

drei, denn er war in bester Laune und extemporirte in einem fort so genial und so hoch komisch dazu, daß des Lachens und der Bewunderung kein Ende war. Sein Cirkel bestand gewöhnlich aus einigen Damen und Herren der Aristokratie, der Gräfin Finkenstein, seinen herrlichen Töchtern Dorothea und Agnes, seiner Gattin und einigen an ihn empfohlenen Fremden, denn solche waren dort stets zu finden. Hätte man für etwas Anderes als Tieck's Vortrag Sinn haben können, so wären hier gewiß interessante Studien der verschiedenen Physiognomien zu machen gewesen. Einmal wurde doch meine Aufmerksamkeit für einige Momente abgezogen. Eine wohlbeleibte Dame saß mir gegenüber und schien beim Beginn der Vorlesung nicht nur Tieck's Worte mit den Ohren, sondern auch ihn selbst mit den Augen verschlingen zu wollen; allmählich wurden diese weit aufgerissenen Augen nicht nur kleiner, sondern schlossen sich endlich ganz; ein Glück nur war es, daß sie ihr Inneres betrachtete, ohne durch heftige Athemzüge Tieck und die Anwesenden zu stören. Es war allerdings für jeden, und wenn er das größte Interesse an Tieck's Vorträgen nahm, eine Aufgabe, drei Stunden lang mäuschenstill zu sitzen, denn er gönnte sich und der Gesellschaft keinen Ruhepunkt und las ohne Unterbrechung das Stück bis zum Schluß.

Mein trefflicher Weber war in seinem Wohlwollen gegen mich der Alte geblieben und bedauerte nur, nachdem ich den Don Juan und Kaspar unter seiner Leitung gesungen, daß wir nicht für immer zusammen wirken könnten. Eines Tages erhielt ich folgendes Billet von ihm: „Wenn Ihr lieben Freunde morgen nichts Besseres zu thun habt, so bringt den ganzen Tag bei uns auf dem Lande zu. Wir wollen die herrliche Gegend genießen, an einem frugalen Mittagsmahl und an der lieben Vergangenheit zehren.“ Er hatte unweit Pillnitz in einem Dorf ein Bauernhaus gemiethet, worin er den Sommer zubrachte. Wir verlebten einen herrlichen Tag mit ihm und seiner Familie. Während die Frauen in den Vormittagsstunden sich mit den Kindern im Garten herumtummelten, saßen Weber und ich in einer einfach geweißten Stube am Klavier, wo er mich mit seinem unsterblichen Meisterwerk „Euryanthe“ bekannt machte, das in kurzem auch in Leipzig zur Aufführung kommen sollte. Außer dem Genuß, der mir dabei ward, wurde ich auch mit den Tempi, wie er sie genommen haben wollte, vertraut, und manche Nüance, die er in der Partitur nicht angegeben, weil er, wie er sagte, mißverstanden werden könnte, bat er mich unserm Musikdirector und den Darstellern der Hauptpartien bekannt zu machen. Weber besaß eine ganz hübsche Stimme,

verstand zu singen, und nicht allein seine herrliche Composition, sondern auch sein charakteristischer Vortrag entzückte mich.

Nach Tische machten wir einen Spaziergang in eine der dortigen Weinbergschluchten, wie der Meister es täglich gewohnt war. Auf einer Anhöhe, von wo aus man einen schönen Blick ins Elbthal und auf die Gebirge hatte, blieb er stehen und sagte zu uns: „Nun Kinder, staunt mit mir Gottes Natur an; ist das nicht erhebend? Das ist die Schule, zu der ich täglich meine Schritte lenke, in ihr studire ich Melodie und Harmonie, in ihr schöpfe ich neue Gedanken und suche sie nach besten Kräften zu verkörpern". Beethoven soll einst in einem Walde ähnliche Worte gesprochen haben.

Auf den Bergen entwickelten sich Weber's Gedanken und am Klavier führte er sie aus. Mancher damalige alte Zopf schrie Zeter, daß Weber das Klavier bei seinen Compositionen zuweilen benutze; hätten nur mehrere alte Meister dieser Methode gedient, wir könnten jetzt in ihren Werken, außer den Rechenexempeln mit diamantnen Zahlen, auch ganz ungeahnte Modulationen bewundern.

Zwölftes Kapitel.

Gastspiel in Darmstadt. — Gottfried Weber. — Rink. — Das Theater. — Der Großherzog Ludwig I. in den Opernproben. — Friedrich Schneider. — Wilhelmine Schröder-Devrient. — Sabine Heinefetter.

Von Dresden aus, wo wir mit Glück zwölf Gastrollen gegeben, reisten wir nach Darmstadt, von wo aus wir ebenfalls einen Gastspielantrag hatten, der sich auf neun Rollen erstreckte, aber auf Wunsch des Großherzogs Ludwig bis auf 27 ausgedehnt wurde. Mein liebenswürdiger Weber gab mir an seinen Namensvetter und Geistesverwandten Gottfried Weber in Darmstadt, dem wir die vortreffliche „Tonsetzkunst" verdanken, einen Brief mit. Mein nächster Gang war zu ihm. Ein stattlicher, kräftiger Mann mit hoher Stirn und geistvollen Augen trat mir entgegen. Ich lenkte das Gespräch bald auf seine Theorie, die zu jener

Zeit in Deutschland Epoche machte und die ich gründlich studirt hatte, wobei ich ihm jedoch meine Verwunderung aussprechen mußte, daß er in derselben bedingungsweise Quinten und Octaven gestattete. Er erwiderte: „Warum nicht, mein Bester? Das Genie darf sich Alles erlauben, denn es wird nie gegen die Schönheit sündigen. Ich führe als Beispiel Mozart an, der im „Don Juan" von Fis, Cis nach G, D, wenn auch verdeckt, schreitet. Das Genie hat uns die Regeln gegeben und wir haben sie in eine theoretische Form gebracht. Die strenge Theorie ist eigentlich nur für die verteufelten Kerle da, die mit aller Gewalt componiren wollen und doch das Zeug nicht dazu haben. Für die ist allerdings meine Tonsetzkunst nicht geschrieben, und sie werden sie auch nicht verstehen!" Dieser Meister der musikalischen Wissenschaft in seiner derben Weise gefiel mir ganz ungemein und ich suchte mir seine genialen Aussprüche bestens einzuprägen.

Noch eine andere musikalische Größe befand sich damals in Darmstadt, der Hoforganist Rink, ein Schüler des berühmten Kittel, der sich als Componist eines bedeutenden Rufes erfreute. Dieser war ganz das Gegentheil von Gottfried Weber: zurückhaltend und fast zu bescheiden in seinem Urtheil für solch großen Orgelvirtuosen, für den er allgemein anerkannt wurde,

während jener in Allem determinirt und kategorisch war.

Höchst erfreut war ich, daß während meiner Anwesenheit auch Friedrich Schneider nach Darmstadt kam, mit der Absicht, dem Großherzog Ludwig sein neuestes Oratorium „Die Sündfluth“ zu überreichen.

Die großherzogliche Kapelle bestand damals aus 36 ersten und zweiten Geigen, 12 Celli, 12 Bratschen und 9 Contrabässen; auch die Blasinstrumente waren in richtigem Verhältnisse zahlreich besetzt. Der Chor bestand aus 60 der schönsten weiblichen und männlichen Stimmen. Das Gebet in „Jakob und seine Söhne“ zu Anfang des zweiten Actes: „Gott Abraham, Herr der Natur, unser Vater“, und im dritten Act: „Lobt den Herrn mit Saitenspiel und Harfen“, wobei drei Pedalharfen mirwirkten, waren in der Ausführung meisterhaft. Die Pianos und Fortes wie die An- und Abschwellungen wurden auf das strengste gehalten. So stand in dieser Hinsicht ein Ensemble da, wie keine andere Bühne, selbst die berliner nicht es aufzuweisen hatte. Welches feine musikalische Gehör der Großherzog, der stets bei den Proben selbst dirigirte, besaß, davon sollte ich Zeuge sein. Er hatte öfters die Gnade, mich an sein Pult heranzurufen, damit ich sehen sollte, wie er seine Partituren in Ordnung hielt. Das

waren nun freilich Musterpartituren, denn da war nicht das geringste Zeichen vergessen und Alles auf das bestimmteste angegeben, wie er es aufgeführt haben wollte. Bei der Ouvertüre zum „Freischütz“ fiel es einem Geiger ein, in der ersten Phrase des Largo, im zweiten Takt, den Bogen zu wechseln. Sogleich klopfte der Großherzog auf sein Pult und fragte: „Wer hat da den Bogen gewechselt?“ Ich hatte mich doch auch eines guten Gehörs zu erfreuen, aber nichts bemerkt. „Es hat einer den Bogen gewechselt“, rief er ernster; „wer ist das gewesen? Ich will es wissen!“ Da erhob sich an einem zweiten Pult der unglückliche Thäter und entschuldigte sich stotternd, daß über den fünf Noten kein Verbindungszeichen stände. „Sprechen Sie kein dummes Zeug“, sagte der Großherzog barsch. „Wir haben die Ouvertüre nun über sechzigmal aufgeführt und solch ein Fehler ist nicht vorgefallen, also ist es Unaufmerksamkeit. Machen Sie sich einen dicken Strich über die Noten!“

Die Proben der Oper waren überhaupt höchst interessant. Mit dem Schlag der bestimmten Stunde trat der gnädigste Herr mit seinem Geheimsecretär Schleiermacher auf die Bühne und begrüßte das in einer Reihe aufgestellte Personal mit den Worten: „Guten Abend, meine Herrschaften!“ worauf dasselbe mit „Guten Abend, königliche Hoheit!“ erwiderte. Dann trat

er an die Barrière, die sich dicht am Orchester über die ganze Bühne erstreckte und mit rothem Zeug überzogen war, und sagte zu den Orchestermitgliedern: „Guten Abend meine Herrn!" Eine gleiche Erwiderung erfolgte. „Sind wir alle beisammen?" Der Kapellmeister Mangold bejahte. „Nun, dann wollen wir anfangen." Darauf legte er Degen und Hut ab, trat an seinen Pult, das zur Rechten vom Publikum stand, und die Probe begann. Es war ein curioses Gefühl, einen Mann in Uniform und Stern, mit großen silbernen Epauletten dirigiren zu sehen. Und mit welcher Sicherheit, Ruhe und Umsicht geschah das!

Nach dem ersten Act des „Don Juan" sagte er zu mir in der Probe: „Sehen Sie, nun ist die Oper für mich aus."

„Aber gnädigster Herr", bemerkte ich, „das wundervolle Sextett, Terzett, Ständchen und Finale?"

„Das Sextett lasse ich allenfalls gelten, schon wegen des schönen, motivirten Ueberganges von B- nach D-dur, aber von dem Andern will ich nichts wissen."

Bei der Vorstellung dieser Oper war das Haus so überfüllt, daß meine Frau einen Platz zum Zusehen nur auf dem Theater bekommen konnte. In der Kirchhofsscene sagte der Großherzog zu derselben: „Nun kommen Sie, Frauchen! nun sollen Sie sehen, wie schön sich mein

Haus ausnimmt, wenn alle Räume besetzt sind", und bei diesen Worten zog er sie fast auf die Bühne heraus, sodaß sie ängstlich rief: „Gnädigster Herr, das ganze Publikum kann uns sehen."

„Ach, was denken Sie denn! Wenn das Volk da unten einen Geist auf dem Pferde sieht, dann hat es für nichts anderes Augen, und mein Hanwaker (der den Gouverneur spielte) hat wirklich eine Stimme, als ob sie aus dem Grabe käme", erwiderte er.

Da ich mir die Gunst Sr. königlichen Hoheit bereits erworben hatte, was meinen Freunden nicht unbekannt blieb, so forderte mich Gottfried Weber auf, der zu jener Zeit in einem momentanen Zerwürfniß mit dem Großherzog lebte, letzterm in der Probe die Ankunft Friedrich Schneider's mitzutheilen und leise hinzuhorchen, ob derselbe ihm seine Aufwartung machen dürfe. Ich erfüllte diesen Auftrag ganz diplomatisch und hatte die Freude, daß der Großherzog sagte: „Ich werde mich freuen, diesen ausgezeichneten Musiker kennen zu lernen. Wer ein „Weltgericht" schreiben kann, wie er, ist ein tüchtiger Kerl. Sagen Sie ihm, er soll sich morgen um elf Uhr bei mir melden lassen." Voller Freuden eilte ich selbst zu Schneider und theilte ihm diese willkommene Botschaft mit.

Es waren einige Tage vergangen, ehe ich Gelegenheit

hatte, den gnädigen Herrn wieder zu sprechen. Wie erstaunte ich, als ich ihn fragte, wie ihm Schneider gefallen habe, zu hören: „Mein Lieber, der Mann hat sehr gnädig und herablassend mit mir gesprochen, er will mir seine „Sündfluth" dediciren; ich habe aber nicht so viele Sünden begangen, daß ich mir das gefallen lassen sollte, denn ich habe die Absicht, noch einige Jahre zu leben, und habe einen großen Widerwillen vor dem Ersaufen."

Ich stand wie vom Donner gerührt und wußte wahrlich nicht, was ich für ein Gesicht machen, noch was ich sagen sollte. Schneider hatte allerdings ein barsches Wesen, daß er das aber gegen den Großherzog herausgekehrt haben sollte, war mir doch ein Räthsel.

Indessen, da der Großherzog selbst das tüchtige Werk geprüft, glich sich das Mißverständniß aus, und er nahm die Dedication an.

Die regierende Frau Großherzogin, die leider blind war, hatte so viel Gutes von meiner Frau und Schwägerin gehört, daß sie sie öfters zu sich kommen ließ. Um ein Bild von dem Aussehen dieser beiden Frauen zu gewinnen, bat sie dieselben huldvoll, deren Kopf und Gesicht betasten zu dürfen. Auch zu der Frau Erbgroßherzogin wurden sie oft beschieden.

Dieses Wohlwollen der fürstlichen Personen und der Beifall des Publikums veranlaßten den Großherzog,

uns auf Lebenszeit zu binden. Außer einem höchst bedeutenden Gehalt wurde jedem von uns durch großherzogliches Decret, eine jährliche Pension von 1000 Gulden zugesichert.

Obgleich unser ganzes Herz an Leipzig hing, so verlockte uns doch die lebenslängliche Versorgung und das gnädige, väterliche Wohlwollen des durchlauchtigsten Herrn, der, als ich den Contract unterschrieben hatte, meine Frau und Schwägerin an der Hand nahm und sie dem ganzen versammelten Personal mit den Worten vorstellte: „Freuen Sie sich mit mir, meine Herrschaften, sie sind unser.“

Während wir in Darmstadt waren, spielte die unvergeßliche Wilhelmine Schröder-Devrient in Frankfurt am Main, und ich benutzte einen freien Tag, um hinüber zu fahren und sie als Euryanthe zu sehen, zugleich aber auch, um die Oper in instrumentaler Hinsicht kennen zu lernen. Welch hoher Genuß wurde mir dadurch zu Theil! Guhr, der das Ganze leitete, gehörte nächst Weber zu den besten Dirigenten der damaligen Zeit, und ein ausgezeichnetes Orchester stand ihm zur Seite. Die ganze Darstellung war sehr brav, aber trotz der hervorragenden Kräfte strahlte doch die Devrient wie ein Stern unter allen hervor. Bei solcher Musik und solcher Aufführung kam ich über das ärmliche Sujet

hinaus. Ich werde später noch Gelegenheit haben, mich weiter über dies Meisterwerk von einer Oper auszusprechen. Ein junges, schlankes Mädchen, welches das Mailied mit einer wundervollen Stimme sang, fiel mir auf, und als ich mich nach dem Namen erkundigte, erfuhr ich, daß es die später so berühmte Sabine Heinefetter war.

Dreizehntes Kapitel.

Rückkehr nach Weimar. — Karl August. — Ludwig Devrient. — Die Seidler. — Der Komiker Koch. — Henriette Sontag.

Am 1. August reisten wir von Darmstadt ab. Den Abend vorher war mein gnädigster Landesherr, der Großherzog Karl August, dort angekommen, und der Zufall wollte, daß ich mit ihm, da ich mich in Frankfurt einen Tag aufgehalten, in Fulda wieder zusammentraf. Ich führe nachstehendes Intermezzo hier an, um Zeugniß von der Liebenswürdigkeit und Humanität unsers unvergeßlichen Karl August zu geben. Als er vor der Post vorfuhr, waren wir bereits angelangt und ich hatte zwei Zimmer daselbst in Besitz genommen, worin es sich meine Familie bequem machte, da mein Knabe durch die schnelle Fahrt etwas unwohl geworden war. Karl August machte stets seine Reisen in offener Kutsche und hatte selten mehr als einen Cavalier bei sich. Ich trat

an die Droschke heran und half ihm beim Aussteigen; seine Begleiter, der General von Seebach und sein treuer Kammerdiener Hecker, erkannten mich recht gut und ließen mich gewähren, er aber erkannte mich nicht und fragte Seebach etwas mürrisch: „Wer ist denn das?“

Seebach. Kennen ihn denn Eure königliche Hoheit nicht mehr, es ist ja Eduard Genast.

Großherzog. Ich habe Sie nicht erkannt.

Ich. Eure königliche Hoheit haben, solange ich noch in Ihren Diensten stand, die Gnade gehabt, mich Du zu nennen, und ich bitte unterthänigst, mir diese Gunst nicht zu entziehen.

Großherzog. Nun, wenn Du willst, recht gern. Wo sind denn Deine Frauen? Ich habe so viel Schönes in Darmstadt von ihnen gehört, daß es mir angenehm sein würde, sie kennen zu lernen. Darf man ihnen die Aufwartung machen?

Ich. Wenn Eure königliche Hoheit gestatten, so hole ich sie herunter.

Als ich dies gethan und der Großherzog meine Frau und Schwägerin auf das freundlichste begrüßt hatte, führte er sie zu einer vor dem Posthause stehenden hölzernen Bank und nahm dort an ihrer Seite Platz, seine Cigarre — denn er rauchte den ganzen Tag, wenn er im Freien war — in der Hand haltend. Meine Frau be-

merkte es und sagte: „Gnädigster Herr, die Cigarre wird Ihnen ausgehen", worauf er versetzte: „Ich weiß ja nicht, ob die Damen Tabaksrauch vertragen können." — „Ach", erwiderte meine Frau, „das sind wir von unserm seligen Vater gewohnt." Lächelnd rief er: „Hecker, so gib mir ein bischen Feuer, da die Damen der Rauch nicht genirt."

Die Pferde waren längst vorgelegt, aber er brach die Unterhaltung nicht ab und sagte endlich zu mir: „Weißt Du was? Der Abend ist erst angebrochen, laß anspannen, wir essen zusammen in Buttlar und übernachten in meinem Lande." — Wie glücklich hätte es mich gemacht, der Aufforderung des gütigen Fürsten nachkommen zu können, doch ich mußte ihm sagen, daß mein Knabe auf der Reise krank geworden sei.

„Das thut mir leid", erwiderte er, „aber Du hast Recht, daß Du ein krankes Kind nicht der Nachtluft aussetzest."

Als eben die Pferde anziehen wollten, rief er noch von der Droschke herab: „Mit wie viel Pferden fährst Du?"

„Leider ist der Wagen so schwer, daß ich vier nehmen muß."

„Ich werde Dittmar sagen, daß er Dir morgen sichere Pferde gibt; gute Nacht!" — Da fuhr er hin,

der unvergleichliche Mann und Fürst; nur noch einmal, kurz vor seinem Dahinscheiden, sollte ich das Glück haben, ihn zu sprechen.

Den andern Morgen waren die ersten Worte, die mir der Postmeister Dittmar in Buttlar zurief: „Nun, Herr Genast, Sie haben einen seltenen Kurier gehabt; der Großherzog hat mir gleich bei seiner Ankunft gesagt: Morgen kommt Genast mit seiner Familie, daß Du ihm ja vier sichere und gute Pferde gibst!" Solche Herablassung und Güte gewannen ihm aller Herzen, nicht blos die seiner Unterthanen, sondern überhaupt aller, die das Glück hatten, in seine Nähe zu kommen. Wenn man eine klare Anschauung seines Charakters gewinnen will, muß man A. Schöll's vortreffliches, schon einmal von mir angeführtes Buch über ihn lesen.

Nur flüchtig berührten wir Weimar und kamen am 3. August in Leipzig an. Während unserer Abwesenheit hatten mehrere Gastspiele stattgefunden. Mit schwerem Herzen ging ich zu Hofrath Küstner, um ihm, obgleich die Kündigung unsers Contracts erst im October zu erfolgen brauchte, unsere neu eingegangenen Verpflichtungen mitzutheilen, damit er seine Einrichtungen treffen könnte. Er war so betreten darüber, daß ich fast anfing zu bereuen, den Schritt gethan zu haben. Noch schwerer wurde uns das Herz, als wir so viele Beweise erhielten,

wie sehr die Einwohner Leipzigs unsern Abgang bedauerten und mit welchem Wohlwollen das Publikum an uns hing; es ging so weit, daß von seiten der ersten Kaufleute unser Contract auf eine lange Reihe von Jahren sichergestellt werden sollte. Dazu kam noch, daß meine Schwägerin sich mit Emil Devrient verlobte und uns also nicht nach Darmstadt begleiten konnte. Hätte man voraussehen können, was später erfolgte, dann freilich wäre es besser gewesen, wir wären nach Darmstadt gegangen. Doch meiner Frau war der Gedanke, sich von ihrer geliebten Schwester trennen zu müssen, zu schmerzlich; ich sah, wie beide darunter litten, und so entschloß ich mich, schrieb an den Großherzog Ludwig, stellte ihm die Familienverhältnisse dar und bat ihn, uns unserer Verpflichtung in Gnaden zu entbinden. Darauf erhielt ich von dem Cabinetssecretär Schleiermacher die Antwort, daß es Sr. königlichen Hoheit zwar leid thue, und obwohl er mich gesetzlich zwingen könne, meinen Contract zu halten, so wolle er doch keine Diener haben, die ihm nicht mit Liebe dienen würden; darum wolle er meine Bitte gewähren. Ich sandte die Pensionsdecrete zurück, und somit waren unsre Verpflichtungen aufgehoben.

Das Jahr 1824 war wohl das reichste an Gastspielen unter Küstner's Leitung. Es brachte uns Gerstäcker, die

Neumann, Wolffs, die Grünbaum, die Seidler von Berlin, und, vor allen hervorragend, Ludwig Devrient. Sein erstes Auftreten war auf den 18. August festgesetzt, doch an demselben Tage erkrankte er plötzlich so schwer, daß die Aerzte für sein Leben fürchteten. An der sorgsamsten Pflege fehlte es ihm nicht, denn er wohnte bei Küstner und hatte seinen Neffen Emil Devrient und mich. Fast drei Wochen hielt die Krankheit an; dann trat er als Schewa im „Juden" auf; diesem folgten noch: Cook in „Parteienwuth;" Lorenz Kindlein und Baron Sturz („Der arme Poet", „Beschämte Eifersucht"); Amtmann Rührei und Schneider Fips („Der Hund des Aubry", Posse von Wolff, „Die gefährliche Nachbarschaft"); Unbekannter („Die Galeerensklaven"); Magister Sömmermeier („Künstlers Erdenwallen"); Shylock („Kaufmann von Venedig"). Auf allgemeines Verlangen wiederholte er den Schewa zum Beschluß seiner Gastdarstellungen. Hier wurde ihm die große Auszeichnung zu Theil, daß das ganze Publikum ihm zuletzt ein donnerndes Hoch ausbrachte.

Nächst ihm machte die Seidler großes Glück, die nicht allein durch trefflichen Gesang und schöne Stimme, sondern auch durch ihr reizendes Aeußeres entzückte. Im gewöhnlichen Leben war sie ein fröhliches, liebenswürdiges Weibchen, voller Naivetät und Schalkheit. In

jeder Oper war ich zugleich mit ihr beschäftigt; da fragte sie mich einst: „Sag'n's mal, Genast" — der wiener Dialekt kam außerhalb der Bühne bei ihr zum Vorschein — „ist denn Ihre Frau eifersüchtig?" Ich versicherte, daß sie es nicht wäre. „Das ist mir lieb, da können wir recht ungenirt Liebesleutchen z'sammen spielen; die meisten Bariton- und Tenoristenweiber sind darin wie verrückt. Wenn mer ämal so ä armer Teufel ä Kuß gibt, da krieg'ns gleich Krämpf'!" — Sie war als „schöne Müllerin" reizend, nicht minder als Susanne und Rosine („Barbier von Sevilla"). Mit unnachahmlicher Schalkheit sang sie die Stelle: „Das Billetchen? — Das wäre da!"

Unser trefflicher Director suchte mein Talent im Schauspiel immer mehr durch bedeutende Aufgaben auszubilden, und so spielte ich schon in meinem siebenundzwanzigsten Jahre den Oberförster in den „Jägern" und den Wachtmeister in „Minna von Barnhelm", wie ich denn überhaupt nach und nach das ganze erste Fach der Heldenväter und komischen Alten einnahm, sowie in der Oper das ganze erste Baritonfach. Daher kam es, daß ich bei 220—230 Vorstellungen durchschnittlich im Jahre 130 mal spielte und in den Meßwochen selten einen Tag unbeschäftigt blieb. Ich war jung, kräftig und mit ganzer Seele meiner Kunst

ergeben. Mit meinen Collegen lebte ich in steter Eintracht, aber nähern Umgang pflegte ich nur mit Julius Koch. Er war nicht nur ein tüchtiger Künstler in seinem Fach, sondern auch ein höchst amüsanter Gesellschafter und dabei ein herzensguter Mensch. Sein Kopf war voller Teufeleien; wo er sich und andere belustigen konnte, geschah es, selbst wenn sein Beutel dabei herhalten mußte. Der Hofrath Küstner hatte eine prachtvolle Damengarderobe angeschafft, die theils aus gestickten Kleidern, theils auch echten Sammetroben bestand. Um diese zu schonen, erließ er eine Verordnung, die den Mitgliedern verbot, auf der Bühne auszuspucken. Was thut mein Koch? Er läßt sich einen kleinen Spucknapf mit Rädern machen, den er mit einem Bindfaden an seinem Rock befestigt, und geht so auf die Scene, jeden fragend, ob er einmal bei ihm gastspucken wolle? — Bei Strafe durfte kein Schauspieler in den ersten Coulissen stehen oder sitzen; mein Koch holt sich ein Sophakissen aus dem Conversationszimmer und kniet in der ersten Coulisse zu, bis ihn der Hofrath bemerkt und ihn darüber zur Rede setzt. Verwundert sieht Koch ihn an und sagt: „Aber Herr Hofrath, das Gesetz sagt ganz deutlich, es soll keiner in der ersten Coulisse stehen oder sitzen; ich kniee ja aber, folglich bin ich straflos!“ — „Sie sind ein Spaßvogel“, erwiderte der Hofrath. „Für Sie

muß man noch besondere Gesetze erfinden.“ Um in Kleinigkeiten zu sparen — denn große Ausgaben, wenn es zum Besten des Ganzen war, scheute Küstner nie — wurde den Schauspielern in den Sommermonaten, nur ein Licht vor ihre Toiletten zum Ankleiden und Schminken geliefert. Koch, der gerade eine komische Rolle zu spielen hatte, kommt nur auf einer Seite geschminkt ins Conversationszimmer, wo sich zufällig der Hofrath befand, und begrüßt diesen mit einem ernsten Gesicht. „Aber Koch“, ruft dieser, „wie sehen Sie denn aus? Sie sind ja nur auf einer Seite geschminkt!“ — „Auf der andern hatte ich kein Licht, Herr Hofrath“, erwiderte Koch. Natürlich entstand ein allgemeines Gelächter, in welches unser nachsichtiger Director herzlich mit einstimmte, und das zweite Licht wurde wieder verabreicht. Ich könnte hier noch hundert witzige Streiche von ihm anführen, wenn ich das „Zu viel!“ des geehrten Lesers nicht scheute. Außerdem hatte Koch eine so große Virtuosität in seinen Masken, daß oft seine Collegen auf der Bühne ihn nicht erkannten.

Von allen fremden gastirenden Sängerinnen war es die Grünbaum, die das Publikum mit ihrem herrlichen Gesang am häufigsten erfreute. Im Januar 1825 traf sie abermals zu einem Gastspiel von vierzehn Rollen in Leipzig ein. Mit ihr erschien im „Tancred“ die be-

rühmte Waldmüller in der Titelrolle, die auf mich sowohl durch ihre wunderbare Altstimme als treffliche Schule einen tiefen Eindruck machte. Es war ein Hochgenuß, diese beiden Sängerinnen zusammen zu hören, den auch das Publikum durch enthusiastischen Beifall anerkannte.

Am 28. Januar desselben Jahres kam endlich „Wallenstein's Lager" zum ersten Male unter Küstner's Leitung zur Aufführung. Er hatte es trefflich in Scene gesetzt und sich ganz der weimarschen Einrichtung angeschlossen. Da ich den Wallenstein spielen sollte, blieb ich in diesem Stück unbeschäftigt, was mir sehr leid that, denn ich hätte gar zu gern den ersten Kürassier gespielt. Die Darstellung war in allen Theilen gelungen und wurde von dem Publikum mit vielem Beifall aufgenommen. Erst im August folgten die „Piccolomini" und „Wallenstein's Tod".

Im Mai trat als Gast Henriette Sontag, unsere deutsche Nachtigall, auf, die ihren ersten Ausflug von Wien nach Mitteldeutschland machte. Meine Freude war groß, sie wiederzusehen; aber aus dem fröhlichen, unbefangenen Mädchen war eine fast schüchterne, ernste Jungfrau geworden. Sie sang die Agathe im „Freischütz", die Bertha im „Schnee", Susanne in „Figaro's Hochzeit", Prinzessin in „Johann von Paris", Rosine

im „Barbier von Sevilla“ und „Euryanthe“. Letztgenannte Oper wurde unter ihrer Mitwirkung zum ersten Mal in Leipzig gegeben. Die Widersacher Weber's hatten den „Freischütz“ eine nach Popularität haschende Musik genannt, der „Euryanthe“ hingegen warfen sie vor, daß sie zu gelehrt sei, Weber sei darauf ausgegangen, seine contrapunktischen Künste zu zeigen; die Imitation in der Ouvertüre war ihnen nur eine mißlungene Fuge. Ja selbst der geistreiche Wendt wollte in der Arie der Eglantine, E-moll, wo die Modulation durch den verminderten Septimenaccord mit einem Male nach E-dur schreitet, eine unangemessene Uebertreibung finden. Aber gerade das hat ja Weber hier beabsichtigt, denn nur die Heuchelei übertreibt, die Wahrheit nie, und Eglantine's Schmerz ist hier geheuchelt.

Die Sontag machte nicht das Furore, welches man erwartet hatte, vielleicht weil ihr ein zu großer Ruf vorausgegangen war. Als Darstellerin ließ sie auch Manches zu wünschen übrig. In Rollen wie Agathe, Bertha und Rosine war sie ganz an ihrem Platz, der hochdramatische Gesang hingegen war nicht ihr Feld. Darum konnte sie mir als Euryanthe nicht genügen, zumal wenn ich sie mit der Schröder-Devrient verglich, die ich gleichfalls in dieser Rolle gesehen hatte. Bei dieser letztern war Spiel und Gesang von gleicher Voll-

kommenheit. Unvergeßlich wird mir vor allem der Moment bleiben, als sie Eglantine ihr Geheimniß mittheilt, worin sich ganz und gar ihre hohe Künstlerweihe kundgab. Ihr Körper war gleich einer Statue; ihre Augen blickten ins Wesenlose und man sah, wie die ganze Begebenheit an ihrem innern Gesicht vorüberging, wie sie dieselbe fast willenlos aussprach; erst bei dem Ausruf Eglantine's „Gewicht'ge Kunde", zuckte ihr ganzer Körper zusammen und Entsetzen lag in ihren Zügen. Solcher dramatischen Verkörperung war nur diese große Künstlerin fähig. Wer könnte mit Worten alle die feinen Züge beschreiben, die bei ihrer Darstellung zum Vorschein kamen! Die Sontag gab mehr die kindliche, unbefangene Natur, der die wahre, heiße Liebe noch unbekannt ist, und bei der Stelle: „Daß ich ihn fest umfasse, nimmer, nimmer lasse!" kreuzte sie die Arme über dem Busen, als wollte sie ihr Canarienvögelchen hätscheln, während die Schröder in derselben Pantomime alle Glut der Leidenschaft ausdrückte, ohne daß dabei die reine Jungfrau in den Schatten trat und die Phrase mit einem wonnevollen Schluchzen schloß. Die Sontag war in dieser Rolle ein lieblich entfaltetes Mädchen, die Schröder eine erhabene, sich ihres Werthes bewußte Jungfrau.

Die „Piccolomini" kamen am 31. August, „Wallen-

stein's Tod" am 2. September zum ersten Male mit großem Beifall zur Aufführung. Die ganze Trilogie wurde von nun an öfter wiederholt. Am Schluß des Jahres wurde das alte Lustspiel von Bretzner: „Das Räuschchen" wieder hervorgesucht und zum großen Vergnügen des Publikums gegeben. Der alte Busch war die erste komische Charakterrolle, die ich in diesem Fach spielte. Da das Stück außerordentlich ansprach, verschwand es nicht wieder vom Repertoire und erlebte, solange Küstner die Direction des leipziger Theaters führte, viele Wiederholungen.

Vierzehntes Kapitel.

Besuch bei Goethe. — Amalie Neumann in Leipzig. — Gastspiel in Breslau. — Alte Bekannte. — Organist Berner. — Reise nach Teplitz.

Im Anfang des Jahres 1826 ging ich nach Weimar, um Goethe zu bitten, mit mir die Rolle des Götz von Berlichingen durchzugehen, der in Leipzig am 4. April zur Aufführung kommen sollte, und er gewährte mir meine Bitte. Er machte mich mit seinen Intentionen ganz vertraut und stellte mir ein so lebendiges Bild vor Augen, daß ich nicht fehlen konnte und muthigen Herzens an die Aufgabe ging.

Anfang Mai rief uns ein Gastspiel nach Breslau, und wir entbehrten dadurch den Genuß, Amalie Neumann (spätere Haizinger) bewundern zu können, die in achtzehn der verschiedensten Rollen das leipziger Publikum entzückte. Obgleich, wie mir berichtet wurde, ihr Talent

dem muntern Genre angehörte, brachte sie doch auch manches Anerkennungswerthe für das Drama mit. Wilhelm Gerhardt, der sich durch Gedichte und ein Drama „Sophronia“ bekannt gemacht hatte, war vielleicht der enthusiastischste Verehrer der Künstlerin wie der schönen Frau. Er besang sie in verschiedenen belletristischen Blättern, stiftete ihr zu Ehren einen Rosenorden, als dessen Königin sie das Großkreuz aus seinen Händen empfing. Feste auf Feste veranstaltete er; bei Gelegenheit eines großen Abendessens hatte er für Geld und gute Worte sogar einen Nachtwächter gewonnen, daß dieser statt der üblichen Worte: „Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen“, singen sollte: „Schöne Amalie, laß Dir sagen, daß alle Herzen für Dich schlagen!“ u. s. w. Als der feierliche Moment der Ueberraschung gekommen war, führte Gerhardt seine Angebetete an das Fenster und unten ertönte von einem gewaltigen Bierbaß: „Schöne Amalie, laß Dir sagen,“ wobei der verliebte Dichter schwärmerisch nach seinem Ideal blickte. Doch, ob der willfährige Nachtwächter einen Theil des Trinkgeldes schon vorher seiner Bestimmung gemäß verwendet hatte, oder ob ihm die übrigen zärtlichen Verse aus einem andern Grunde nicht im Gedächtniß geblieben waren, kurz er fiel alsbald in sein altgewohntes Gleis zurück und fuhr fort: „die Glocke hat zehn geschlagen — tut!“ Die

liebenswürdige, herrliche Frau hat sich natürlich an diesem Ausgang noch besser amüsirt.

Unser Gastspiel in Breslau begann eben nicht unter den günstigsten Verhältnissen; die berühmte Seiltänzertruppe Casorti, die mit großem Glück jeden Abend in einer großen Bude vor dem Schweidnitzer Thore ihre Künste zeigte, that dem Theater großen Abbruch, noch dazu, da dasselbe unter der Leitung von Bierey in der guten Meinung des Publikums sehr gesunken war. Meine Frau und ich waren von dem Herrn Director auf acht Vorstellungen engagirt worden und erhielten als Honorar für jede den vierten Theil der Bruttoeinnahme. Bierey hatte uns eine jedesmalige Einnahme von 100 Thalern in Aussicht gestellt, wenn wir das Glück hätten, dem Publikum zu gefallen. Wir waren von F. A. Brockhaus an mehrere der ersten Familien des Gelehrten- und Kaufmannsstandes empfohlen. Bei Abgabe derselben wurde ich überall freundlich aufgenommen, auch bei einem alten Herrn, Bankier E., der mich aber zu meiner Verwunderung fragte, ob ich auch auf dem schlappen Seile tanze. Lächelnd klärte ich ihn über seinen Irrthum auf, wodurch der gute alte Mann in große Verlegenheit gerieth. Er hatte nur flüchtig den Brief überflogen, sein Auge war auf dem „Künstlerpaar“ hängen geblieben, und da das Theater in Miscredit war, glaubte er,

wir müßten zu jener berühmten Seiltänzertruppe gehören.

Meine Frau trat als Donna Diana auf, ich als Don Juan. Trotz allen Beifalls, der uns zu Theil wurde, fiel unser Gewinnantheil jedoch anfangs so kärglich aus, daß ich fast Bedenken trug, das Gastspiel fortzusetzen. Allmählich nahm jedoch der Besuch des Publikums immer mehr zu, wir vereinbarten noch einen zweiten Cyklus von 16 Gastrollen und spielten fast immer vor überfülltem Hause. Stawinsky war zu jener Zeit Mitglied des breslauer Theaters und ebenso ausgezeichnet als Künstler wie als Regisseur.

Eine alte Bekanntschaft sollte ich in Breslau erneuern, mit dem Baron Ferdinand von L. und dem Hauptmann von D. Beide Herren waren sehr erfreut mich wieder zu sehen, und der schönen Tage bei Lutter und Wegner in Gesellschaft von Devrient und Hoffmann wurde vielfach gedacht. Die beiden Herren setzten auch hier ihre Frühstückszusammenkünfte ebenso regelmäßig und eifrig fort als früher in Berlin. Ihre Unterhaltung war voller Witz und Laune, ich fühlte mich in ihrer Gesellschaft außerordentlich behaglich, und die Stunden verflossen mir wie Minuten. Wir wählten in der sogenannten Löwengrube in der Ohlauer Straße gewöhnlich ein einsames Plätzchen, um ungestört plaudern zu können.

Beide Herren, der Baron und der Hauptmann, wohnten zusammen in einem Logis. In der Stube stand L.'s Bett, in dem Alkoven schlief D.; dies gab letzterem Gelegenheit, folgende drollige Scene zu belauschen, die er mir dann in L.'s Gegenwart erzählte. L. kam meistens spät in der Nacht äußerst weinselig nach Hause. D. erwacht von dem Lärm und dem Lichtschein und sieht, daß L., nur mit dem Hemd bekleidet, zwei Kerzen in den Händen haltend, vor dem großen Wandspiegel steht und mit sich selbst folgendes Zwiegespräch hält.

„Baron Ferdinand von L., was bist Du für ein S........? Jeden Abend kommst Du betrunken nach Hause. Deine Ahnen müssen sich im Grabe Deiner schämen. Solch ein Verworfener wie Du gehört auch in kein anständiges Bett, sondern unter dasselbe, also hinunter mit Dir!"

Darauf setzt L. die Lichter hin, wirft sich zur Erde und kriecht unter das Bett. So liegt er eine ganze Weile still, dann steckt er den Kopf hervor und eröffnet folgendes Gespräch mit seinem bessern Doppelgänger, der im Bette liegt.

L. Ferdinand Baron von L., ich sehe ein, daß ich bisher ein ruchloses Leben geführt habe, und verspreche Dir, mich zu bessern.

Doppelgänger. Das hast Du schon oft gesagt und

versprochen, aber es niemals gehalten! Also bleib' nur unten!

L. (nach einer Pause). Ferdinand Baron von L., der Ungar und Oeil de Perdrix sind meine ärgsten Verführer! Hiermit entsage ich ihrem Umgang auf immer, wenn Du mir noch einmal vergibst.

Von oben. Nein! Schweig und erdulde Deine wohlverdiente Strafe!

Nun mochte es aber doch dem guten L. etwas zu kalt unter seinem Bette werden, und er ließ sein besseres Ich die Unterhandlungen wieder anknüpfen.

Von oben. Ferdinand Baron von L., ist es Dein ernster Wille, Dich zu bessern?

Von unten. Ja, lieber Ferdinand.

Von oben. Dann magst Du noch einmal in Deinem Bett schlafen.

Darauf kroch er hervor und schlüpfte in sein Bett. Ich hätte das Ganze für erfunden gehalten, wenn L. nicht dieser Erzählung D.'s beigewohnt und sie lächelnd bestätigt hätte. Er war in jeder Beziehung ein Original. Wenn Friedrich Wilhelm III. Breslau besuchte und das Theater mit seiner Gegenwart beehrte, nahm L. gewöhnlich seinen Platz dicht unter der königlichen Loge. So geschah es denn, daß er einst, ganz entzückt über eine junge Schauspielerin, dem König zurief: „Très-char-

mant, n'est ce pas Majesté?" Der König, der L. recht gut kannte, zog sich zurück und soll gesagt haben: „L. war heute Abend stark angetrunken — sehr unangenehm".

D. erzählte mir ferner, daß L. vierteljährig 300 Thaler von seiner Familie erhalte. Diese übergab er seinem Wirth, der einen ungarischen Weinschank hatte, und dieser brauchte ihm keine Rechnung abzulegen, sondern nur zu sagen: „Herr Baron, das Geld ist alle", dann nahm L. seinen rothen Regenschirm unter den Arm und wanderte zu Fuß nach Berlin, um frisches Geld zu fassen. Ueberholte ihn unterwegs der Postwagen und der Conducteur rief ihm zu: „Herr Baron, wollen Sie mitfahren?", so wandte L. verächtlich den Kopf und erwiderte: „Ferdinand Baron von L. fährt mit keiner ordinären Post", und setzte stolz seinen Weg zu Fuß fort.

Unter manchen musikalischen Genüssen wurde mir ein großer durch Friedrich Wilhelm Berner zu Theil, der Organist an der Elisabethkirche war. Am 16. Mai feierten wir seinen Geburtstag, wobei es sehr lustig herging, und als der Geist des Champagners unsere Köpfe etwas erhitzt, fühlte Berner selbst den Drang, uns vorzuspielen. Aber sein kleines Positiv, obgleich ihm ein Pedal angehängt war, reichte für seine ungeheure Kraft und Phantasie nicht aus, und es wurde darum von

Mehreren der Vorschlag gemacht, mit ein paar Laternen in die Elisabethkirche zu wandern, um dort den Meister und zugleich das Riesenwerk von Orgel zu bewundern. Kirchner und Balkentreter wurden geweckt, Berner nahm an der Orgel und wir im Schiff der Kirche Platz. Völlige Finsterniß umgab uns und nur ein matter Schein drang von der Orgel in das Schiff der Kirche herab; Todtenstille herrschte, die nur durch das Knarren der Balken, ehe die Bälge mit Luft gefüllt waren, unterbrochen wurde. Mit einem Choral, wobei er nur die Flötenregister gebrauchte, begann Berner und ging dann in das heiligste Lied aller Lutheraner: „Ein' feste Burg ist unser Gott" über. Aber wie leitete er es ein! Während die sanften Harmonien der Flötenregister wie Engelstimmen forttönten, begann er in den tiefsten Registern des Pedals die Melodie des Liedes; es war als, ob man in fernster Weite die Welt um ihre Axe sich drehen hörte. Und immer mehr Töne entwickelte er, und immer schwellender wurden die Harmonien; es war, als ob die ganze Menschheit in gläubigem Gebet zum Himmel riefe; endlich, als ob die Posaunen des jüngsten Gerichts alle Schläfer in ihren Gräbern weckten und Lebende und Dahingeschiedene sich zu einer Wallfahrt zu Gottes Thron vereinigten. Keine Musik der Welt hatte jemals einen solchen Eindruck auf mich gemacht, wozu allerdings

die Stille der Nacht in dem heiligen Raum viel beigetragen haben mag. Wir alle regten uns nicht und keiner wagte den andern in seiner Andacht zu stören; erst als von oben herab Berner uns zurief: „Na, Kinder, was wollt Ihr nun hören? Gebe mir einer von Euch zwei Themas mit verschiedenen Rhythmen auf!" — kamen wir wieder zu uns.

Eine profane Melodie konnte natürlich nach solcher Musik in der Kirche keinen Platz finden, und da Berner mich speciell aufforderte, ihm aus einer klassischen Oper eine Aufgabe zu stellen, wählte ich aus „Jakob und seine Söhne" das Lied des Benjamin: „Ach, mußte der Tod ihn uns rauben", Dreiachteltakt, und das Gebet der Israeliten: „Gott Abraham, Herr der Natur", Viervierteltakt, und war sehr begierig, wie er diese beiden so sehr verschiedenen Taktarten verbinden würde. Doch was wäre diesem Contrapunktisten unausführbar gewesen! Er that es mit einer Genialität, die uns alle in Erstaunen setzte, das noch vermehrt wurde, als er mit einer grandiosen Doppelfuge, worin beide Themas verwebt waren, das Ganze schloß. Berner, der trefflichste Orgelspieler seiner Zeit, starb ein Jahr nach unserer Bekanntschaft, am 9. Mai 1827.

Auch einer Messe von Joseph Ignaz Schnabel, der sich um kirchliche Musik so hoch verdient gemacht, wohnte

ich in der katholischen Kirche bei, wo er Kapellmeister war. Obgleich er ein ausgezeichneter Dirigent war, so hatte er doch nicht über Kräfte zu gebieten, die seine Werke hätten zur vollsten Geltung bringen können, wie das z. B. in der katholischen Kirche zu Dresden der Fall gewesen wäre. Er stand als Künstler wie als Mensch in hoher Achtung, und es war sehr zu bedauern, daß zwischen ihm und Berner eine so große Mißstimmung herrschte.

Mosevius, den man früher unter die tüchtigen Sänger und Schauspieler gezählt, hatte dem Theater Valet gesagt und in Breslau im Jahre 1825 eine Singakademie errichtet. Obgleich die Anstalt noch sehr jung war, so leistete sie doch schon höchst Anerkennungswerthes. Ich werde Gelegenheit haben, auf diesen mir so lieben Freund später zurückzukommen, als mich und meine Frau im Jahre 1830 ein abermaliges Gastspiel nach Breslau rief. Von bedeutenden Männern lernte ich den Professor Steffens kennen, dem ich Vieles über Goethe mittheilen mußte, Gottlieb Korn, Dr. Witte, Buchhändler Max &c. Ich werde auch auf diese Männer zurückkommen.

Nachdem wir mit allen Ehren unser Gastspiel in Breslau beendet, gingen wir nach Teplitz, wo wir mit Emil Devrient, der im Jahre 1825 meine Schwägerin geheirathet hatte, zusammentrafen, um dort das Bad zu

gebrauchen. Auf dem Weg dahin sollte ich in Trautenau an der Grenze Oesterreichs die Gewissenhaftigkeit der damaligen Zollbeamten kennen lernen. Ich überreichte dem schwarzgelben Petrus meinen Paß, der in Dresden von der österreichischen Gesandtschaft visirt worden war. „Ja, was ist denn das, Euer Gnaden“, sagte der Kerl, „der Paß is ja nit visirt!“ — „Sehen Sie denn hier nicht das österreichische Wappen?“ fragte ich, indem ich auf dasselbe deutete. „Ja, das seh' ich wohl, aber das Visa von dem österreichischen Consul in Breslau sehe ich nit!“

Ich. Das hat man mir nicht gesagt, daß man dort ebenfalls visiren lassen muß. Sie sehen aber aus dem Paß, daß wir Schauspieler sind und jetzt nach Teplitz reisen, um das Bad dort vier Wochen lang zu gebrauchen!

Er. Ja, das seh' ich Alles, aber i kann Sie nit rein lass'n. Wissen's was? I will Ihne ä guten Rath geb'n. Fahr'ns zuruck nach Breslau und lass'ns erst den Paß visir'n, oder noch besser, bleib'ns ä paar Tag' bei uns hier und schick'ns 'ne Staffeten hin.

Dieser freundliche Rath setzte mich in Verwirrung, so ernstlich schien er gemeint zu sein. Mit einem Male wurde es Licht in mir. Du bist ja in Oesterreich, dachte

ich, wo die Bestechlichkeit diesen Leuten zur zweiten Natur geworden ist. Rasch zog ich meine Börse, die mit neuen Zwanzigern gespickt war, und holte neun blanke Stücke heraus. Mit dem freundlichsten Tone von der Welt sagte ich, indem ich die funkelnden Dinger vor ihm hinhielt: „Sie würden mich wahrlich sehr verbinden, verehrter Herr Director, wenn Sie mich ungehindert meine Straße ziehen ließen, Sie können es, ohne Ihre Pflicht zu verletzen, gewiß thun!" Mit schmunzelndem Gesicht betrachtete er das baare Geld, das, wie noch jetzt in Oesterreich, selten in solche Hände kam, und sagte: „Euer Gnaden sein gar zu gütig! Ne, Euer Gnaden beschämen mich, das is ja zu vill!" — aber mit einer ungeheuern Schnelligkeit verschwand das Geld in seiner Tasche. Während diese Scene im Zimmer spielte und des fehlenden Visas nicht mehr gedacht wurde, saß meine Frau in dem schwer bepackten Wagen, es regnete was vom Himmel herab wollte, und ein untergeordneter Beamter mit mehreren Bohrern stand am Wagen. Mir war bange um meiner Frau Sammetkleider, die sich in der Bache obenauf befanden, und ich bat den Zollmann, den Wagen bei der Visitation unterfahren zu lassen. Voll sittlicher Entrüstung erwiderte er: „Was denken Euer Gnaden, i werd' Se doch nit länger noch aufhalten, fahr'ns in Gottes Namen weiter!" Damit riß er das kleine Fenster

auf und schrie dem lauernden Kerl zu: „Es wird nit visitirt, der gnädige Herr is 'n alter guter Bekannter von mir!" Dann flüsterte er mir zu: „Geben Euer Gnaden dem Mann a was!" Ich kam natürlich der Anweisung dieses würdigen Zollmannes nach und fuhr von dannen.

In Gitschin mußten wir, ganz gegen meinen Willen, das zweite Nachtquartier nehmen, da uns der unbestechliche schwarzgelbe Petrus und die sogenannte schwarze Meile — so nannte man eine Strecke Wegs von einer Stunde zwischen Trautenau und Gitschin — sehr lange aufgehalten hatten. Und diese Straße, wo der Wagen aus einer Grube in die andere bis an die Axe fiel, hatte man die Kühnheit Chaussee zu nennen. Zum Glück war mein Wagen lang gebaut und wand sich wie eine Schlange aus all den Fährlichkeiten wieder heraus; aber von Sitzenbleiben war natürlich keine Rede und wir hatten das Vergnügen, mit unsern Kindern auf dem Arm eine Stunde zu marschiren, wobei wir nur zweimal von kleinen Regenschauern überrascht wurden. Unsere Drangsale waren jedoch noch nicht zu Ende! Bisher waren wir ganz gut mit zwei Pferden fortgekommen, aber in Arnau wurden uns zwei Thierchen vorgelegt, bei denen man die Rippen zählen konnte und die mehr den Schritt eines Seiltänzers als den eines Pferdes hatten. Mir ahnte

gleich nichts Gutes, und meine Besorgniß sollte beim nächsten Berg, der ungefähr eine Stunde von der Station entfernt war, in Erfüllung gehen. Da stand mein lieber Sattelgaul, und weder gute Worte, noch die Peitsche, noch die unzähligen böhmischen Flüche seines Lenkers konnten ihn vom Fleck bringen. Ich fluchte auch mörderisch und machte dem Herrn Schwager gehörige Vorwürfe, warum er nicht gesagt hätte, daß er den schweren Wagen mit diesen zwei Pferden nicht fortbringen könnte. „I hätt's auch gesagt, wenn mier noch Pferd' g'habt hätten", erwiderte der Kerl. Was war nun zu thun? Auf der Landstraße konnten wir doch nicht bleiben, es mußte also Rath geschafft werden. Kein Pferd war in der Nähe, aber ein Zugochse mit seinem Inhaber, und für einen Zwanziger wurde dieser gehörnte Freund in der Noth vor den Wagen gelegt und schleppte uns den Berg hinauf. Diese Komödie hätte sich bis zur nächsten Station gewiß noch mehrere Male wiederholt, wenn wir nicht einen wendischen Frachtfuhrmann eingeholt hätten, der mit ziemlich leerem Wagen und vier stattlichen Pferden auf der Landstraße dahinschlenderte, und der für einen Thaler so gefällig war, meinen Wagen sammt Pferden an den seinigen hinten anzuhängen. Der wackere Wende fuhr öfter Trab, unser eigensinniger Sattelgaul mußte mit, er mochte wollen oder nicht, und

so kamen wir doch noch schneller nach Gitschin, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Im Schwarzen Roß zu Prag sollten wir uns von unsern Mühsalen erholen. Wir blieben zwei Tage da, um alle die Punkte aufzusuchen, die uns lieb und werth geworden waren, denn es knüpfte sich manche freundliche Erinnerung für uns daran. Ich konnte auch nicht umhin, meine Frau an die Ufer der Moldau zu führen und ihr die Stelle zu zeigen, wo Elisa Abschied von mir genommen hatte. Obgleich wir beide den Hradschin durch und durch kannten, wanderten wir doch dahin und erquickten uns an den Schönheiten der Natur und Kunst. Auf dem Rückwege veranlaßte mich meine Frau das Kloster zu besuchen, in dem sich die unverwesliche Hülle der heiligen Elektra befindet, deren Bekanntschaft ich bei meinem frühern Aufenthalt nicht gemacht hatte. Auf mich machte das gelbbraune Pergamentgesicht der Heiligen, die aufrecht in einem Schrein sitzt, einen unangenehmen Eindruck, und ich dächte, selbst der frömmste Katholik müßte sich unbehaglich in dieser Nähe fühlen.

In Teplitz wohnten wir in einem Hause mit unsern Verwandten und führten ein höchst gemüthliches Zusammenleben, auch fanden wir noch mehrere Freunde aus Leipzig dort, mit denen wir alle Partien gemeinschaftlich machten. Der dortige Polizeicommissar Haydn, ein

höchst liebenswürdiger Mann, schloß sich uns an und war unser Führer nach allen schönen Punkten. In Graupen, einem Marktflecken unweit Teplitz, sah ich zum ersten Male eine Darstellung des Fegefeuers in Holz ausgeschnitzt, welche sich in einem Gewölbe, mit einem eisernen Gitter davor, befand. Gemälde der Art hatte ich schon oft gesehen, aber noch nichts in dieser Manier. Grauslich waren die armen Verdammten anzusehen, die, von rothgemalten hölzernen Flammen umgeben, furchtbare Schmerzensgesichter schnitten; männliche wie weibliche Sünder waren nackt, doch hatte, um ihr Schamgefühl und das des Beschauers zu schonen, der geniale Künstler sie alle bis an die Brust in den Pfuhl der Hölle versunken dargestellt. Man soll dergleichen Bildschnitzereien viel in Böhmen finden, diese aber alle andern an Scheuslichkeit übertreffen. Die gemalten Madonnen hingegen, die man in Dörfern und an den Landstraßen so häufig sieht, sind lieblich anzuschauen und manche so schön, daß man glauben sollte, ein berühmter Meister hätte hier den Pinsel geführt.

Wie der böhmische Bauer das Bad gebraucht, davon sollte ich Zeuge sein. Mein Doctor führte mich in die allgemeinen Bäder, wohin die heißesten Quellen, wohl 35 Grad, strömen. Eine Wendeltreppe von Stein führt zu ihnen hinab; an der Mauer sind Nischen ange-

bracht; wir sahen eine nackte Gestalt in einer derselben siegen. Der Brodel und die Glut an dem Bassin selbst waren unerträglich, und in dieser schrecklichen Atmosphäre saßen vielleicht 20 Personen. Kann so ein Kerl die Hitze nicht mehr aushalten, so kriecht er in eine der Nischen und bleibt dort liegen, bis seine Glieder ziemlich steif sind; dann kriecht er wieder auf allen Vieren hinab ins Wasser. Diese Parforcecur setzt er einige Stunden fort, dann legt er sich vor das Haus aufs Pflaster und läßt sich von der Sonne braten.

Auch ein Theater befand sich in Teplitz; da aber die eigentliche Saison noch nicht begonnen hatte, war es jeden Abend leer. Darum nannte mich auch der Herr Director, wenn ich mit meiner ganzen Gesellschaft angezogen kam, die wohl aus 30 Personen bestand, seinen Wohlthäter, um so mehr, als wir stets die ersten Plätze einnahmen. Die Truppe war nicht überreich an Mitgliedern, denn die Chöre im zweiten Act der Preciosa wurden von einer einzigen Dame ausgeführt, die dabei lustwandelnd auf der Bühne auf und ab ging.

Ich ließ mir von einem dortigen Steinschleifer, nach Rauch's Medaillon, Goethe's Kopf in einen Siegelring graviren, und die Arbeit fiel so trefflich aus, daß, als ich sie später Goethe zeigte, er an 30 Abdrücke davon nahm und an seine Freunde sandte.

Die vier Wochen, die wir in Teplitz verlebten, waren uns gar zu rasch vergangen, denn eine Lustpartie jagte die andere, ohne daß man nöthig hatte, viel Kosten aufzuwenden. Die Fahrgelegenheiten waren äußerst billig, auch das Leben in den Wirthshäusern nicht theuer; wir zogen, stets eine Gesellschaft von wohl dreißig Personen, bald in dieses, bald in jenes, wo wir die beste Küche zu finden hofften.

Von den Bekanntschaften, die ich in Teplitz gemacht hatte, war mir die liebste und wünschenswertheste die des Bürgermeisters Wolfram, des Componisten der „Bezauberten Rose". In ihm lernte ich nicht allein einen sehr bedeutenden Musiker, sondern auch einen höchst liebenswürdigen Menschen kennen. Er theilte mir Mehreres aus der obengenannten Oper mit, die kurze Zeit nachher unter seiner Direction in Dresden zur Darstellung kam. Seine Methode, obgleich sie ursprünglich deutsch war, schloß sich doch etwas der italienischen Schule an; sein Stil war elegant und seine Stimmführung tadellos. Er hatte einen Knaben von ungefähr vier Jahren, der ein merkwürdiges musikalisches Genie an den Tag legte, denn er sang alle Töne eines Accords mit großer Sicherheit, selbst die der verminderten Septime.

Fünfzehntes Kapitel.

Weber's Tod. — „Oberon". — Gastspiel der Frau Schulz von Berlin und des Fräulein Lindner von Frankfurt am Main. — Abermaliges Gastspiel Devrient's. — Weber's Gedächtnißfeier. — Tod Friedrich August's des Gerechten. — Mittagessen bei Goethe.

Wir waren kaum in Leipzig wieder eingetroffen, als sich die Nachricht verbreitete, daß Karl Maria von Weber in London am 5. Juli gestorben sei. Ich konnte und wollte an diesen unersetzlichen Verlust nicht glauben, aber leider wurde mir nach kurzer Zeit von meinem Freunde, dem trefflichen Flötisten Fürstenau, der Weber's Begleiter auf dieser Reise gewesen war, die Wahrheit bestätigt. So ging er denn dahin, zu einer Zeit, als sein Ruhm in Europa schon fest begründet stand und selbst über die Meere hinüber den Weg gefunden hatte, zu einer Zeit, als die Neider und Krittler gegen ihn verstummten, das deutsche Volk aber den Meister immer mehr bewunderte und liebte und in seinen Werken das

deutsche Wesen im schönsten und echtesten Ausdruck erkannte. Seinen Schwanengesang „Oberon" brachte von allen Directoren Hofrath Küstner am 26. December 1826 zuerst zur Aufführung und ging auch hier wieder den andern Bühnen mit dem besten Beispiel voran. Mit fürstlicher Pracht in Decorationen und Costümen wurde das Werk ausgestattet und aufs sinnigste in Scene gesetzt. Er beschäftigte darin alle seine ersten Kräfte, und um dies zu bewirken, ließ er mehrere Partien alterniren. Rezia — Canzi, Fatime — Doris Devrient und Frau von Zieten; Hüon — Vetter und Höfler; ersterer, mit einer wunderbar kräftigen, hohen Tenorstimme, sang die Arie in E-dur, die Weber für den englischen Tenor hatte schreiben müssen, weil diesem die ursprünglich geschriebene nicht dankbar genug gewesen war, letzterer die ursprüngliche; Scherasmin — Fischer. Den Elfenkönig Oberon mußte ich selbst, drolliger Weise, mit meiner kräftigen, langen Gestalt spielen; später erhielt ich einen Stellvertreter in einem Herrn Voigt. Aus dem Puck hatte Küstner zwei dienende Geister gemacht und nannte den zweiten Droll. Fräulein Erhart (spätere Gräfin Hohenthal), die eine wundervolle Altstimme besaß und als Tancred ganz ausgezeichnet war, hatte er den Puck, die zu singende, Fräulein Lauber den Droll, die zu sprechende Partie übertragen.

Die zu recitirenden Rollen waren durch die ersten Schauspieler besetzt. Es war in der That eine durchaus gelungene Darstellung zu nennen und wurde dieselbe mit unbeschreiblichem Beifall aufgenommen. Unserm trefflichen Director ward der wohlverdiente Dank des Publikums von allen Seiten im reichsten Maße.

Ehe noch die Oper zum Einstudiren vorlag, begegnete ich dem alten zopfigen Musikdirector S., der den eben erschienenen Klavierauszug des „Oberon" unterm Arm hatte. „Es war Zeit für Weber's Ruhm", sagte der gute Mann, „daß er gestorben ist! Sehen Sie einmal die Tanzmelodien in der Ouvertüre und Rezia's Arie an; wie kann ein Mann, der einen „Freischütz" geschrieben hat, so trivial werden!" Von der „Euryanthe" und „Preciosa" sprach er nicht. „Mein Bester", erwiderte ich, „lassen Sie die Todten ruhen! Weber wird, wie Schiller, im Herzen aller Deutschen fortleben. Guten Morgen!" — und damit ging ich meiner Wege.

Während des Juni wurde ein neues Podium im Theater gelegt, die Maschinerie und der sogenannte Schnürboden von unserm ausgezeichneten Maschinenmeister Höck sehr verbessert. Mit einem Prolog, den meine Frau sprach, und „Torquato Tasso" wurde die Bühne am 1. Juli wieder eröffnet. In demselben Monat sang die berühmte Bravoursängerin Schulz

von Berlin vier Gastrollen: Donna Anna, Vitellia, Jessonda und Eglantine. Feuer und Begeisterung leuchtete aus allen ihren Darstellungen heraus, und es war eine wahre Freude, mit dieser trefflichen Künstlerin zu wirken, obwohl ihre Leidenschaft mitunter übers Maß ging. Als Jessonda raste sie im zweiten Finale auf der Bühne so herum, daß das Podium mit den Perlen, die sie um Hals und Arme getragen, wie besäet war und ich als ihr geliebter Tristan blaue Flecke von ihren Umarmungen davontrug. Ihr folgte gleich darauf die Lindner von Frankfurt am Main, welche an acht Abenden in den verschiedensten Gattungen von Rollen mit großem Beifall auftrat. Sie war in der Tragödie fast ebenso bedeutend als im Lustspiel. Ihr Klärchen im „Egmont“, ihre Madame Schnell in „Proberollen“ und besonders ihre Margarethe in den „Hagestolzen“ werden mir unvergeßliche Leistungen von ihr bleiben; auch auf das Publikum machte sie einen außerordentlichen Eindruck.

Ludwig Devrient war abermals vom Hofrath Küstner zum Gastspiel eingeladen, seine Zeit erlaubte ihm aber nur an fünf Abenden aufzutreten. Einige Wiederholungen früherer Rollen fanden statt. Neu waren Franz Moor, Ossip in „Isidor und Olga“ und Lear. In letzterer Rolle bekam Devrient einen so heftigen

Krampfanfall, daß er nicht ausspielen konnte und etwas Anderes rasch eingeschoben werden mußte. Obgleich jedem freigestellt war, sich sein Eintrittsgeld an der Kasse wiedergeben zu lassen, machte doch Niemand davon Gebrauch. Devrient's Unwohlsein hielt nur ein paar Tage an, dann trat er in zwei kleinen Stücken auf und rührte abermals das Publikum als Lorenz Kindlein zu Thränen, während er als Elias Krumm alle Lachmuskeln in Bewegung setzte. Endlich fand die Vorstellung des „Lear“ von neuem statt. Das Haus war ebenso zum Brechen voll wie das erste Mal. Als ich im Anfang in seiner Garderobe saß, sagte er zu mir: „Junge, Du glaubst nicht, was ich für eine Angst habe! Wenn ich nur erst über den zweiten Act weg bin, dann ist Alles gut, aber dieser ist's, der mein Gemüth so furchtbar angreift; Alles, was folgt, ist mir Spielerei, aber in ihm kommen meine Nerven in solche Aufregung, daß ich ihrer nicht Herr werden kann.“ Ich bat ihn, zu Anfang seine Kraft mehr zu schonen als beim ersten Male. Er that es auch, bis zu der Stelle: „Höre mich, Natur!“ Da brach er die Fesseln seiner Zurückhaltung und wie ein tobender Strom brausten die Gefühle eines verrathenen Vaters und Königs, markerschütternd und herzdurchdringend, daher. Das Zirpen eines Heimchens hätte man hören können, solche Stille herrschte im ganzen

Haus, selbst uns Schauspielern stockte der Athem; aber nach den Worten: „O Gott, ich werde wahnsinnig", da brach ein Beifallssturm los, wie ich ihn noch nie gehört und der gar nicht enden wollte. Ich stürzte in seine Garderobe und küßte ihm seine arme verkrüppelte Hand. „Nun, Junge", rief er mir mit freudestrahlendem Gesicht zu, „was sagst Du? Siehst Du, nun bin ich über den Berg und werde dem Publikum zeigen, daß ich meine Aufgabe zu lösen weiß." Er hielt Wort und stand dem Dichter des Riesenwerks ebenbürtig zur Seite. Sein Auftreten im dritten Act glich in der An- und Abschwellung der Empfindungen einem sturmgepeitschten Meere; der Culminationspunkt seiner Darstellung aber war der psychologische Uebergang zum Wahnsinn. Ich stand in der ersten Coulisse, um sein Spiel aufs aufmerksamste zu verfolgen; alle meine Glieder bebten, als er sich die Kleider abriß, fast um einen Kopf größer wurde und seine Augen den Ausdruck eines Irren annahmen. Von da ab war er ein ganz Anderer: aus dem wüthenden, verzweifelnden Greis war nicht allein in seiner Haltung, sondern auch in seiner Sprache wieder ein gebietender König geworden. Die Begeisterung des Publikums über diese Meisterleistung hatte den höchsten Gipfel erreicht; man wußte nicht, was man ihm, dem Einzigen, alles für Ehren anthun sollte, denn das Herausrufen,

Kränzewerfen und Vivatbringen genügte nicht mehr, und so wurde ihm denn vor dem Theater, als er in den Wagen stieg, noch ein donnerndes Hoch gebracht und ein großer Theil der Jugend geleitete ihn nach Hause.

Am 19. März 1827 fand eine Gedächtnißfeier Weber's statt. Es wurde der „Freischütz" gegeben und diesem folgte die Feier, die, auf die sinnigste Weise von Küstner angeordnet, in mehreren lebenden Bildern aus Weber's Werken bestand, wozu Heinrich Stieglitz ein erklärendes Gedicht geschrieben, das von Stein ganz vortrefflich gesprochen wurde. Die erste Gruppe war „Lützow's Jagd", wobei die Jäger um ein Feuer gelagert waren und das Lied: „Was glänzt dort vom Walde" sangen; die zweite die Bauernhochzeit aus Euryanthe mit dem Lied: „Der Mai bringt frische Rosen"; die dritte Euryanthe unter der Weide schlummernd, der König mit seinem Gefolge höchst malerisch auf den Felsen gruppirt, in Morgenbeleuchtung, wobei das Lied gesungen wurde: „Die Thale dampfen"; die vierte der nächtliche Zug der Zigeuner aus „Preciosa" mit dem Chor: „Es blinken so lustig die Sterne"; die fünfte Oberon auf seinem Lilienbette schlafend, von Elfen umgeben, unter der Begleitung des Chors: „Leicht wie Feentritt nur weht". Den Schluß bildete eine Gruppe

von vier Hauptpersonen aus seinen musikalischen Werken: Oberon mit einem Lilien-, Preciosa mit einem Granat-, Max mit einem Eichen- und Euryanthe mit einem Rosenkranz geschmückt. Oberon bekränzte die von Wolken umgebene Büste des Meisters mit einem Lorbeerkranz, aus den Wolken traten vier Sterne hervor und verklärten leuchtend Weber's Büste. Absichtlich hatte Küstner kein Bild aus dem „Freischütz" gewählt, weil diese Oper der Feier vorausgegangen war. Die Einnahme des Abends betrug über 600 Thaler und wurde von unserm trefflichen Director den Hinterlassenen Weber's zugesandt. Er ging auch hierin wieder mancher Hoftheaterintendanz mit gutem Beispiel voran. Das Ganze hatte übrigens das Publikum so angesprochen, daß vier Wiederholungen stattfanden.

Kaum waren die Töne von Weber's Gedächtnißfeier verklungen, so trat der Todesengel an das Bett des größten symphonischen Dichters dieses Jahrhunderts. Beethoven starb am 27. März 1827. Wie Mozart, war auch er in drückenden Verhältnissen gestorben, nur ein treuer Freund unterstützte ihn aufs reichlichste, sobald er sich in Noth befand, und erst als dieser dahingeschieden war, fand man die Danksagungsschreiben Beethoven's in einem verborgenen Fache. Dieser treue redliche Freund war Nepomuk Hummel, der so oft

von der Unwissenheit als karg geschmäht worden war, und es gab gewiß nur Wenige, die so reichlich, so großmüthig und so verschwiegen zu geben wußten. Ich habe ihm nahe genug gestanden, um dafür Zeugniß ablegen zu können. Arm und von keiner Auszeichnung geschmückt sank Beethoven in sein einsames Grab, aber tausend Sterne, die er selbst geschaffen, strahlen immer glänzender darüber hin, hoch und unvergänglich. Jeder Deutsche ruft auch ihm mit Stolz die Worte Goethe's nach: „Denn er war unser!"

Auch für ihn veranstaltete Küstner eine Gedächtnißfeier am 11. Juli desselben Jahres, bestehend in dem Trauermarsch der Symphonia eroica, einem Gedicht von Stieglitz, und der Aufführung des „Fidelio".

Die Ostermesse hatte kaum begonnen, als die schmerzliche Nachricht eintraf, daß Friedrich August der Gerechte zu seinen Vätern eingegangen sei. Die Bühne wurde, zum Leidwesen aller Fremden und zum großen pecuniären Schaden Küstner's, vier Wochen lang geschlossen; alle lauten Vergnügungen, wie Musik und Tanz, mußten aufhören. Küstner's Verlust war, gering gerechnet, auf 10,000 Thaler anzuschlagen.

Da das Theater geschlossen war, benutzte ich die Gelegenheit, einem Gastspielantrag von Kassel nachzukommen und einige Male daselbst aufzutreten.

Auf dem Rückwege hielt ich mich einige Tage bei meinem Vater auf, dem Goethe bereits zu wissen gethan, daß wir bei ihm zu Mittag essen sollten. Ich hatte ihn fast zwei Jahre nicht gesehen und fand ihn sehr wohl auf. Bei Tafel war er äußerst heiter. Er liebte es, mit Schauspielern über das Theater zu sprechen, und so mußte ich ihm von meinen jüngsten Kunstreisen Alles erzählen, was ich Anerkennungswerthes bemerkt und getroffen. Außer diesem zog ihn mein Zusammensein in Breslau mit Baron Ferdinand von L. an, den er, wie bereits in diesen Blättern bemerkt, zu Anfang dieses Jahrhunderts in Lauchstedt hatte kennen lernen. Ich erzählte ihm viele Anekdoten, die L. geliefert, und namentlich das Selbstgespräch in und unter dem Bett setzte Goethe's Lachmuskeln außerordentlich in Thätigkeit. Er erzählte nun auch seinerseits, auf welche Weise er in Lauchstedt die Bekanntschaft dieses Originals gemacht. Auf einem einsamen Spaziergang durch die Felder war ihm auf einem Rain ein langer Mann im Militärrock, mit verschränkten Armen, begegnet, dicht vor ihm stehen geblieben und hatte, statt der üblichen Begrüßung, eine Strophe aus dem Lied der Parzen nicht ohne Geschick recitirt. „Das ist unter allen Schöpfungen die schönste, womit Ew. Excellenz die Welt beglückt haben. Weder Tasso noch Ariost haben Aehnliches ge-

schrieben, und selbst Schiller, den ich so hoch verehre, läßt öfter seiner Phantasie in seinen Dichtungen zu freien Spielraum, wodurch er die Wahrheit hier und da beeinträchtigt; aber Ew. Excellenz halten in beidem das richtige Maß. Ich habe die Ehre, Ew. Excellenz in mir den Baron Ferdinand von L. vorzustellen." — „So sprach der Mann", fuhr Goethe fort, „und ich wandelte längere Zeit mit ihm in der schattigen Lindenallee auf und ab, mich an seinem Urtheil über die alten und neuen Dichter ergötzend."

Goethe war in solchem vertrauten Kreis niemals der Minister, sondern stets der heitere, liebenswürdige Greis, aus dessen Augen jugendliches Feuer glühte, aus dessen Zügen das herzlichste Wohlwollen sprach.

Beim Abschied drückte er mir die Hand und fügte hinzu: „Grüße herzlichst Dein liebes Weib, und mag Dich Dein Weg bald wieder über Weimar führen."

Meine Frau erhielt von ihm zu ihrem Geburtstag, am 31. Januar 1828, eine Tasse, worauf sein Gartenhaus am Stern gemalt und in die Unterschale die Worte „Gruß und Heil" eingebrannt waren.

Sechzehntes Kapitel.

Sophie Müller. — Schechner. — Abermalige Schließung des Theaters. — Gastspiel in Mannheim. — Antrag des leipziger Magistrats. — Contractabschluß mit Magdeburg.

Auch das Jahr 1827 brachte mehrere Gastspiele. Zuerst Sophie Müller vom wiener Burgtheater, die namentlich als Jungfrau von Orleans unübertrefflich war. Ihre weitern Rollen waren Donna Diana, Semiramis und Olga in „Isidor und Olga". Bei ihrer höchst edlen Plastik und ihrem lebendigen Augenspiel war es merkwürdig und zu beklagen, daß die Gesichtszüge starr und leblos blieben und dadurch einen fast automatischen Eindruck machten. Den größten Beifall fand sie in ihrer ersten Rolle. Ihr folgte die Stich-Crelinger, die als Julia wieder außerordentlich gefiel. Sie trat noch als Schauspielerin in „Komm her" und Maja im „Paria" auf, und schließlich spielte sie die Phädra. Dann kam der unvergeßliche

Komiker Spitzeder, und nach ihm, am 22. September, trat die Schechner als Emmeline in der „Schweizerfamilie“ auf. Ihre volle, glockenreine Stimme entzückte das Publikum. Sie mußte diese Partie wie den Fidelio zweimal singen und trat ferner noch als Julia in der „Vestalin“ auf. Ich muß gestehen, daß ich diese Partie niemals habe besser singen hören. Gleich das Solo im ersten Chor der Vestalinnen trug sie mit solcher Wärme und Empfindung vor, daß der Enthusiasmus des Publikums kein Ende nehmen wollte. Aber welchen Raum würde mein Urtheil über sie einnehmen und wie wenig würde denen, die nicht das Glück gehabt haben, sie zu hören, damit gedient sein, wollte ich all der Schönheiten gedenken, die sie in dieser Rolle entfaltete. Als Darstellerin wurde sie freilich von der Schröder-Devrient übertroffen, aber als Gesangskünstlerin stand sie allen Darstellerinnen der Partie voran.

Den Hofrath Küstner sollte in diesem Jahre noch ein bedeutender pecuniärer Verlust treffen.

König Anton war mit seiner Gemahlin am 28. October zur Huldigung nach Leipzig gekommen. Um das Königspaar auch im Theater festlich zu empfangen, war das Innere des Zuschauerraums mit Guirlanden geschmückt und die gewöhnliche Beleuchtung durch mehrere Hundert Wachskerzen verstärkt worden. Am ersten Abend kam

Weber's „Oberon", in neuen Decorationen und Costümen auf das prachtvollste ausgestattet, zur Aufführung. Am folgenden Tag fand die Huldigung statt, und im Theater wurde „Donna Diana" und ein Festspiel von Wilhelm Gerhardt: „Segen ihm und ihr", gegeben. Der König besuchte fast jeden Abend das Theater und legte seine Zufriedenheit mit den Leistungen desselben noch dadurch an den Tag, daß er dem Hofrath Küstner eine kostbare, mit Brillanten besetzte Dose schenkte.

Die Reihe der Festlichkeiten wurde plötzlich auf das unerwartetste unterbrochen und die herzliche Freude der Bewohner Leipzigs in tiefe Trauer verwandelt, denn die von ihrem Gemahl auf das zärtlichste geliebte Königin, die schon unwohl nach Leipzig gekommen war, erkrankte auf einmal bedenklich und starb nach wenigen Tagen.

Der Hofrath Küstner mußte die Bühne abermals auf vier Wochen schließen. Diese Unglücksfälle mochten wohl seinen Entschluß, das Theaterunternehmen aufzugeben, schneller zur Reife gebracht haben, der Hauptgrund aber schien mir in der mißgünstigen Stimmung des damaligen Magistrats zu liegen, der sich nicht entschließen konnte, Küstner auch nur die geringste Erleichterung im Pacht und den sonstigen Abgaben zu gewähren. Für alle Mühen, Opfer und Anstrengungen, durch welche die

Leipziger dramatische Kunstanstalt auf eine Höhe gebracht worden war, die sie bis dahin noch nie erreicht hatte, hätte man nicht allein keinen Pacht von Küstner nehmen, sondern ihm sogar einen Zuschuß bewilligen sollen. Sich dazu zu erheben, waren die meisten Machthabenden zu engherzig, bei manchem mochte sogar das unlautere Motiv des Neides mit unterlaufen, denn Küstner hatte sich durch sein Streben Beifall und Ruhm in ganz Deutschland erworben. Mit tiefer Betrübniß gab er und erhielten wir von ihm die Nachricht, daß seine Direction mit der Messe 1828 ein Ende nehme.

Was war da zu thun? Ein Engagementsantrag nach Mannheim, dem ein Gastspiel vorausgehen sollte, war mir und meiner Frau geworden und wir benutzten die Schließung des Theaters, um dahin abzureisen. Aber weder die pecuniären noch die sonstigen Verhältnisse sagten uns zu und ich brach die begonnenen Unterhandlungen ab.

Als wir nach Leipzig zurückgekehrt waren, wurde mir und meinem Schwager von seiten der einflußreichsten Magistratsmitglieder, durch einen aus ihrer Mitte, der unserer ganzen Familie stets ein wohlgesinnter väterlicher Freund gewesen war, die Direction des Theaters angeboten. Obgleich wir nur höchst ungern Leipzig verließen, so lehnten wir doch den Antrag ab, denn es gingen uns

vor allen Dingen die finanziellen Mittel ab, das Unternehmen in der von Küstner gepflegten Art und Weise fortzuführen. Man bot uns zwar ein Kapital von 25,000 Thalern zu ganz geringem Zins und Rückzählung in uns beliebenden Fristen an, allein auch darauf trugen wir Bedenken einzugehen, und ich und meine Frau haben uns später oft glücklich gepriesen, daß wir den großmüthigen Antrag damals abgelehnt, denn ich bin mein Lebtag kein Finanzmann gewesen und wäre auch dadurch keiner geworden.

Als bekannt wurde, daß das leipziger Theater sich auflöse, kam der Domänenrath Apel von Magdeburg zu mir und bot mir im Namen des dortigen Theatercomité, an dessen Spitze der Oberbürgermeister Franke stand, die Oberregie mit einem Gehalt für mich und meine Frau von 3400 Thalern an. Ich bat mir von Küstner einige Tage Urlaub aus und reiste nach Magdeburg, um mich näher über die dortigen Verhältnisse zu unterrichten. Man kam mir mit vieler Freundlichkeit entgegen, vor allen der Oberbürgermeister Franke, auf dessen Ausspruch hin die ganze artistische Leitung des Theaters in meine Hände gelegt und mir vollkommene Freiheit darin gestattet wurde. Da zu Ostern 1828 an dem magdeburger Theater mehrere Mitglieder abgingen, mußten die erledigten Fächer wieder ergänzt werden, und das ge-

reichte auch meinen Collegen in Leipzig zum Vortheil. Mit dem Etat von 36,000 Thalern, wie er bisher bestanden, konnte ich ein Theater, wie ich es im Sinne hatte, nicht herstellen, das sagte ich den Herren in der Conferenz unverhohlen. Der Oberbürgermeister erwiderte darauf: „Stellen Sie ein gutes Theater her, das Uebrige wird und muß sich dann finden.“ Hierauf engagirte ich zuerst meinen Schwager Emil Devrient mit Frau, den trefflichen Komiker Koch, den Baß-Buffo Fischer, den ersten Bassisten Köckert und seine Frau; als Bravoursängerin die Roßner, als dramatische Sängerin die Formchetti-Walzel. In Schmuckert und Mühling fand ich zwei brave Tenoristen vor, in der lieblichen Frl. Meiselbach eine sehr gute lyrische Sängerin; das Fach der Soubretten bekleidete meine Schwägerin. Der Chor bestand aus zwölf sehr hübschen jungen Mädchen und zwölf jungen Männern, alle mit schönen Stimmen. Das Ensemble in der Oper ließ nichts zu wünschen übrig. Im Schauspiel war das Fach der Liebhaberinnen durch meine Frau, Frau Schmidt, Frl. Wolf und Sohm besetzt, das der Liebhaber durch Emil Devrient, Pirscher und Walker; Frau Köckert war für ernste und komische Mütter engagirt, die zweiten und dritten Fächer waren ebenfalls in guten Händen, und so stand das Schauspiel aufs würdigste da und überflügelte zuwei-

len in seinen Darstellungen die Oper. Ich werde über die zehn Monate, die ich in Magdeburg verlebte, noch Mehreres zu berichten haben, zunächst kehre ich aber nach Leipzig zurück.

Siebzehntes Kapitel.

)ie „Sonnenmänner". — Anonymer Brief. — Der „Vampyr". — 5chluß des leipziger Theaters. — Aufenthalt in Magdeburg. — Gastspiel in Leipzig. — Antrag.

Schon seit langen Jahren hatte ich mich mit dem 5tudium der Harmonielehre beschäftigt, bis jetzt aber och nichts componirt als einige Wiegenlieder — ein= oder reistimmig, wozu mir Gustav Benedix den Text lieferte — ie ganz leidlich klangen und beifällig aufgenommen)urden, wenn wir sie auf Land= und Wasserpartien ungen. Den besten Erfolg hatten sie jedoch stets, wenn ıein Junge damit in Schlaf gesungen werden sollte; ie entsprachen also wenigstens ihrem ursprünglichen ʒwecke. Jetzt trieb mich der Ehrgeiz zu Höherem an. Ich setzte meine theoretisch=musikalischen Studien mit roßem Eifer fort, Melodien und Harmonien schwirrten ıir genug im Kopfe herum, und so ging ich endlich

guten Muths an die Ausführung des großen Unternehmens, eine Oper zu schreiben. Um das Buch war ich am wenigsten verlegen, ich nahm frischweg einen Roman her, der eine rheinische Sage behandelte und auf der Sonnenburg bei Wiesbaden spielte. Daraus schnitt und flickte ich mir eigenhändig so etwas zurecht, was nothdürftig auszureichen schien, und nannte das Machwerk „Die Sonnenmänner". Es kam mir übrigens nicht in den Sinn, als Universalgenie auftreten zu wollen, darum verleugnete ich mich selbst insoweit, daß ich den Dichter pseudonym und nur den Componisten unter seinem wahren Namen auftreten ließ. Trotz seiner vielfachen Schwächen wurde das Werk von dem zahlreich versammelten Publikum, das mir stets sein besonderes Wohlwollen an den Tag legte, mit Beifall aufgenommen, als es am 13. Februar 1828 zum ersten Male gegeben wurde. Die Kritik darüber liegt fast schon in dem eben Gesagten, eine ausführlichere mag aber hier noch in einem Briefe folgen, der mir am Tage nach der Aufführung zugeschickt wurde. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß dieser Brief von dem als musikalische Autorität bekannten Rochlitz herrührt, der mir stets ein verehrter Gönner und lieber Freund war.

Der Brief lautete wie folgt:

„Diese Zeilen kommen von einem Manne, der seit

Ihrem Erscheinen in unserer Stadt sich über Ihr sichtbares Vorschreiten in der Kunst und viele Ihrer trefflichen Kunstleistungen recht von Herzen gefreut. Natürlich, daß ich auch für Ihr keckes Vortreten mit einem großen Kunstwerke mich eifrig interessire. Dieses Gefühl treibt mich, Ihnen meine Ansichten und Beobachtungen mitzutheilen, aus der reinen Absicht, damit Ihr mühsames Werk den dauernden Antheil finde, den es verdient, und Sie die Früchte Ihrer Anstrengungen genießen. Verkennen Sie also meinen guten Willen nicht, wenn Ihnen auch Einiges der folgenden Zeilen nicht gefällt. Die Liebe zur Kunst und zu Ihnen, als ihrem eifrigen Jünger, leitet meine Feder.

Ich bedaure zuvörderst, daß Sie Ihren Fleiß an einen Text gewandt haben, der wohl nur als eine Schülerarbeit zu betrachten ist, in Hinsicht auf Anlage, Charaktere und Ausführung, die matten Verse ungerechnet. Dann haben Sie Alles viel zu breit gehalten, sodaß die Langeweile nicht ausbleiben kann. Die ungeübte Hand des Componisten erkennt man sehr oft, obgleich viel Gutes sich vorfindet. Ich weiß, wie viel man muß Noten geschrieben haben, um nur zu der Fertigkeit zu gelangen, die musikalischen Gedanken richtig aufs Papier zu bringen; ferner, wie viel dazu gehört, um Sicherheit im reinen Satze zu erlangen; ferner die Behandlung

der Instrumente kennen zu lernen und ihre Wirkung; und ich kann in der That kaum begreifen, wo Sie zu diesen langen Studien die Zeit hergenommen haben, da Sie in Ihrem Berufe bekanntlich einer der Fleißigsten sind. Vielleicht würden Sie, wenn die Veränderung unsers Theaters nicht einträte, noch nicht mit diesem größern Werke vorgetreten sein, sondern sich lieber erst an Kleinem versucht haben. Indessen, es ist einmal geschehen, und daher liegt mir daran, vielleicht so viel als Ihnen selbst, daß es nicht ohne Erfolg geschehen sein und Ihre Arbeit nicht ins Meer der Vergessenheit versenkt werden möge.

Lassen Sie sich, ich bitte herzlich darum, nicht durch das Klatschen der rohen Menge im Parterre täuschen. Sie wissen ja selbst, daß das Parterre mehrentheils aus Leuten besteht, von denen die wenigsten wissen, was Kunst ist, die nur nach dem augenblicklichen Eindruck gehen und daher vieles tiefer liegende Vortreffliche gar nicht bemerken. Doch ist auch wieder die leichtere Aufregung dieses Völkchens gut zu brauchen, um den Künstler zu beleben, was er von den kalten Logenleuten nicht zu erwarten hat. Die Kritik in unserer geliebten Stadt ist nur sogleich bereit, den Stab zu brechen, worüber ich mich gar oft geärgert habe; indessen lassen sich doch auch viel gesunde Urtheile vernehmen, z. B. Ihrer Composition

fehle es an einem bestimmten Charakter. Es sei ein Gemisch bekannter Gedanken ohne Ordnung zusammengestellt, ohne Originalität ꝛc. Von dem Allem ist meines Bedünkens etwas wahr. Vielleicht hat Sie der Text auch zu Manchem veranlaßt, was bei geistvollerm Texte sich anders gestaltet hätte. Wenn ich auch nicht viel neue Ideen gefunden habe, so muß ich doch bekennen, daß viele gut angewendet sind. Ich wundere mich, daß Sie mit ihrer Bühnenerfahrung nicht gefühlt haben, wie langweilig Manches sein müsse, daß das viele Beten sehr viel dazu beitrage, daß durch die musikalische Ausdehnung gar Manches seine theatralische Wirkung ganz einbüße und Manches ganz unnatürlich sei. Wir tadeln mit Recht dergleichen Dinge in italienischen Opern, um so mehr müssen wir bei eigenen Productionen das echt Dramatische stets vor Augen haben.

Es ist mir auch aufgefallen, daß Ihre Partie am besten gearbeitet ist, da Ihnen doch daran gelegen sein mußte, daß das Ganze sich gut darstelle und nicht eine Partie nur interessire. Sie sind freilich nicht überall gut unterstützt worden, allein das Ganze ging doch, als erste Vorstellung, nicht gerade schlecht. Wenn Sie nun eine Partie selbständig machen konnten, wie kommt's, daß die andern alle wie aus einem Tone singen, nur höher oder tiefer, der Charakter ist aber ziemlich gleich.

Demnach scheint Ihnen bei der Bearbeitung der Ueberblick des Ganzen gefehlt zu haben, und es scheint vielmehr aus einzelnen Theilen zusammengesetzt. Sollte eine fremde Hand mit geholfen haben? Ich glaube es nicht.

Nun zu den einzelnen Stücken..

Nr. 1. hat mir gefallen, sowie Ihr Zwischengesang und der Rachechor. Ebenso Nr. 2, was ich als gelungen betrachte. Nun kommt Theobald's Arie, Nr. 3. Das Launige gelingt Ihnen nicht, weder im Spiel noch in der Composition. Auch ist die scherzhafte Arie zu lang und hat zu viel Wiederholungen. Davon könnte der dritte Theil gestrichen werden. Was aber gar nicht ansprechen kann, ist das Duett Nr. 4, wo die Sängerin noch dazu in ihre unangenehme Manier des Ziehens der Töne kam. Auch fehlt dem Duett das Melodiöse. Man sieht, daß Sie die Gedanken des „Setz' dich nieder, liebe Emmeline" haben vermeiden wollen. Aber man spürt den Zwang. K.'s Ton fängt an unangenehm zu klingen, besonders in der Tiefe. Das Alles zusammen macht das Duett ohne Wirkung. Nun kommt die Arie Nr. 5, welche mich sehr befriedigt hat; auch trug sie Höfler nach Kräften vor, sowie man überhaupt dessen Bemühen, bei zum Theil geschwundenen Kräften, recht anerkennen muß. Das Duett Nr. 6 dünkt mir miß-

lungen. Wurde abermals nicht gut gesungen. Das Gebet machte es sehr gedehnt; in Summa, mich dauert die daran gewandte Mühe. Das Finale fängt gut an; da wäre das Gebet an seinem Platze, mehr als beim Duett. Ein so viel betender Ritter ist aber ein Fehlgriff.

Die Trinkscene könnte noch etwas lebendiger sein. Die folgenden Sätze haben unendliche Längen, wieder ein langes, langes Gebet, bei welchem, höchst unnatürlicher Weise, der Tyrann eine lange Weile ruhig zuhört und der Zuschauer ein Gleiches thut. Das Beten hört nicht auf und das Finale schließt ohne Effect. Woher kommt das, bei so viel Aufwand von Mitteln?

Der zweite Act fängt, wie in mehreren Opern zu hören, mit dem Hochzeitlied an, nur daß dieses abermals zu lange dauert. Endlich öffnet sich der Kreis und die Mädchen bringen die Geschenke, singen aber dabei auch viel zu lange. Vide Figaro. Der Tanz ist ein Lückenbüßer und hilft nicht Leben in diese Scene bringen. Die darauf folgende Arie, Nr. 9, hat mir gefallen, und würde sie mit besserer Stimme gesungen, würde sie noch mehr gefallen. Sie ist der Schatten zu dem Lichte der vorigen Scene. Nr. 10, die Arie des Ritters, enthält viel Gutes, ist aber wiederum viel zu lang. O junger Tonsetzer, lernen Sie streichen! Es geht den jungen

Dichtern ebenso. Das Duett Nr. 11 ist abermals zu lang und nicht gelungen zu nennen. Das Finale dürfte bei Wiederholungen sich besser machen. Aber, aber — der Feuerregen, der muß weg. Das ist ein unglücklicher Gedanke, ungerechnet den Dampf, den er im ganzen dritten Act zurückläßt. Ueberhaupt mißfällt mir der Schluß dieses Finale und ich würde rathen, ihn ganz umzuarbeiten.

Dritter Act. Nr. 13, ein Kirchenstück. Wenn des Gebetes nicht schon so viel wäre, möchte es drum sein. Die Nrn. 14, 15 sind mir nicht genug gegenwärtig. Nr. 16 würde, gut gesungen, sich gut machen. Nr. 17. Ihre Scene ist nicht ohne Wirkung und beweist abermals, daß Ihre Partie das Gelungenste ist. Auch der Anfang des Finale Nr. 18 ist gut. Nun kommen die Kampfscenen, die für mich niemals Interesse haben. Da ist freilich mancher Gedanke schon bekannt. Es mag wohl schwer sein, daß die Quelle der Phantasie drei Acte hindurch immer reich fließe, darum wäre ein kürzeres Stück besser gelungen. Aber Phantasie ist vorhanden, da mögen die Kritiker sagen was sie wollen. Auch recht interessante Instrumentirung. Machen Sie sich auf scharfe Federn gefaßt, aber nehmen Sie nicht übel, was man darüber sagt. Ich habe schon die Vögelchen ein bischen pfeifen hören, das thut aber nichts. Das alte Sprich-

wort vom Himmelfallen der Meister wissen Sie ja. Also, arbeiten Sie nur fort, aber bessere Texte, und beschneiden Sie an diesem Werk, soviel Sie können, so wird es seine Anerkennung schon finden, was mir große Freude machen soll, denn ich achte Sie sehr. Aber auch Ihre liebenswürdige Gattin (die vielleicht ein bischen mit geholfen hat?) ist mir theuer und werth und ich gönne ihr die Freude an dem Beifall des geliebten Gatten. Wenn ich kein Anonymus wäre, so ließe ich sie vielmals grüßen."

Der Brief ernüchterte mich auf eine nicht angenehme Weise, denn das Publikum hatte mir wirklich ungewöhnlichen Beifall gezollt, und ich war anfangs nicht wenig erbittert über diesen Anonymus; aber endlich sah ich doch ein, daß er vollkommen Recht hatte. Auch meine Frau war der Meinung, daß nur Rochlitz so mild und nachsichtig urtheilen konnte. Bei der Wiederholung der Oper, die nach mehreren Tagen erfolgte, hatte ich eine Menge Striche darin gemacht, es war dem Ding aber damit nicht auf die Beine zu helfen.

Marschner hatte seinen „Vampyr" beendet, und da er die Titelrolle für mich geschrieben, mußte ich ihm über alle Nummern, bei denen ich beschäftigt war, meine Ansicht aussprechen. Er verstand sich zu einigen Abänderungen, wodurch das Ganze im Vortrag wirksamer

wurde. Das große Recitativ des Vampyr machte einen gewaltigen Eindruck auf mich, aber ich hatte nicht geringe Angst davor und konnte mich nicht enthalten, meinem Freunde Marschner zu sagen, daß von dem Vortrage dieser unvergleichlichen Nummer das Schicksal der Oper abhänge; gelänge es mir, hierin das ganze grause Bild dem Publikum recht ergreifend vor Augen zu führen, dann hätten wir beide gewonnen Spiel. Die Oper wurde am 29. März zum ersten Male gegeben und bis zum 8. Mai fünfmal bei dem enormsten Beifall und stets ganz gefülltem Hause wiederholt. Leider erkrankte unser einziger Tenorist Höfler — Vetter war bereits abgegangen — vor der Ostermesse, und Hofrath Küstner war gezwungen, noch vor dem Schlusse des Theaters einen Stellvertreter für denselben zu suchen, den er endlich in dem rühmlichst bekannten Tenoristen Binder von Prag fand. Dieser war auch so gefällig, den Aubry im Vampyr in kurzer Zeit einzustudiren. Binder war ein vortrefflicher Musiker und ausgezeichneter Sänger, der sich durch großes Studium eine hohe Tenorstimme geschaffen hatte, denn wie er mir selbst sagte, hatte er früher Baß gesungen. Dasselbe ist von Brizzi bekannt. Binder bewies mir, daß fis ein anderer Ton als ges sei, was er durch eine leichte Schwebung nach oben und umgekehrt nach unten hervorbrachte, wodurch

ein ganz wohlthuender Reiz entstand. Neben seinen außerordentlichen musikalischen Kenntnissen war er auch ein sehr liebenswürdiger Mensch, aber etwas leichtsinniger Natur. Die Aufgabe des Aubry sah er als zu gering an, sodaß er bei der Aufführung besonders in den Finalen sehr unsicher war und ihm von allen Seiten ausgeholfen werden mußte. Als wir nach der Vorstellung in unsere Garderobe kamen, rief er voll Zorn: „Das is ja ä sakrementsschweres Ding, das hätt' i ja gar nit gedacht. Aber schau'st, da leg i mei Part'n in den Schrank und schau kei Not'n mehr drin an, und wett'st, das nächste Mal sing i kan falschen Ton?" Er schloß richtig die Partie ein, aber das nächste Mal war es um nichts besser, und er konnte froh sein, daß er ein Meßpublikum vor sich hatte. Auch Frau Streit wurde noch verhindert in dieser Oper zu singen, es trat aber die höchst geschätzte Frau Marschner, geborene Wohlbrück, für sie ein.

So traf noch mancher unvorhergesehene Unfall den armen Küstner am Schluß seiner Unternehmung. Noch einen herben Verlust sollten wir alle durch den Tod unsers Collegen Stein erleiden. Stein starb an dem Tage, wo das Theater mit „Das Leben ein Traum" geschlossen wurde, dem nämlichen Stück, worin er als Sigismund — den nun Devrient für ihn spielte — so Großes

geleistet hatte. Tags vorher war ich noch bei ihm gewesen, hatte ihn voll der besten Hoffnung für seine baldige Genesung gefunden, aber nur mit Mühe die Thränen unterdrücken können, um ihn nicht aus seinem guten Glauben aufzuschrecken. Mit einem Druck der Hand und den Worten: „Gott stelle Deine Gesundheit wieder her und mögen wir uns froh wiedersehen", entfernte ich mich rasch. Ich wurde vom Hofrath Küstner aufgefordert, den Nachruf für ihn an seinem Grabe zu halten; da ich aber zu tief ergriffen war und meine Weichheit kannte, lehnte ich es ab.

Ueber unsere letzte Vorstellung lasse ich den Hofrath Küstner selbst sprechen.*)

„Nichts Passenderes konnte daher wohl zur letzten Vorstellung als das Calderon'sche Drama „Das Leben ein Traum" gewählt werden, welches so sinnvoll andeutet, daß alles Schöne wie ein Traum verschwindet. Diese betrübende und erhebende Wahrheit, die aus dem herrlichen Gedicht spricht, fand das Publikum in der empfänglichsten Stimmung, sie aufzunehmen, sie zu würdigen. Wie so ganz verschieden war diese Stimmung von der bei der Eröffnung der Bühne! Damals wie jetzt waren die Gemüther aufgeregt, gesteigert und dem

*) „Rückblick auf das leipziger Theater". (Leipzig 1830.)

Treiben des Alltagslebens enthoben, aber damals spannte sie Erwartung des Neuen, das da kommen sollte, damals erschütterte sie das gewaltige Schicksal der „Feindlichen Brüder", damals erfreute sie der glückliche Erfolg, die empfangene Hoffnung für die Zukunft. Jetzt erfüllte sie die Wehmuth, das durch zehn Jahre als das Ihrige Liebgewonnene zum letzten Male zu sehen, jetzt stimmte die poetische Moral des ruhigen, mehr contemplativen Calderon'schen Stücks zum Ernste, zum Entsagen, jetzt trübte das Wohlgefallen am Spiele die Aussicht, es zu verlieren; die Zukunft war ungewiß und trüb, Alles wies an die Erinnerung an. Als das Ende des Stücks sich nahte, als zum letzten Male der Vorhang aufrollte, der dann für immer die gern gesehenen Bilder verbarg und entzog, als Madame Genast am Ende des Stücks, von allen Kunstgenossen umgeben, vortrat, um in nachfolgendem Epiloge von Wendt die letzten Worte des Abschieds auszusprechen, stieg die Wehmuth der Zuschauer bis zur höchsten Rührung, und Thränen in Vieler Augen sprachen die innigste Trauer aus. Als die Sprecherin verstummte, sank der Vorhang; aber noch einmal mußte er in die Höhe, um das gesammte Personal zu zeigen, und Kränze und Blumen flogen auf die Scheidenden herab, wie auf die Gräber der Lieben. Noch einmal empfing ich eine mir schon mehrmals zu Theil gewordene

Auszeichnung; ein dreimaliges herzliches, allgemeines Hoch wurde, wie der Redner sagte, mir, als dem Spender so vieler geistigen Genüsse, gebracht. Tief ergriffen dankte ich für diese vielen Beweise von Liebe, die ich erhalten, nahm mit schwerem Herzen Abschied und bat um ein freundliches dauerndes Andenken."

Auch folgende schöne Strophe aus dem Wendt'schen Epiloge möge hier einen Platz finden:

Aus ist der Traum; das Spiel ist nun zu Ende —
O wär' es auch für Euch ein schöner Traum!
Wir reichen nun einander still die Hände,
Und bald verhallt sind diese Worte kaum,
So lassen wir mit Schmerz die trauten Wände
Und wandern dann zerstreut im weiten Raum;
Und sinkt zum letzten Mal der Vorhang nieder,
Ihr seht uns so, wir so Euch nimmer wieder.

Noch jetzt nennen die alten Leipziger die damalige Periode des Theaters unter Küstner die glänzendste.

Am 13. Mai reiste ich mit meiner Familie nach Magdeburg ab, und die von mir dahin engagirten Mitglieder, mein Schwager und meine Schwägerin ausgenommen, die zu einem Gastspiel nach Hamburg eingeladen waren und erst nach einigen Wochen in Magdeburg eintrafen, folgten mir sofort nach. Meine Geschäfte waren nicht gering, und ich mußte meine Aufstehstunde auf vier Uhr Morgens festsetzen und kam selten vor zwölf Uhr Nachts

zu Bett. Meine Mitglieder standen mir mit Fleiß und gutem Willen treulich bei. Es wurde wöchentlich fünfmal gespielt und in den elf Monaten meiner dortigen Leitung brachten wir siebenunddreißig theils neue, theils neu einstudirte Opern und Stücke aufs Repertoire. Das Publikum nahm großen Antheil an unsern Leistungen und die Mitglieder wurden mit Gastfreundschaft im gewöhnlichen Leben überhäuft.

Im Juni sollte ich meinen hochverehrten Landesherrn Karl August noch einmal sehen. Er war in seiner gewöhnlichen Reisedroschke in einem Tage nach Magdeburg gefahren und Abends gegen elf Uhr dort angekommen. Seine Begleiter waren der Major von Germar und der preußische Major von Geisau, ebenfalls Adjutant von ihm, beide Freunde und Gönner von mir. Der Großherzog wollte nur den darauf folgenden Tag, der eigentlich kein Theatertag war, in Magdeburg verweilen, darum ließ mich der Generallieutenant von Jagow schon früh um sechs Uhr durch den Major von Haak fragen und ersuchen, ob es nicht möglich sei, für den gnädigsten Herrn eine außerordentliche Vorstellung zu veranstalten. Ich sandte sogleich meine Diener zu dem Oberbürgermeister Franke und ließ fragen, ob die Herren vom Comité nichts dagegen hätten, wenn ich für den Abend eine Vorstellung ansetzte, und erhielt natürlich eine zustimmende

Antwort, denn überall war ja der unvergleichliche Fürst geliebt und geehrt. Darauf bat ich das ganze Personal um neun Uhr zu einer Versammlung ins Theater und setzte ein Repertoire von verschiedenen Stücken und Opern auf, welche ich selbst nach Stadt London, wo der Großherzog abgestiegen war, brachte, um es ihm zur Auswahl vorlegen zu lassen. Herr von Geisau bat mich ein wenig zu warten, da er mich dem Großherzog melden und dieser mich gewiß selbst sprechen wolle. So war es auch. Ich fand den verehrten Fürsten in seiner preußischen Generalsuniform am offenen Fenster stehen; unten vor dem Hause hatte sich eine große Menge Menschen versammelt und schwenkte, so oft er freundlich grüßend hinabschaute, die Mützen.

Aber wie verändert sah er aus! Grau war seine Gesichtsfarbe, sein Auge wie erloschen und seine Züge schlaff. „Komm näher", sprach er wohlwollend; „wir haben uns das letzte Mal in Fulda gesehen. Was macht Deine Frau und Schwägerin? Damals hattest Du einen kleinen Jungen, der schuld war, daß wir in Buttlar nicht zusammen übernachten konnten — hast Du seit der Zeit Zuwachs erhalten?"

„Noch zwei Mädchen", erwiderte ich, „und ein viertes Kind erwartet meine Frau in kürzester Zeit."

„Dann kann ich also Deine Frau heute Abend nicht

im Theater sehen, das thut mir leid. Grüße sie von mir!"

Darauf legte ich ihm das Repertoire vor. „Spielst Du den Barbier von Sevilla?" Ich bejahte. „Dann gib diese Oper, ich möchte gern sehen, was Du geworden bist, da ich manches Rühmliche von Dir gehört habe."

Freundlich entließ er mich, und ich war über seine Gnade hoch erfreut. Herr von Jagow hatte die Güte gehabt mich zur Tafel mit einzuladen, ich mußte aber wegen meiner Geschäfte im Theater die Ehre ablehnen. Der Oberbürgermeister Franke erzählte mir darüber, daß die Tafel um zwei Uhr befohlen gewesen wäre, die ganze Generalität und einige hohe Staatsbeamte hätten um den hohen Gast herum gesessen, als dieser plötzlich neben Jagow eingeschlummert wäre. Um nicht zu stören, hätte sich die Versammlung volle zwei Stunden lang still und regungslos verhalten, endlich hätte der Großherzog die Augen aufgeschlagen und gesagt: „Ich glaube gar, ich habe geschlafen? Bitte um Verzeihung, meine Herrn! Wenn's Zeit zu Tische ist, Jagow, so wollen wir gehen!"

Um sieben Uhr sollte die Oper beginnen, aber erst um acht Uhr kam der Großherzog, der von dem zahlreich versammelten Publikum, trotz des langen Wartens, mit

einem ungeheuern Jubel empfangen wurde. Im Zwischenact kam er mit Jagow und dem Minister von Kleewitz, nachdem er dessen Gemahlin einen Besuch in ihrer Loge gemacht, auf die Bühne mit den Worten: „Ich muß mir Euer Theater doch einmal ansehen!" Da war er wieder der kräftige Greis mit rothen Wangen, frisch in Sprache und Haltung. Nachdem ich ihn herumgeführt, sagte er: „Höre, das ist eine schlechte Bühne, da ist ja hinter den Coulissen gar kein Raum! Ihr müßt Euch ein anderes Theater bauen!" Ich erwiderte in Gegenwart des Generals von Jagow und des Ministers von Kleewitz: „Ja, Königliche Hoheit, ich habe das den Excellenzen auch schon gesagt, aber den Bescheid erhalten, daß weder Geld noch ein Platz dazu da wäre!" — „Das ist leider wahr!" bestätigten beide Herren. Der Großherzog sagte nun noch, daß ich ihm, wie überhaupt das ganze Ensemble, gefallen, und daß es ihm leid thäte, das Ende nicht abwarten zu können, da er zu ermüdet sei.

Das war das letzte Mal, daß ich meinen gütigen Landesfürsten sah. Ungefähr vierzehn Tage danach kam der Major von Haak, abermals schon früh um sechs Uhr, an mein Fenster und brachte mir die Nachricht, daß der Großherzog todt sei.

Da die Stadt Leipzig während der Messe nicht gut ohne Theater sein konnte, so wandte sich der dortige

Magistrat an mich mit der Anfrage, ob ich wohl das magdeburger Theatercomité bestimmen könnte, die Gesellschaft auf sechs Wochen der Stadt Leipzig abzutreten. Der Antrag wurde nach allen Seiten hin beleuchtet und vor allem die Kosten erwogen, die sich auf mindestens 7000 Thaler beliefen.

Ich fuhr mit dem Domänenrath Apel nach Leipzig, um mit dem Magistrat über diese Angelegenheit mündlich Rücksprache zu nehmen. Die Herren bewilligten uns freies Theater nebst Decorationen und Maschinerien. Der Contract wurde unter solchen günstigen Bedingungen auf sechs Wochen festgestellt und von beiden Seiten unterschrieben. Bei unserer Zurückkunft setzte ich alle Schneiderkräfte in Bewegung, um neue Garderobe anzuschaffen, denn mit der ärmlichen, welche die magdeburger Bühne aufzuweisen hatte, durften wir in Leipzig nicht erscheinen. Die Herren schüttelten gewaltig die Köpfe, denn unser Kostenaufwand steigerte sich dadurch um 2500 Thaler; allein man hatte A gesagt, nun mußte man auch B sagen, um den Anstand des Theaters zu wahren. Von mir wurde die Bedingung gestellt, daß eins der Comitémitglieder mich begleite, um die Kasse zu überwachen, wozu mir keine Zeit blieb.

Die Mitglieder, welche schon unter Küstner gedient hatten, wurden mit ungeheurem Jubel von den Leipzigern

und auch von den Meßfremden, die uns aus der guten Zeit noch kannten, begrüßt. Wir machten sehr gute Geschäfte, da ich aus tüchtigem Alten und Neuen ein gutes Repertoire hinstellte und auch die noch nicht gekannten Mitglieder den Beifall des Publikums fanden.

Am Schlusse unserer Vorstellungen stellte sich eine Einnahme von ca. 16,000 Thalern heraus, wogegen unsere gesammte Ausgabe nur 11,000 Thaler betrug. Mit vergoldeten Lorbeeren kehrte die Gesellschaft nach Magdeburg zurück, und nachdem alle Rechnungen ins Reine gebracht waren, erhielt ich ein liebenswürdiges Danksagungsschreiben von dem Comité, dem 500 Thaler beigefügt lagen, um meine viele Arbeit und Mühe zu lohnen.

Mein väterlicher Freund, der Kammerrath G., hatte den Plan gefaßt, das leipziger Stadttheater in ein zweites königliches Hoftheater zu verwandeln und, da er in hohem Ansehen bei der königlichen Familie stand, bereits Rücksprache mit dem Minister von Einsiedel genommen und mich demselben als Leiter vorgeschlagen. Er setzte mich bei meiner Anwesenheit in Leipzig davon in Kenntniß, und mit Freuden ging ich auf seinen Plan ein. Ich machte mich auf einen Tag frei und fuhr mit untergelegten Pferden mit G. nach Dresden, wo er mich den andern Tag dem Geheimrath von

Lüttichau vorstellte. Wir entwarfen einen Etat, der sich auf 56 — 60,000 Thaler belief, und für mich und meine Frau schloß ich vorläufig einen Interimscontract ab. Obgleich meine Frau sich ebenfalls sehnte, nach Leipzig zurückzukehren, so war sie doch nicht einverstanden, daß ich eine solche Stellung dort einnähme, die mich meinem häuslichen Leben und meiner Familie ganz entzöge; aber ich glühte bei dem Gedanken, in die Fußtapfen Küstner's zu treten und wo möglich ein ebenso tüchtiges Ensemble herzustellen. Ich hatte nun Mitglieder für das neu errichtete Hoftheater zu engagiren, und natürlich waren die besten Talente der magdeburger Bühne die ersten. Da ich aber dieser ihre besten Kräfte entzog, so war ich verpflichtet, dieselben durch andere Engagements zu ersetzen. Bei der deshalb nöthig gewordenen ausgebreiteten Correspondenz stand mir meine gute Frau getreulich zur Seite und wurde mein Secretär. Zu gleicher Zeit nun kam auch von meinem alten Freunde, dem Kapellmeister Hummel, im Auftrag des Oberhofmarschalls von Spiegel, der Intendant des großherzoglichen Theaters in Weimar war, ein lebenslänglicher Engagementsantrag, da unser Beider Fächer durch den Abgang der Frau von Heygendorf und Stromeyer's erledigt waren. Mein Sinn stand zwar nach Leipzig, doch meine Frau war so glücklich in dem Gedanken, daß wir für unsere ganze Lebensdauer nach mei-

ner auch ihr theuer gewordenen Vaterstadt übersiedeln sollten; die bescheidenere, aber gesicherte und nur der Ausübung unserer Kunst gewidmete Existenz erschien ihr so viel geeigneter und wünschenswerther für uns Beide, als die mir in Leipzig gebotene, allerdings in jeder Hinsicht glänzendere, daß ich mich vorläufig wenigstens entschloß, das Gastspiel in Weimar anzunehmen. So reisten wir im Januar 1829 nach Weimar und hatten das Glück, dem Großherzog und dem Publikum bei unserm Gastspiel zu gefallen, worauf uns ein lebenslängliches Engagement mit einem für den Etat des Hoftheaters ansehnlichen Gehalt geboten wurde. Gleichzeitig drängte mich freilich Herr von Lüttichau zur definitiven Entscheidung auf seine wahrhaft glänzenden Anträge, indessen die Freude, wieder in meiner Heimat, bei meinem guten Vater, in der Nähe Goethe's zu sein, die Huld, die uns von dem großherzoglichen Hause, das Wohlwollen, das uns von so vielen alten Freunden und dem Publikum zu Theil wurde, dazu die Bitten meiner Frau — alles das bestimmte mich, den weimarschen Antrag anzunehmen.

Auch jetzt noch, nach zweiunddreißig Jahren, kann ich sagen, daß ich diesen Entschluß nie bereut, daß ich in meiner alten Vaterstadt eine neue, glückliche und mir theure Heimat gefunden habe.

Achtzehntes Kapitel.

Abschied von Magdeburg. — Auftreten in Weimar. — Das Theaterpersonal und sein Vorstand. — Musikfest in Nordhausen. — Kapellmeister Hummel. — Das Theater in Sondershausen. — Goethe's Geburtstag. — „Die Stumme von Portici".

Ich mußte dem magdeburger Comité sehr dankbar sein, daß es mir so freundlich den Urlaub zu der Reise nach Weimar bewilligt hatte, und bemühte mich, durch um so größere Thätigkeit in den letzten Monaten meines Dortseins meine Gesinnung zu beweisen. Ehe ich von Magdeburg schied, hatten die ersten und reichsten Familien den Entschluß gefaßt, mir und meiner Frau einen zehnjährigen Contract unter denselben Bedingungen und unter ihrer Garantie anzubieten; besonders war auch der Minister von Kleewitz mein äußerst wohlwollender Gönner, zog uns oft in sein Haus, und seine Gemahlin hatte eine Vorliebe für meine Frau gefaßt — aber

unser Weggang war beschlossene Sache und wir sehnten uns jetzt gleich sehr nach unserer neuerwählten Heimat.

Nach zwölfjähriger Abwesenheit kehrte ich in meine Vaterstadt zurück und betrat als engagirtes Mitglied zum ersten Male am 20. April als Vampyr die Bühne, meine Frau am 22. als Prinzessin im „Tasso“.

Wir fanden ein herrliches Ensemble. Die alten Schüler Goethe's, Graff, Haide, Lortzing, waren noch ziemlich kräftig. Oels hatte am Schmelz seines Organs nichts verloren, und es war ein wahrer Hochgenuß, ihn, den unübertrefflichen Rhetoriker, in den Raupach'schen „Hohenstaufen“ zu hören und zu sehen. Durand hatte sich in seiner Kunst sehr vervollkommnet und spielte eifersüchtige Ehemänner mit vollendeter Wahrheit und sprudelndem Humor; darin war er Wolff weit überlegen, während er ihm in der Tragödie nicht weit nachstand. Laroche war, was das Charakterfach im Lustspiel anlangt, wohl das bedeutendste Talent der weimarschen Bühne. Ganz unübertrefflich war er in den Angely'schen Vaudevilles. Wo lebte der Schauspieler, der ihn darin nur annähernd damals erreichen konnte? Welch eine ausgezeichnete Leistung war sein Mephistopheles im „Faust“. Ich habe diese Rolle nie vortrefflicher spielen sehen. Auch in der Tragödie leistete er Anerkennungswerthes,

obgleich diese nicht der Boden war, worauf er sich so frei und natürlich bewegte. Seidel war ein ganz ausgezeichneter Komiker, und Rollen, wie Habakuk im „Alpenkönig“, Valentin im „Verschwender“ und besonders sein „Bauer als Millionär“, waren ganz vortreffliche Charakterbilder. Frau Durand (früher Engels) und Frau Seidel waren beide höchst verdienstvolle Schauspielerinnen, Fräulein Lortzing eine jugendliche Liebhaberin, mit einem wunderschönen Organ und reizender Persönlichkeit, wie man wenige auf der deutschen Bühne fand. Ihr Gretchen im „Faust“ war ein Bild voll Seele und Unschuld und namentlich dadurch vortheilhaft ausgezeichnet, daß sie es in diesem Charakter bis zum Schluß durchführte, auch in der Kerkerscene nicht zur tragischen Heroine werden wollte. Die Oper hatte allerdings in Stromeyer den trefflichsten Bassisten jener Zeit verloren, besäß aber in Moltke einen lyrischen Tenor mit einer Stimme, die man zu den schönsten zählen konnte. Buffo- und zweite Baßpartien waren durch Laroche und Franke*)

*) Franke zeichnete sich später als ein ganz tüchtiger Künstler aus. Treffliche Leistungen waren und sind noch jetzt von ihm: Leporello, Basilio im „Barbier von Sevilla“, van Beet in „Zar und Zimmermann“, Schlosser im „Maurer“, Wirth in „Johann von Paris“, Müller im „Reisenden Studenten“, Lerse im „Götz von Berlichingen“, Just in „Minna von Barnhelm“, Schuster im „Lumpacivagabundus“ ꝛc.

sehr gut besetzt. Frau Eberwein sang und spielte Rollen wie Klytämnestra, Elvira im „Don Juan“ ꝛc. sehr brav. Fräulein Schmidt übertraf in Partien wie Zerline, Rosine ꝛc., besonders im Spiel, manche berühmte Sängerin. Ein sehr guter Chor von zweiunddreißig Stimmen und ein treffliches Orchester, an dessen Spitze unser unvergeßlicher Hummel stand, waren in würdigem Einklang mit dem Ganzen. Der Oberhofmarschall von Spiegel behielt als Intendant die strenge, fast pedantische Ordnung bei, die von Goethe eingeführt worden war. Kein Schauspieler durfte im Mantel oder mit bedecktem Haupte probiren, wenn es nicht seine Rolle mit sich brachte. Der Oberhofmarschall selbst nahm seinen Hut ab und stand, bei jeder Probe gegenwärtig, im Frack am Souffleurkasten. Er sprach nie in die Anordnungen des Regisseurs auf der Bühne; hatte er ja diesem eine Bemerkung zu machen, so geschah es unter vier Augen; er schloß nie ohne Zustimmung seiner Regisseure ein Engagement ab, machte diese aber dann auch mit verantwortlich, wenn ein Fehlgriff begangen worden war.

Schon in Magdeburg war ich vom Bürgermeister Franke zu dem bevorstehenden Musikfeste in Nordhausen, welches im Juni stattfinden sollte, im Auftrage des Comités eingeladen worden. An Hummel und Karl

Eberwein waren ebenfalls Einladungen ergangen. Wir kamen alle drei denselben nach und fuhren in Begleitung des ältesten Sohnes von Hummel den musikalischen Genüssen in Nordhausen entgegen. Die Stadt war äußerst belebt und von fremden Gästen angefüllt; die größten musikalischen Berühmtheiten hatten sich eingefunden. Spohr leitete die Orchesterstücke, Friedrich Schneider sein Oratorium, die „Sündfluth". Chor und Orchester waren aufs stärkste besetzt. Das Quartett bestand aus 50 Geigen, 25 Bratschen, 20 Celli und ich glaube aus eben soviel Contrabässen. Die Blasinstrumente waren verhältnißmäßig vertreten. Einen wahren Hochgenuß gewährte die Ouvertüre zu „Egmont" von Beethoven, unter der Leitung Spohr's; nicht minder das Violinenquatuor von Maurer, vorgetragen von den Componisten Wiele, Müller und Spohr. Dann muß ich noch den unvergeßlichen Virtuosen Queißer erwähnen, der ein Concert auf der Baßposaune blies, welches allgemeinen Enthusiasmus erregte. Vier genußreiche Tage verlebten wir in Nordhausen, am fünften war der Wagen schon vorgefahren, uns nach Sondershausen zu bringen, wo auf Befehl des Fürsten, Hummel zu Ehren, die „Zauberflöte" aufgeführt werden sollte. Bevor wir aber die Reise antreten durften, mußten wir noch eine furchtbare Schlacht mitmachen,

bei der nicht weniger als vierundzwanzig Hälse gebrochen wurden. Zwei Kürassieroffiziere, die ich von Magdeburg her sehr gut kannte, luden mich und meine drei Reisegefährten ein, ihnen bei einem Kampfe mit zwei behelmten Gegnern — ein Paar Flaschen vortrefflichem Champagner — beizustehen. Als diese Feinde mühelos von uns besiegt worden waren, stiegen Hummel, sein Sohn und Eberwein in den Wagen, ich wollte, nachdem ich meinen Freunden Lebewohl gesagt, ihnen eben folgen, als ein böser Dämon in Gestalt des Lieutenants von M. mich am Rockschoß hielt und mir verführerisch die Worte ins Ohr flüsterte: „Herzensjunge, man noch eine Flasche am Wagen." — „Muckerl!" (Nepomuk) rief ich Hummel zu, „wollen wir noch eine trinken?" — „Ja, warum denn nicht!" war die Antwort. Zu uns lustigem Corps gesellten sich die Musikdirectoren Grund und Knop aus Meiningen und es wurde nun noch mehr als eine Flasche getrunken, jedoch keine vollständig, sondern die Neige erhielt stets der Schwager auf dem Bocke, welcher austrinken, einen Tusch blasen und die Flasche dann hoch in die Luft werfen mußte. In gleichem Verhältnisse mit unserer Heiterkeit nahm auch die Zuschauermenge auf dem Platze zu, der zu Ehren wir das Lied anstimmten: „Das ganze Dorf versammelt sich!" Endlich, als wir noch zweiundzwanzig behelmte Pechprinzen zu Boden

geworfen, bestieg auch ich mit schwerem Kopfe den Wagen. Als wir abfuhren, erschallte hinter uns her: „Es ritten drei Schneider zum Thore hinaus." — „Musikanten, meine Herren, Musikanten; verwechseln Sie die Handwerke nicht!" schrie ich zurück.

In Sondershausen angekommen, suchten wir alle sogleich eine ruhige Schlafstätte, um unsern Rausch auszuschlafen. Eine Tasse guter Kaffee, den wir in der Gaststube alsdann einnahmen, brachte uns wieder in Ordnung. „Da steht ja auch ein Instrument, das müssen wir doch probiren", sagte Hummel. Es war ein alter abscheulicher Kasten in Flügelform, aber Hummel lockte Töne daraus hervor, die uns bezauberten. Nur ein Gast noch, ein langer hagerer Mann mit weißen, schlicht herabhängenden Haaren, war in der Stube gegenwärtig. Zuerst nahm er keine Notiz von uns, als Hummel aber zu phantasiren anfing und eine Bach'sche Fuge mit hineinwebte, wurde er aufmerksam und stellte sich neben mich ans Klavier. Endlich fragte er: „Wer ist denn der herrliche Mann?" — „Das ist der Kapellmeister Hummel", antwortete ich und sah dabei, wie dem Fremden die Thränen über die Wangen rollten. „Ich habe mir's doch gedacht, es konnte auch kein Anderer sein!" sagte der Mann mit

verklärtem Gesicht. Es war ein Cantor aus der Nachbarschaft, der auch dem Musikfeste beigewohnt hatte. Ihm zu Liebe setzte Hummel sein Spiel noch eine Zeit lang fort.

Um sechs Uhr gingen wir ins Theater, wo wir in der Mittelloge unsere Plätze erhielten. Ich hatte so Manches über die dortigen Gebräuche gehört und war sehr begierig, mich zu überzeugen, ob sich die Sache so verhielt. Daß der Fürst jedem Gast eine Pfeife überreichen lasse, daß Bier zwischen den Acten servirt werde, fand ich nicht bestätigt. Aber der Fürst rauchte während der Vorstellung seine Pfeife. Sämmtliche Beamten- und Bürgerfrauen saßen im Parterre und auch in den Logen mit Strickstrümpfen. Das Orchester war vortrefflich und auch die Sänger gut. Wir beabsichtigten am andern Tage bei Zeiten abzureisen; da aber der Oberstallmeister von Weiß, den wir schon beim Musikfest hatten kennen lernen, uns gern bei sich sehen wollte, lud er uns für den andern Morgen um neun Uhr zu einem Frühstück ein. Wir nahmen die ebenso freundliche als seltsame Einladung an und waren nicht wenig erstaunt, die ganze sondershäuser Aristokratie zu der ungewohnten Stunde bereits versammelt und statt eines Kaffeetisches ein höchst luxuriöses Mittagessen vorzufinden. Hummel war natürlich der Magnet gewesen, der diese

glänzende Gesellschaft herbeigezogen hatte, und in seiner gewohnten Liebenswürdigkeit ließ er sich auch nicht lange bitten, sondern setzte sich an den Flügel und riß Alles durch sein einziges Spiel zur Bewunderung hin. Später sang auch ich einige Lieder und mit der sehr musikalischen, talentvollen Frau von Weiß, die eine sehr schöne Stimme besaß, zwei Duos. Die Sache zog sich in die Länge und wir fürchteten, sehr spät nach Weimar zu kommen, aber der Oberstallmeister gab uns das Versprechen, daß wir um sieben Uhr Abends dort eintreffen sollten, und er hielt Wort, denn er hatte aus dem Marstall Relais legen lassen.

Den Sommer verbrachte ich mit meiner ganzen Familie in Berka, einem kleinen, aber höchst angenehmen Badeorte mit einer balsamischen Fichtennadelluft. Meiner Frau und mir that die Ruhe nach dem arbeitsvollen Winter sehr gut.

Zu Goethe's Geburtstag wurde das Theater in Weimar mit „Faust" wieder eröffnet. Er selbst hatte sich um die Bühnenbearbeitung seines Werkes nicht weiter bekümmert, als daß er sich mit der Klingemann'schen einverstanden erklärt und Riemer Machtvollkommenheit zu einigen Abänderungen übertragen hatte. Laroche war, wie schon bemerkt, ein ganz vortrefflicher Mephisto, die

Schülerscene gab er unnachahmlich schön. Sehr brav war Durand als Faust, nicht minder Fräulein Lortzing als Gretchen, die in ihrer schlichten Natürlichkeit, die sie auch in der Wahnsinnsscene beibehielt, außerordentlich wirkte. Eberwein hatte eine sehr sinnige, ansprechende Musik dazu geschrieben.

Vor Schluß des Jahres kam noch „Die Stumme von Portici" aufs Repertoire, worin meiner Frau die Fenella und mir der Masaniello zugetheilt war. Obgleich Hummel hierbei ein wahres Meisterstück von Punktation in der Gesangspartie gemacht, denn er hatte die Tenor- in eine hohe Baritonlage umgewandelt, ohne dabei eine Note im Orchester zu verändern, sträubte ich mich doch gewaltig, diese Rolle zu übernehmen. Es blieb aber nichts übrig, wenn die Oper gegeben werden sollte, als daß ich mich endlich, obschon mit großer Unlust, dazu entschloß. Die Oper machte außerordentliches Glück und brachte der Kasse einen reichen Gewinn, da die Fremden von allen Orten Thüringens dazu herbeiströmten. Die Fenella wurde eine Glanzrolle für meine Frau. Ihre Pantomime war so treffend, daß sie der Worte entbehren konnte, wobei ihr schönes Auge, das alle Seelenempfindungen aussprechen konnte, ihr sehr zu statten kam. Der Professor Oskar Bernhard Ludwig Wolff schrieb folgendes Gedicht über ihre Leistung:

Wer so, wie Du, des Lebens ernstes Walten
Erfassen kann im Strahlenschein der Kunst,
Vermag die Zauberbilder festzuhalten
Der Poesie in ihrer reichsten Gunst —
Was können dem die armen Worte bringen?
Sie führen Ausgesprochnes nur zurück.
Die Kunst trägt Dich empor auf ihren Schwingen,
Und in ihr selbst trägst Du das reinste Glück.
Das Schicksal kann Dir nimmer Beides rauben,
Denn wer, wie Du, so echt und rein verband
Kunst, Poesie und Tugend, Liebe, Glauben,
Dem wird das Himmelreich zum Vaterland.*)

*) Jawohl ist sie jetzt zu diesem Vaterland zurückgekehrt; Gott hat sie von meiner Seite genommen; so darf ich auch von der ehrenden Anerkennung sprechen, die ihr hier zu Theil wurde.

Neunzehntes Kapitel.

Der Tod der Großherzogin-Witwe. — Wilhelmine Schröder-Devrient und ihr Besuch bei Goethe. — Reise nach Breslau. — Laube, Steffens, Max. — Das Riesengebirge. — Leipzig.

Am 13. Februar 1830 starb unsere allverehrte Großherzogin Louise und wurde nach ihrer Bestimmung ohne alles Gepränge früh um 5 Uhr in der Fürstengruft an der Seite ihres ihr vorangegangenen Gemahls Karl August beigesetzt. Das Theater wurde, weil die hohe Frau es so verlangt hatte, nur auf drei Wochen geschlossen.

Wilhelmine Schröder-Devrient besuchte auf ihrer Kunstreise nach Frankreich auch Weimar. Der Herr von Spiegel wünschte sehr, sie auftreten zu lassen, aber sie hatte für die Rolle dreißig Louisdor verlangt, und das ging über unsere finanziellen Kräfte. Auf Wunsch des Intendanten trat ich als Vermittler ein; ich legte meiner lieben Freundin die Verhältnisse dar und sie verstand sich nun ohne weiteres dazu, fast mit dem dritten

Theile ihrer ursprünglichen, im Hinblick auf ihren Ruf auch keineswegs übertriebenen Forderung sich zu begnügen. Sie stellte nur zwei Bedingungen, eine an den Intendanten, daß die Rollen rasch aufeinander folgten, weil sie zum 1. Mai in Paris eintreffen müsse, und eine an mich, ihr die Bekanntschaft mit Goethe zu verschaffen.

Voll Freude eilte ich erst zu Herrn von Spiegel, um ihm die gute Nachricht zu bringen, und dann zu Goethe, um ihn zu fragen, ob er die Schröder-Devrient empfangen wolle? „Es wird mich freuen, diese Künstlerin, von der ich schon so Treffliches gehört, kennen zu lernen", erwiderte er. Ich fragte ihn noch, ob sie ihm etwas vorsingen dürfe, da er ja wegen der Trauer das Theater nicht besuche. „Das wird meine Freude nur noch erhöhen", sagte er. Ich bemerkte, daß er dazu keinen Accompagnisten bestellen möge, dieses Amt könne meine Frau übernehmen, und er versetzte lächelnd: „Ei sieh, da lerne ich ja ein weiteres Talent an Deiner lieben Frau kennen."

Am andern Tage empfing er die Devrient höchst freundlich und liebreich. Sie sang ihm unter anderm auch die Schubert'sche Composition des „Erlkönig" vor, und obgleich er kein Freund von durchcomponirten Strophenliedern war, so ergriff ihn der hochdramatische

Vortrag der unvergleichlichen Wilhelmine so gewaltig, daß er ihr Haupt in beide Hände nahm und sie mit den Worten: „Haben Sie tausend Dank für diese großartige, künstlerische Leistung!“ auf die Stirn küßte; dann fuhr er fort: „Ich habe diese Composition früher einmal gehört, wo sie mir gar nicht zusagen wollte, aber so vorgetragen gestaltet sich das Ganze zu einem sichtbaren Bild. Auch Ihnen, meine liebe Frau Genast“, wandte er sich zu meiner Frau, „danke ich für Ihre charakteristische Begleitung.“

Wilhelmine war entzückt über sein Lob und über die Aufnahme, die ihr von ihm wie von seiner Schwiegertochter zu Theil geworden war. Beim Nachhausefahren sagte sie: „Das ist der schönste alte Mann, den ich je gesehen, in den könnte ich mich sterblich verlieben.“

Sie trat zweimal als Emmeline in der „Schweizerfamilie“, sowie als Rezia im „Oberon“ und als Lenore im „Fidelio“ auf und wurde stets vom Publikum mit Beifall überschüttet. Der Culminationspunkt ihrer Leistungen war unstreitig der Fidelio. Welche Künstlerin hätte sie in dieser Rolle jemals erreicht, geschweige denn übertroffen; weder im Spiel noch im Gesang, denn beide verwebten sich harmonisch ineinander und führte so ein Bild der Vollendung vor die

Augen, wie es nie dagewesen. Von Paris, wo sie neben der Malibran und Pasta mit großem Glück auftrat, schrieb sie mir unter anderm über diese beiden Sängerinnen: „Die Pasta ist bei weitem nicht so groß als ihr Ruf, aber die Malibran tausendmal größer. Das ist eine Künstlerin, vor der man niederknieen muß.“

Einer Aufforderung des Directors Piehl folgend, reisten wir im Juni 1830 nach Breslau zu einem abermaligen Gastspiel und wurden von unsern Freunden und dem Publikum mit der alten Liebe und großer Auszeichnung empfangen. Auf Verlangen mußten wir früher gegebene Stücke, wie „Minna von Barnhelm“, „Das Räuschchen“ und „Donna Diana“, wiederholen. Obgleich der „Vampyr“ von Marschner nicht so gefallen hatte, wie er es verdient, so stand er doch mit auf meinem Repertoire. Von mehreren Seiten, besonders von meinem alten Freund Mosevius, wurde ich gebeten, von dieser Wahl abzustehen, aber ich blieb dabei. Daß dieses Meisterwerk meines Freundes in dem kunstsinnigen Breslau ohne besondern Beifall gegeben worden war, wollte mir gar nicht einleuchten, nur eine mangelhafte Aufführung konnte die Schuld davon tragen. Ich hielt es für meine Pflicht, wenigstens zu versuchen, dem Publikum eine bessere Meinung von dieser Oper beizubringen, und es gelang mir vollkommen, nachdem ich sie

anders in Scene gesetzt und die Tempi so, wie sie der Componist haben wollte, angegeben hatte. Die „Stumme von Portici" wurde allgemein verlangt und so mußte ich auch dort in den sauern Apfel beißen. Bei den sechsundzwanzig Vorstellungen, die wir gaben, war das Haus stets gefüllt, sodaß neben dem Ruhm auch der materielle Lohn nicht ausblieb.

Karl Herlossohn hatte mir einen Brief an den damals noch nicht in weitern Kreisen bekannten Heinrich Laube mitgegeben. Die Bekanntschaft und der öftere Verkehr mit dem ebenso talentvollen und unterrichteten als liebenswürdigen jungen Manne wurde mir höchst lieb und werth und trug nicht wenig zu der Annehmlichkeit meines breslauer Aufenthalts bei. Als ich auf meiner Rückreise über Leipzig mit Leopold Voß zusammentraf und dieser gegen mich erwähnte, daß er für seine Zeitung, „Die elegante Welt", einen tüchtigen Redacteur suche, machte ich ihn auf meinen jungen breslauer Freund aufmerksam, und bald darauf nahm Laube die genannte Stelle ein.

Ein Mittagessen bei dem Buchhändler Max war für mich höchst interessant, da ich dabei den Professor Steffens, den ich bei meiner ersten Anwesenheit in Breslau nur flüchtig gesehen hatte, näher kennen lernen sollte. Höchst drollig erzählte er uns seinen

ersten Besuch bei Goethe. Goethe habe ihn mit sehr stolzer Haltung und einem ernsten Gesicht empfangen, aus dessen Zügen die Absicht hervorgeleuchtet habe, den Besucher etwas auf die Probe zu stellen, weß Geistes Kind er sei. Er müßte das Examen gut bestanden haben, denn Goethe wäre immer freundlicher und das Gespräch immer lebhafter geworden. Ich erzählte dann noch einige Züge von Goethe, die das Interesse der Gesellschaft wohl in Anspruch nehmen konnten.

Max wünschte sehr, die nächste Ausgabe der Goethe'schen Werke zu verlegen, und beauftragte mich, mit Goethe darüber zu sprechen und ihm in seinem Namen ein Gebot von 110,000 Thalern zu thun. Als ich nach meiner Heimkehr mich des Auftrags entledigte, dankte Goethe freundlich, ging aber nicht darauf ein, sondern meinte, er wolle, trotz der lockenden Anerbietung, seinem alten und bewährten Verleger treu bleiben.

Da ich abermals sehr gute Geschäfte in Breslau gemacht hatte, beschloß ich, meiner Frau und meinem achtjährigen Knaben, den ich bei mir hatte, das Riesengebirge zu zeigen. Ich ließ meine Frau und den Knaben abwechselnd auf die Riesenkoppe tragen. Die Aussicht aber machte auf uns nicht den Eindruck, den wir erwartet hatten; denn was für einen Genuß hat man davon, wenn es heißt: Sehen Sie dort den dunkeln Fleck? Das

ist Breslau; der Berg dort ist der Milleschauer u. s. w. Der einzige überraschende Blick ist der Riesengrund, in den man senkrecht wohl gegen zweitausend Fuß hinabsieht. Dagegen waren wir über das Panorama auf dem Kynast ganz entzückt, und zugleich ist die Ruine vielleicht die imposanteste, die ich, außer der heidelberger, je gesehen habe.

In Dresden übernachteten wir nur, um mehrere Tage in Leipzig bei unsern Freunden zu verleben. Man wünschte uns dort auch auf der Bühne zu sehen, und Remie, dem nach meinem Rücktritt die Leitung des Theaters übertragen worden war, schrieb sofort an Herrn von Lüttichau und erbat sich dessen Genehmigung, die dieser, trotzdem daß er mir zürnte, rasch ertheilte. Wir konnten nur einmal auftreten, da unser Urlaub zu Ende ging, und so gab man denn auf vielseitigen Wunsch die „Stumme von Portici", worin ich den Masaniello und meine Frau die Fenella spielte. Das Theater war, trotz der ungeheuern Hitze so voll, daß man die Logenthüren nach den Corridors öffnen mußte. Wir wurden vom Publikum sehr lebhaft empfangen, und außer den Ehren, die uns im Theater zu Theil wurden, brachten uns die Studenten nach der Vorstellung noch ein Vivat.

Zwanzigstes Kapitel.

Mein Gespräch mit Goethe über „Götz von Berlichingen". — Die Milder. — Seydelmann. — Ludwig Devrient. — Meines Vaters Tod.

In Weimar wieder eingetroffen, fanden die Vorbereitungen zu „Götz von Berlichingen" statt, womit das Theater an Goethe's Geburtstag wieder eröffnet wurde. Er wohnte der Vorstellung, wie sehr ich ihn auch bat, nicht bei, weil eben sein Geburtstag war und er in seinem hohen Alter Acclamationen vermied. Den andern Tag ging ich zu ihm, um ihm den Erfolg mitzutheilen. Er sagte: „Nun, ich habe schon von Eckermann viel Gutes über Deinen Götz gehört! Du sollst Dich sehr wacker gehalten haben. Die letzte Redaction dieses Schauspiels, die ich eigentlich auf Veranlassung Schiller's unternommen habe, will mir durchaus nicht behagen. Durch die Hinweglassung des bischöflichen Hofs wird das Ganze nur eine Ritterkomödie, und meine ursprüng-

liche Idee, das damalige Hof= und Ritterleben zu schildern, zerspaltet sich. Man könnte wohl den Versuch machen, es in der Form wieder zur Darstellung zu bringen, in der ich es im Jahre 1809 dem Publikum vorführen ließ!"

Als ich entgegnete, daß, wenn er sich entschließen wollte, die Redaction davon zu übernehmen, der Herr von Spiegel mit großem Dank seine Gabe empfangen werde, versetzte er: „Nun, das könnte wohl geschehen, wenn sich Zeit und Gelegenheit dazu fände."

Man war im Theater sehr rührig und gab manches anerkennungswerthe Neue, unter anderm auch den „Zeitgeist" von Raupach, der außerordentlich ansprach und worin Laroche als Schelle ganz unübertrefflich war. Ich spielte den Junker Kasper; Lortzing als Herr von Alp und unser trefflicher Komiker Seidel als Schulmeister waren beide ausgezeichnet. Die Frau Großherzogin Maria Paulowna befahl das Stück öfters, denn nach des Tages Ernst und Mühen liebte sie es, zuweilen sich Abends eine heitere Unterhaltung zu gönnen. So sagte sie einst bei einem Hofconcert zu mir: „Ich erfreue mich stets an Ihren Darstellungen in Schauspiel und Oper, aber Ihr Junker Kasper und Ihr Dorfbarbier amüsiren mich höchlichst."

Auch an Gästen fehlte es nicht. Zunächst trat die

Milder von Berlin als Elvira im „Don Juan“ auf, dann noch als Iphigenia in Tauris und Klytämnestra in „Iphigenia in Aulis“. Es freute mich wahrhaft, einmal eine Sängerin zu finden, die den Werth der Elvira erkannte, die von allen ersten Sängerinnen als eine undankbare Rolle betrachtet wird. Die Milder erhob sie zu einer sehr dankbaren.

Der Oberhofmarschall von Spiegel hatte die lobenswerthe Absicht, alle bedeutenden Künstler, welche der deutschen Bühne damals angehörten, allmählich zu Gastspielen nach Weimar einzuladen. So geschah es auch mit Seydelmann. Dieser trat im November als Carlos im „Clavigo“ und als Vatel im „Ehrgeiz in der Küche“ auf. Danach folgte der Advocat Wellenberger, Graf Klingsberg, Philipp in „Don Carlos“, Graf in „Der Puls“ und schließlich nochmals der Vatel. Seydelmann liebte es sehr, auch bei seinen Collegen Anerkennung zu finden, und hatte gewiß den vollsten Anspruch darauf, bei allen wenigstens, welche die Kunst mehr pflegen als ihre eigne Eitelkeit. Am Tage nach seinem ersten Auftreten war er bei uns. Ich sagte zu ihm: „Du bist gestern in den beiden Rollen unübertrefflich gewesen! Don Carlos und Vatel wird Dir nicht leicht einer nachspielen, und doch habe ich mich über Dich recht geärgert, daß ein Künstler wie Du zu solch ungehörigen Mitteln greifen kann, um den

Beifall der urtheilslosen Menge zu erlangen!“ Er wußte gleich, daß ich die Scene meinte, wo Clavigo davoneilt und Carlos ihm nachruft: „Clavigo, höre doch!“ Statt die Worte: „Da macht einer einmal wieder einen dummen Streich!“ gleich folgen zu lassen, ging er ganz langsam bis in die Lampen vor, fixirte eine Zeit lang das Publikum mit untergeschlagenem linkem Arm, streichelte sich mit dem rechten Zeigefinger die Wange und sprach dann erst achselzuckend die angeführten Worte. Er erwiderte mir: „Ja lieber Bruder, Klappern gehört zum Handwerk!“ Es schnitt mir durch die Seele, von solch einem Künstler das zu hören. Wie anders war er früher gewesen, und wie sehr rächte sich später die Beifallssucht an ihm. Um wie viel höher stand Laroche auch darin; er ist der echten Kunst nie untreu geworden!

Im December kam die Schröder-Devrient von ihrer Kunstreise nach Paris zurück, trat aber, zum großen Leidwesen aller, nur dreimal auf, zweimal als Fidelio und einmal als Euryanthe. Der Beifall war noch stürmischer als bei ihrem ersten Erscheinen auf hiesiger Bühne.

Noch vor dem Schluß des Jahres begann das Gastspiel von Ludwig Devrient mit dem Shylock. Darauf folgten: Lorenz Kindlein und Baron Werdenbach („Die Mißverständnisse“) Schneider Fips und Tobias Schwalbe, Schewa, Ferdinand („Die Drillinge“), Falstaff, Amtmann

Riemen („Die Aussteuer"), Lear und schließlich nochmals Schewa. Bei Hofe las er außerdem noch „Richard III." vor und erhielt von der Frau Großherzogin einen kostbaren Brillantring.

Wir führten mit Devrient ein sehr bewegtes Leben und jeden Morgen ging es im Verein mit Laroche, Durand und einigen jüngern Mitgliedern in die besten Weinstuben. Der alten berliner Zeiten bei Lutter und Wegner wurde vielfach gedacht und nur bedauert, daß drei Blätter von dem seltenen Kleeblatt sich getrennt hatten. Da der Oberhofmarschall Devrient's Leidenschaft kannte, stand jeden Abend in seiner Garderobe eine Flasche feiner Rothwein und eine Flasche Champagner zu seiner Disposition; aber das genügte leider meinem Devrient nicht, denn er war gewohnt, während der Vorstellung Rum zu trinken. Dieser wurde jedoch auf Befehl des Oberhofmarschalls unter keiner Bedingung verabreicht. Durand und Laroche als Regisseure hatten darüber zu wachen. In der Vorstellung der „Drillinge" trat ich in seine Garderobe und fand ihn ganz exaltirt; er stürzte auf mich zu und rief: „Die da, Laroche und Durand, wollen mir keinen Rum geben." — „Aber, lieber Onkel", erwiderte ich, „der Oberhofmarschall hat es ihnen streng verboten." — „Junge", schrie er, „Du kennst meine Natur. Wenn Du mir nicht ein Glas Rum verschaffst, bin ich

verloren und kann nicht weiter spielen.“ Ich setzte mich demnach über alle Bedenklichkeiten hinweg, holte ihm auf eigene Gefahr das Verlangte, und er spielte seinen Ferdinand vortrefflich zu Ende. Leider war er schon so entnervt, daß er solcher Reizmittel bedurfte, um sich auf der Höhe zu halten. Wie viel er in den vier Jahren, daß ich ihn nicht gesehen, an Kraft verloren hatte, trat besonders in der Darstellung des Lear hervor. Daß er trotzdem der große Devrient war und ungeheures Furore in all seinen Darstellungen machte, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Eine recht gute Darstellung bei uns war die „Heimliche Ehe“, worin Laroche den Commissionsrath vortrefflich spielte. Die Taubheit sprach sich schon in seinem Gesichtsausdruck aus, und unzählige Lazzis, die das Zwergfell erschütterten, wurden von ihm angebracht. Ich hatte früher Benincasa mit großem Ergötzen in dieser Rolle gesehen, Laroche übertraf ihn aber bei weitem.

Zum Geburtstag unserer allverehrten Großherzogin wurde am 16. Februar 1831 Rossini's „Wilhelm Tell“ zum ersten Male gegeben, mit glänzender Ausstattung und trefflicher Scenirung von Laroche. Es war mir als Tell ganz sonderbar, die Schiller'schen Worte, die man in der Scene im ersten Act wie vor der Schlußscene des dritten Akts eingelegt hatte und die von Hummel mit

großem Geschick componirt waren, zu singen, statt, wie ich es gewohnt war, zu sprechen.

Am 4. März sollte mich ein harter Schlag treffen; mein geliebter Vater starb nach langen, schweren Leiden, und nur die Liebe meiner Frau und meiner Kinder konnte meinen Schmerz lindern. Erst nach mehreren Tagen ließ mich Goethe zu sich kommen. Er empfing mich mit ernstem Gesicht und sagte: „Ich habe einen alten Getreuen, Du hast einen trefflichen Vater verloren. Genug!" und mit einem Händedruck und raschem Lebewohl entließ er mich. Wie hätte ich denken können, daß er, der noch in voller Kraft dastand, schon ein Jahr danach, in demselben Monat, auch von dieser Erde scheiden würde!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Gastrollenantrag aus Paris. — Goethe's Album. — Festfeier zu Goethe's Geburtstag. — Meine Beschäftigung im Theater. — Goethe's Tod und Leichenbegängniß. — Die Feier im Theater.

Ich bekam einen Antrag aus Paris auf Gastrollen in der deutschen Oper, und da ich nur in Rollen wie Kaspar, Lysiart, Pizarro beschäftigt sein sollte, wo ein Schnurrbart ganz am Platze war, ließ ich mir einen solchen wachsen. Ehe ich diese Reise antreten sollte, kam der Maler Schmeller im Auftrag Goethe's zu mir, um mich noch vor meiner Abreise für sein Album zu zeichnen. „Ich muß Ihnen aber bemerken", sagte Schmeller, „daß ich dem Herrn Geheimrath mitgetheilt habe, daß Sie jetzt einen Bart tragen, und wie ihnen bekannt ist, mag er das bei Schauspielern nicht leiden." Ich erwiderte, daß ich die hohe Ehre, in Goethe's Album aufgenommen zu werden, sehr anerkenne, aber den Bart ließe ich mir

vor der pariser Reise nicht abschneiden; nach dieser stände ich nach Wunsch zu Diensten. Die Verhandlungen wegen des Bartes gingen einige Tage hin und her, bis ich mich entschloß, selbst mit Goethe darüber zu sprechen und ihm meine Gründe dafür in aller Unterthänigkeit darzulegen. Als ich bei ihm eintrat, musterte er mich vom Kopf bis zu den Füßen und ich fragte: „Nun, wie gefalle ich Ew. Excellenz im Schnurrbart?“ — „Ich finde, daß er Dir nicht übel steht“, antwortete er. „Na, so mag er denn meinetwegen mit abconterfeit werden.“ Noch an demselben Nachmittag saß ich dem Herrn Schmeller, und er stellte ein Porträt von mir her, bei dem es gut war, daß mein Name auf der Rückseite verzeichnet war, denn von meinem Gesicht war fast nur der anstößige Bart getroffen.

Das Theater wurde zu Goethe's Geburtstag mit Chelard's „Macbeth“ wieder eröffnet. Es war der letzte Geburtstag, den wir im Freundeskreise feierten. Dieser Kreis bestand stets aus dem Geheimrath von Müller, Stephan Schütz, Riemer, Peucer, Eckermann und Goethe's Schülern. Auch diesmal hatte ich — wie es schon 1829 und 1830 mit Gedichten von Riemer und Friedrich von Müller geschehen war — ein Gedicht von Eckermann zu dieser Feier componirt.

In der „Stummen von Portici“ war die Punktirung des Masaniello für mich so glücklich abgelaufen, daß

man mich mir nichts dir nichts zum Tenor stempelte, besonders seit unser trefflicher Moltke gestorben war. „Fra Diavolo" wurde am 2. Februar 1832 zum Geburtstag des Großherzogs gegeben und die Titelrolle abermals für mich punktirt; desgleichen der Rinaldo in „Armida", welche am 16. Februar zum Geburtstag der Frau Großherzogin aufgeführt wurde. Unser Großherzog liebte Ballet, und so war ein solches dem „Fra Diavolo" angehängt, wozu Hummel eine charakteristische Musik componirt hatte, in welche die Melodie des Schlußchors auf eine höchst originelle Weise verwebt war.

Ich bin nun bei demjenigen Zeitabschnitt angelangt, mit welchem mein „Tagebuch" seinen Abschluß erhalten soll. Anfänglich war mein Plan, nur die Mittheilungen meines Vaters über die große Zeit Weimar's der Oeffentlichkeit zu übergeben, hochverehrte literarische Gönner und Freunde haben mich zu bestimmen gewußt, mein eigenes Leben mit hinein zu verweben; ob sie daran recht gethan, wird das Publikum entscheiden.

Am 22. März 1832 schied Goethe von dieser Erde. Das Theater wurde auf Befehl des Großherzogs geschlossen. Die Leiche des großen Todten war am 26. von früh acht Uhr an ausgestellt, und wie ein Dichterfürst in weißen Atlas mit Purpursaum gekleidet, den Lorbeer-

kranz auf seinem Jupiterhaupt. So lag er wie schlafend in seinem Sarkophag, neben welchem acht Candelaber mit brennenden Kerzen standen und seine Orden auf sammtnen Kissen lagen. Gelehrte, Künstler, Beamte und Handwerker hielten abwechselnd die Leichenwache. Zunächst verrichteten dies Amt die Gelehrten, dann die Mitglieder des Theaters, worunter Oels, Graff, Lortzing, Durand und ich, als seine Schüler, Laroche, Seidel, Franke, Winterberger, die sich untereinander ablösten. Diesen folgten die bildenden Künste und dann die Gewerbe. Tausende von Menschen waren herbeigekommen, den Unvergleichlichen noch einmal zu sehen. Nachmittags fand die Beerdigung statt. Mehr als zehntausend Menschen wogten durch die Straßen nach dem Kirchhof, der bereits mit Menschen gefüllt war. Neben dem Leichenwagen, welcher mit vier schwarz behangenen Pferden bespannt war, gingen zwölf Marschälle, und hinter demselben folgten die Staatswagen der allerhöchsten Herrschaften; dann schloß sich der Zug der Leidtragenden an, an deren Spitze die ersten Staatsbeamten und Hofdiener gingen; diesen folgten die Brüder der Loge Amalia. Vor dem Wagen gingen die Mitglieder des großherzoglichen Hoftheaters und der Hofkapelle und vierundzwanzig Bürger, die, als der Trauerwagen an der Fürstengruft angelangt war, den Sarg herunterhoben und ihn an der linken

Seite Schiller's beisetzten. Die Hofsänger sangen das Lied, von Hummel componirt: „Laßt fahren hin das allzu flücht'ge." Darauf hielt der Generalsuperintendent Dr. Röhr die Leichenrede.

Dienstag den 27. wurde „Tasso" mit einem Epilog vom Kanzler Friedrich von Müller gegeben, den Durand als Tasso ganz vortrefflich sprach. Die Prinzessin spielte meine Frau, die Sanvitale Frau Seidel, den Alfonso Oels, den Antonio ich.

Nach den Worten des Tasso:

Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten — — —
— — — — — — — — —

begann folgender

Epilog.

Zerbrochen — ja zerbrochen und entschwunden —
Auch unser Steuer ist's — wie sprech' ich's aus? —
Kehrt wohl ein Wort, wie schmerzlich es empfunden,
Aus voller Brust das Innerste heraus? —
Ja naht euch nur*), in Trauer eng verbunden,
Den Blick umdüstern nächt'ger Flor und Graus —
Ihn, den wir wähnten ewig zu umschlingen,
Soll keiner Sonne Licht uns wiederbringen!

---

*) Aus dem Hintergrunde traten bei diesen Worten die Prinzessin und Leonore mit übergeworfenen Trauerschleiern, in ihrer Mitte Alfonso, langsam hervor, während neben den Coulissen das gesammte Theaterpersonal in altitalienischem Trauercostüm sich aufstellte.

So war's kein Traum, was plötzlich uns erschreckte,
Wie Donnerschlag in friedlich stiller Nacht,
Aus stolzer Sicherheit betäubend weckte! —
Zusammen stürzt das Dach, das schützend deckte,
Und des Geschickes furchtbar strenge Macht
Verkündet laut die tragischste der Lehren:
„Das Leben muß im Tode sich verklären."

O goldne Zeit, wo bist Du hingeschwunden,
Da unsre Hand Ihm heitre Kränze wand,
Da jeder sich in Ihm erst selbst empfunden,
In Seinem Blicke Muth, Gelingen fand,
Ihr unvergeßlich, einzig schönen Stunden,
Wo er zu kühnstem Streben uns verband,
Mit seines Geistes Flamme uns entzündet
Und eine Welt im engsten Raum gegründet?

Er, der zuerst zum einfach Wahren, Schönen,
Ein Adler sich zur Sonne aufwärts schwang,
Mit starkem Willen, kraftbeschwingten Tönen
Die Kunst befreit von falscher Regeln Zwang,
Der Vorzeit wie der Dichtung Wechselscenen
Aus reicher Brust mit Lebenshauch durchdrang
Und freisten Sinns, doch mit gemess'nen Tritten
Zu höchsten Zielen siegreich vorgeschritten.

Da ward der heilig enge Bund geschlossen,
Der jenen hohen, ewig theuern Mann,
Des gleichen Strebens, gleichen Ruhms Genossen
Aufs neu' der Welt und uns zunächst gewann.
Welch frisches Leben war uns da erschlossen,
Nun Freund um Freund stets Edleres ersann,
Daß Jahr an Jahr, in dichtgedrängter Reihe
Des Schaffens Lust, empfangen höh're Weihe.

Dem früh Geschied'nen folgte unser Sehnen,
Der ält're Freund — Er bändigte den Schmerz.
In tief ergreifend unerreichten Tönen
Sprach er ihn aus, enthüllte uns Sein Herz.
Dem Leben nun sich wieder zu versöhnen,
Umpanzert Ihm die Brust ein dreifach Erz,
Und dem erstarkten, thatenfrischen Willen
Muß nun Natur den Durst des Wissens stillen.

Die Jahre flieh'n — Ihm sind sie nur die Stufen
Zu der Vollendung immer schönerm Ziel,
Zu ew'ger Jugend fühlt Er sich berufen
Und klarer stets wird Ihm des Lebens Spiel.
Der Vorzeit Bild, es wird hervorgerufen,
Ein jegliches Bestreben gilt ihm viel,
Und wo nur Kräfte, lebensfrische, ringen,
Sieht Er im Keim ein künftiges Gelingen.

So naht des goldnen Tages Jubelfeier
Und Fürstenhuld umkränzt des Freundes Haupt.
Nie war ein Bündniß einziger, getreuer!
Ihm hat die Zeit die Blüte nicht geraubt,
Es erbt sich fort, es weicht des Sängers Leier,
Der Fürsten Ruhm, an die Er liebend glaubt:
Von vier Geschlechtern*) sieht er sich ermuntert,
Umpflegt, geliebt, gefördert und bewundert.

Wie ist mir nun? Kann ich es wohl umfassen,
Was solch ein Leben, weltbedeutend, sagt?
Gedrängt zu großen überreichen Massen,
Rings Licht und Ruhm, wohin Sein Blick getagt!

*) Anna Amalia, Karl August, Karl Friedrich und Karl Alexander.

Nein, keine Trennung — wir sind nicht verlassen,
Er lebt uns fort, so wahr die Sonne tagt;
So lang sie leuchtet, wird es nie vergessen,
Was Er uns war und daß wir Ihn besessen.

Ja, heilig immerdar bleibt jede Stelle,
Wo edle Menschen menschlich schön gewaltet.
Den Augenblick entführt die flücht'ge Welle,
Das Große nicht, was sich aus ihm entfaltet;
Und immer lichtverklärter, ätherhelle
Wird, was die Macht des Genius gestaltet:
Nur Sein Erscheinen kann vorübergehen,
Sein Wirken muß für Ewigkeit bestehen!

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.





